

Über das Wesen der Idee.

Eine ontologische Untersuchung¹⁾.

Von

Herbert Spiegelberg (München).

Einleitung.

Abgrenzung des Untersuchungsgebiets. — Systematischer Ort der Arbeit. — Grundgedanke und Aufbau.

Der Titel dieser Abhandlung bedarf einer einschränkenden Auslegung in mehrfacher Hinsicht. Zunächst will diese Arbeit nicht als eine erschöpfende Monographie der Idee aufgefaßt werden. Dazu wäre die Zeit heute noch verfrüht. Aber auch eine ausführliche Wiedergabe des augenblicklichen Standes der Diskussion liegt nicht in meiner Absicht. Sie würde notwendig mehr ermüden und verwirren als fördern. Was versucht werden soll, das ist vor allem eine erneute Klärung der Probleme und die Aufzeigung der Fundamente, auf denen einmal ein systematischer Aufbau der Ideenlehre möglich sein wird.

Auch der Ausdruck „Wesen“ ist einschränkend zu verstehen. Vom Wesen sprechen wir hier im Sinne von „Sosein“. Nicht behandelt werden die Fragen nach dem Dasein und der Seinsform der Ideen. So brennend diese Probleme sind, ihre Lösung kann doch erst in Angriff genommen werden, nachdem klargestellt ist, was die Idee ist, die da existieren oder nicht existieren soll. Eine Auseinandehaltung der beiden Aufgaben scheint dringend erforderlich. Es besteht sonst die Gefahr, wichtige elementare Gegebenheiten zu übersehen oder fortzudeuten. Es genügt hier, daß uns Ideen als Phänomene gegeben sind, daß es sie „gibt“. In welcher Weise und wo, das ist vorläufig gleichgültig. Auch an den Ideen ist also zunächst einmal die phänomenologische Einklammerung vorzunehmen und die Frage nach ihrem Dasein auszuschalten (*ἐποχή*). Ihre Beantwortung muß späterer Behandlung vorbehalten bleiben.

1) Diese Arbeit wurde im Juli 1928 von der Philosophischen Fakultät I. Sektion der Ludwig-Maximilians-Universität in München als Dissertation angenommen. Referent war Professor Pfänder, Korreferent Geheimrat Geyser.

Auch der Terminus Idee verlangt schon an dieser Stelle eine Erläuterung, wenn nicht falsche Erwartungen entstehen sollen. Die genauere positive Charakterisierung des Untersuchungsgegenstandes kann naturgemäß erst im Verlauf der Arbeit selbst erfolgen. Dennoch wird es gut sein, schon an dieser Stelle zu bestimmen, was unter Idee nicht verstanden sein soll.

Der Ausdruck Idee gehört zu denen, die in der Philosophiegeschichte am wenigsten festen Boden gefaßt haben und so mehr oder weniger immer Freibeute für jeden neuen Systemgründer gewesen sind. Das lag zum großen Teil an der Schwierigkeit des Gegenstandes, den Plato, der legitime Entdecker, in der Idee gefunden hatte. So hat man eine Fülle von Gegenständen mit dem Namen Idee belegt, die nichts oder nur sehr wenig miteinander, noch viel weniger aber mit der ursprünglichen Konzeption zu tun hatten. So bezeichneten zuerst die Stoiker Vorstellungsgebilde schlechthin als Ideen (s. Windelband, *Gesch. d. Philos.* 10. Aufl. S. 170 Anm. 2). Das führte schließlich zu jener Bedeutungsausweitung, nach der entweder jeder Bewußtseinsinhalt Idee ist (Locke); oder mindestens jedes Abbild eines ursprünglichen Bewußtseinsinhalts (Berkeley, *Principles of Hum. Know.* XXXIII: "ideas more properly termed"; Hume: *Essay*, II. Abschn.: "ideas = copies of impressions"); oder jede Vorstellung (von etwas) wie in der englischen und französischen Sprache; oder enger jeder Gedanke wie oft im Deutschen (vgl. auch „Ideen“ zu einer reinen Phänomenologie usw.) oder jeder originelle Einfall.

Eine andere Bedeutungsentwicklung setzt bei Kant ein, der in der Absicht, Plato „besser zu verstehen als er sich selbst verstand“ als Idee bezeichnet jeden Vernunftbegriff, d. h. jeden Begriff aus Verstandesbegriffen (Kategorien), der die Möglichkeit der Erfahrung übersteigt (*Kr. r. V.* A S. 320), „für den kein kongruierender Gegenstand in den Sinnen (in der Erfahrung [Proleg. § 40]) gegeben werden kann“ (A 327). Auch der Begriff von Gott ist deshalb bei Kant eine Idee, obwohl Gott Individuum ist. Das wäre bei Plato unmöglich gewesen. — Hier sei auch kurz die Schopenhauersche Idee erwähnt, das reine „anschauliche Bild“, das auftritt, wenn man alle Begriffe der Vernunft beiseite läßt, sich ganz der Anschauung hingibt, sich versenkt in die ruhige Kontemplation des gerade gegenwärtigen individuellen Gegenstandes, sich darin verliert usw. (*Welt als W.* u. V. 3. Aufl. S. 210). Solch ein Gegenstand wird natürlich niemals mit einem Schlage zur Platonischen Idee, wie Schopenhauer glaubt; er bleibt notwendig individuell. — Br. Bauch bestimmt in seinem Buch: *Die Idee* (Leipzig 1926) diese als das System, als das Ganze der Be-

griffe, bzw. als die Wahrheit selbst (z. B. S. 154, 183). Dabei geht er zwar von Plato aus. Aber die endgültige, einzige Idee hat de facto nichts mehr mit den Platonischen Ideen zu tun aus Gründen, die im einzelnen hier darzulegen zu weit führen würde. — Endlich nennt Pfänder in seiner noch unveröffentlichten Psychologie des Menschen „Idee“ das Grundwesen eines Lebewesens, das was in ihm als seine auszuzeugende Gestalt vorgezeichnet ist, als „Bild“ (im übertragenen Sinn) des, was es werden soll. Von hier weist eine Linie der Bedeutungsentwicklung auf den frühen Schelling zurück: Ideen als Urformen des Lebens (Jahrbuch d. Medizin I). Auch diese auf Individuell-Reales und auf Lebewesen eingeschränkte Idee hat natürlich mit der Platonischen nur sehr mittelbar etwas zu tun. Es käme ferner in Betracht der Idee begriff bei Vico-Herder und vor allem der bei Hegel. Alle modifizieren den ursprünglichen Begriff etwas meist ins Dynamische hinein bis zur *idée-force* (Fouillée) — eine Entwicklung, die gewiß nicht zufällig ist¹⁾.

Damit haben wir natürlich noch lange keine vollständige Übersicht oder gar „ideengeschichtliche“ Ableitung der in der Literatur auftauchenden Ideebedeutungen erreicht. Sie wäre das Thema einer eigenen philosophiegeschichtlichen Arbeit. Hier gilt es nur, eine Entscheidung zwischen den verschiedenen Bedeutungsmöglichkeiten zu treffen und damit den Kurs dieser Arbeit festzulegen.

Alle oben skizzierten Bedeutungen werden in der vorliegenden Arbeit nicht berücksichtigt. Sie kehrt im wesentlichen zu jener Urbedeutung des Ausdrucks zurück, die Plato für das von ihm entdeckte wenn auch noch nicht durchforschte Neuland geschaffen hat. So wird vor allem der werthaft-normative Charakter der Idee als konstitutives Element aufzugeben sein, der in ihrer Rolle als *παράδειγμα* zutage tritt. Ideen können natürlich Wert haben, auch normativen, aber nicht alle Ideen sind wesentlich wertbehaftet.

Diese Arbeit fußt dabei auf den bahnbrechenden Arbeiten Husserls, vor allem auf der zweiten der „Logischen Untersuchungen“ im 2. Band des gleichnamigen Werkes: „Die ideale Einheit der Spezies“; ferner auf den inhaltsreichen Arbeiten derer, die im An-

1) Erst ein Jahr nach Abschluß dieser Arbeit lag die Abhandlung von M. Beck: *Ideelle Existenz* (Philosophische Hefte I, Nr. 3 u. 4) vor. Sie behandelt neben dem von mir bewußt ausgeschalteten Daseinsproblem auch eine Reihe von hier behandelten Fragen. Becks Konzeption der Idee umfaßt indessen weit mehr. Ihm sind Wesen, Idee, Form, Essentia, Bestimmtheit, Wesenheit, Washeit, Wie, Sosein, Quid, Quale, Gehalt gleichbedeutend. Dadurch werden letztbegründete Phänomenunterschiede doch zu weitgehend verwischt.

schluß an ihn das schwierige Gebiet mehr aufgepflügt als schon bebaut haben: ich denke hier insbesondere an die wertvollen Abhandlungen von Jean Hering: „Bemerkungen über das Wesen, die Wesenheit und die Idee“¹⁾ und von Roman Ingarden: „Essentiale Fragen“²⁾. Mehr kann sich auch die vorstehende Arbeit nicht zum Ziel setzen.

Der Anschluß an Husserl ist jedoch kein vorbehaltloser. Restlos stimme ich mit ihm überein nur in der Ablehnung jeder Art von Nominalismus, jeder Ablehnung der Idee als eines eigenen neuartigen Gegenstandes und jeder Umdeutung in ein Vertretungsverhältnis oder ähnliches. Eine Auseinandersetzung mit diesen Auffassungen ist durch die II. logische Untersuchung überflüssig gemacht. Dagegen halte ich den positiven Teil der Husserlschen Ergebnisse für ausbaubedürftig. Noch fehlt die klare Charakterisierung der Idee, ihre eindeutige Beschreibung und deutliche Aufweisung, wenn auch ihr Bestand als gesichert gelten darf. Einen Versuch dazu will die vorliegende Arbeit unternehmen.

Im Gegensatz zu Husserl halte ich wie Hering und Ingarden den Terminus Idee für den Gegenstand fest, den Husserl ursprünglich in seinen Logischen Untersuchungen damit belegt hatte. Doch gebe ich deshalb den neuen Ausdruck „Eidos“ nicht auf, den Husserl in den „Ideen“³⁾ einführt, und der den Vorzug hat, historisch sehr viel weniger belastet zu sein. Er wird später für eine besondere Art der Ideen Verwendung finden, der eine eigene Bezeichnung verlangt. Ich hoffe mich damit keiner sachlich ungerechtfertigten neuen Verwirrung der Terminologie des Ideengebietes schuldig zu machen.

*

Einer grundsätzlichen Klarlegung bedarf hier noch der Gesamtzweck dieser Arbeit, ihre systematische Stellung und ihre Methodik. Sie werden dem Leser nicht ohne weiteres einleuchten. Man wird in der Arbeit zunächst ein planloses Hin- und Herschwanken zwischen Ontologie, Logik, Metaphysik, Phänomenologie und womöglich auch Psychologie erblicken. Es ist daher geboten, hier kurz den Grundgedanken dieser Abhandlung in seinem Verhältnis zu den genannten Disziplinen zu besprechen, auf die Gefahr hin, dabei teilweise leere Programme aufzustellen.

1) Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Bd. IV (1921).

2) Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Bd. VII (1925).

3) Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Bd. I (1913): „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie.“

Zum unmittelbaren Ziel hat diese Arbeit, in Verbindung mit der Erforschung des im Titel genannten Themas, die Lehre von den unsinnlichen Gebilden (Inhalten, Gegenständen) auf eine etwas festere Basis zu stellen. Deren Bestand kann heute als gesichert gelten, seit insbesondere auch die Psychologie im Anschluß an Külpe sie nicht mehr leugnet. Trotzdem läßt sich noch ein deutliches Unbehagen spüren, wenn von diesen Gegenständen die Rede ist. Was bisher weitgehend fehlt, ist eine positive Bestimmung ihres Wesens. Das bloß Negative, das „un-“ im unsinnlich, unanschaulich usw. genügt nicht. So wird immer wieder der Versuch gemacht, das Unsinnliche in Akte, Tätigkeiten hineinzuverlegen, besonders ausgeprägt bei Sigwart (Logik I³ S. 42 u. ö.). Dieser Weg erscheint mir ungangbar. Auch das Unsinnliche ist Gegenstand, als solcher streng von allen Akten zu unterscheiden. — Es fragt sich, ob hier nicht eine neue Sphäre eigener Anschaulichkeit liegt; Husserl spricht nicht sehr bezeichnend von kategorialer Anschaulichkeit. Sie klar zu zeigen, aufzuhellen und etwas näher zu charakterisieren soll im folgenden versucht werden.

Daneben ist das weitere Ziel der Arbeit, einen Beitrag zu liefern zum Aufbau einer allgemeinen Gegenstandslehre oder Ontologie. Deren Wesen exakt zu bestimmen scheint mir heute noch nicht möglich zu sein. Um aber einen festen unbestreitbaren Kern dieser Disziplin zu benennen, umgrenze ich versuchsweise ihr Gebiet durch die Definition: (Ontologie ist die Wissenschaft, die den formalen Aufbau der Gegenstände und die in ihm begründeten apriorischen wesensmäßigen Gesetzmäßigkeiten erforscht, nicht ohne Berücksichtigung, aber ohne Interesse für ihren materialen Gehalt. Ontologie ist also eine „eidetische“ Wissenschaft im Sinne Husserls. Mit dem Wort „formal“ soll dabei hingewiesen werden auf die Arten des Zusammenhanges der einzelnen Gegenstandselemente und die in ihnen begründeten intentionalen Gestaltungsmöglichkeiten, für die die materiale Eigenart dieser Elemente selbst gleichgültig ist. Themata der Ontologie in diesem Sinn sind etwa Gegenstand überhaupt, sein Wesen und seine Formen, seine formalen Gliederungsmöglichkeiten, Sachverhalt und Relation und ihre Formen, Teil und Ganzes, Teilbarkeit und Vervielfältigungsmöglichkeit, Anzahl, Ding und Eigenschaft, Idee, Individuum, Individualität, Sein, Realität, Idealität usw. Es ist offenbar eine zu enge Aufgabenbestimmung der Ontologie, die im Anschluß an Aristoteles von der Wortbedeutung *ὄν* (aus *εἶναι* = Sein) ausgehend lediglich das Seiende und seine allgemeinsten Bestimmtheiten zum Gegenstand der Ontologie machen

will. Adäquater ist da schon die Wesensbestimmung von Chr. Wolff: Ontologie als die „Lehre von allem Möglichen, sofern es möglich ist“.

Von der Husserlschen Auffassung der Ontologie (vgl. Log. Unt., I. Band § 67, Ideen § 10) unterscheidet sich die hier vertretene Konzeption dieser Wissenschaft durch folgende wichtige Punkte:

1. Auszuscheiden ist aus der Ontologie das Gebiet der Logik (der „Bedeutungskategorien“). Ontologie ist keine „reine Logik“. Logik — das ist eine der wichtigsten Einsichten, die es zu befestigen gilt — basiert aber auf Ontologie und ist im Grunde nicht ohne sie möglich. Die Bedeutung gerade der Ideenlehre in dieser Richtung wird am Schluß deutlich werden. Erst durch die Lehre von den möglichen Gegenständen und Sachverhalten können manche Kapitel der Logik einsichtig verständlich gemacht werden. Das gilt z. B. von den logischen Grundgesetzen (vgl. Pfänder: Logik, III. Abschnitt). Das schließt nicht aus, daß wir logische Untersuchungen zur Auffindung ontologischer Gebilde benützen dürfen. Oft können wir nur durch sie hindurch zu den ontologischen Gebilden gelangen, schon weil sie, um sprachlich mitteilbar zu sein, erst logisch eingeformt sein müssen. — Freilich bleibt das Verhältnis der Logik zur Ontologie auch für diese Anschauung noch ziemlich kompliziert. Ich verhehle mir nicht, daß z. B. meine Auffassung vom Wesen des Begriffs, der Bedeutung und der Funktionsgebilde zu einem ganz veränderten Gesicht der Logik führen muß. Aber diese Konsequenz braucht darum nicht gescheut zu werden.

2. Die strenge Scheidung von formaler Ontologie (die sich nur mit den formalen Kategorien, mit den Gegenstandszügen beschäftigt, die „in der Weise einer Leerform auf alle möglichen Wesen [Gegenstände] passen“, die „in ihrer formalen Allgemeinheit alle, auch die höchsten materialen Allgemeinheiten unter sich haben und ihnen durch die ihnen zugehörigen formalen Wahrheiten Gesetze vorschreiben“) und von materialen Ontologien (die es mit den obersten materialen Gattungen, den „Regionen“ von empirischen Gegenständen zu tun haben) ist in dieser Form nicht aufrechtzuerhalten. Man kann das Verhältnis von Ganzem und Teil z. B. ontologisch nicht voll erfassen, ohne die verschiedenen material bedingten Teilverhältnisse zu berücksichtigen, kann das Wesen von Sein oder Relation nur erkennen auf Grund eines Überblicks über die materialen Seins- und Relationsformen. Es gibt kein absolutes formales Sein, sondern nur ein von Seinssphäre zu Seinssphäre verschiedenes Sein. Einfachheit im Sinne der Unteilbarkeit und noch mehr Zusammengesetztheit (Teilhaltigkeit) hat, wie wir noch sehen werden, ein ganz

verschiedenes Wesen, je nach den materialen Gegenständen, die in Frage stehen; ohne deren Berücksichtigung würde uns volle Einsicht in das Wesen dieser ontologischen „Kategorie“ nicht möglich sein. Das hat seinen tieferen Grund in der hier noch nicht völlig aufklärbaren Natur des Formalen überhaupt. Das Formale enthält als das Allerallgemeinste alles andere nicht nur unter sich, sondern in gewissem Sinne auch in sich. Es läßt sich daher nicht ohne das Materiale behandeln, wenn es auch von diesem immer verschieden bleibt.

In dieser Richtung ist leider auch die vorstehende Untersuchung noch unvollkommen. Sie berücksichtigt vielleicht zu einseitig nur körperliche Dinggegenstände. Nur nebenher konnten Gebilde wie Geschehen und Bewegung, Kraft und Fähigkeit, psychische Gebilde, sozial-kulturelle (z. B. juridische) und Wertgebilde herangezogen werden, die alle ihre besondere ontologische Struktur haben. Es fehlen aber über diese Gegenstände noch großenteils die nötigen Voruntersuchungen, die übrigens auch für die empirische Forschung, z. B. die Psychologie, nicht ohne Bedeutung wären. Es wird eine Zukunftsaufgabe der Ontologie sein, auch die Eigenart dieser Gegenständlichkeiten noch stärker zu berücksichtigen als das bisher der Fall war.

Natürlich besteht nahe Verwandtschaft auch zu Meinongs Konzeption einer Gegenstandstheorie. Doch schließt diese als Wissenschaft vom daseinsfreien Gegenstand schlechthin (Philos. in Selbstdarst., Bd. I S. 13) offenbar schon zu viel Inhaltliches ein. Sie will alle apriorischen Erkenntnisse über Wesen von Gegenständen umfassen, auch über rein materiale, wie z. B. die Empfindungsgegenstände, und schließt auch die Geometrie ein, deckt sich also insofern mit Husserls Begriff der eidetischen Wissenschaft. Deren Bereich ist aber offenbar umfassender als der der Ontologie im hier gefaßten Sinn, die ja nur bis zu den obersten materialen „Regionen“ hinabreicht.

Wie verhält sich nun die Ontologie zur Metaphysik? Bei Aristoteles ist bekanntlich noch Beides identisch. Allmählich hat sich dann die traditionelle Ontologie zu einem bloßen Abschnitt der Metaphysik verwandelt. Für uns ist sie völlig von dieser losgelöst. Um diese Trennung zu begründen müßte natürlich zuerst klargelegt werden, was unter Metaphysik zu verstehen ist. Bekanntlich besteht darüber heute keine restlose Übereinstimmung. Wesentlichste und unverrückbare Aufgabe der Metaphysik scheint aber zu sein, den innersten Kern und letzten Grund und Sinn der Welt und des Realen im besonderen zu erfassen, sei es auf Grund apriorisch rationalen Denkens, sei es auf Grund „intellektueller Anschauung“ (Intuition)

oder empirisch begründeter Hypothesen. Ontologie hat nun eine ganz andere Aufgabe. Sie interessiert sich nicht für das, was wirklich ist. Sie untersucht mögliche Gegenstandsformen und -gesetze, gleichgültig, ob diese Gegenstände real, ideell oder nichtexistent, d. h. nur phänomenal sind. Sie erforscht nur Wesen und Wesenszusammenhänge der Gegenstände. Was existiert, ist ihr gleichgültig. Genauer gesprochen: sie erforscht diejenigen apriorischen Zusammenhänge, die lediglich mit Gegenständlichkeit überhaupt notwendig oder möglicherweise gesetzt sind. Daß es solche Zusammenhänge gibt, kann heute als unbestritten gelten.

Auch das Verhältnis von Ontologie zur Phänomenologie bedarf kurzer Erläuterung ¹⁾. Für die Charakterisierung der Phänomenologie kann im allgemeinen auf Husserls Ausführungen verwiesen werden, ohne daß ich mich auf alle seine Bestimmungen festlegen möchte. In diesem Zusammenhang sei folgendes hervorgehoben: Ontologie untersucht das Wesen von möglichen Gegenständen überhaupt, nicht nur das „transzendental“ reduzierter Phänomene (unter Reflexion auf die subjektive Erscheinungsweise der Gegenstände und ihre Wesensgesetzlichkeiten) und des nicht mehr reduzierbaren „absoluten Bewußtseins“. Sie bezieht sich also auf das Wesen „transzendenten“ Gegenstände (vgl. Husserl, Ideen § 58).

An der grundsätzlichen Trennung der beiden Disziplinen wird dadurch nichts geändert, daß diese Arbeit gelegentlich auch phänomenologische Untersuchungen bringt. Deren Sinn ist dieser:

1. Gegenstände überhaupt, auch die der Ontologie, werden in ihrem leibhaftigen Selbst nur erfaßt auf Grund von (sinnlichen oder unsinnlichen) Anschauungsakten. In ihnen deckt sich Phänomen und gemeinter Gegenstand. Ist man bis zu diesem Akt gelangt, so schaut man den Gegenstand selbst. Ein Hauptmangel bisheriger Untersuchungen gerade der Idee, aber auch der Momente usw., schien mir der zu sein, daß nicht immer bis zu diesen Gegenständen selbst und den ihnen angemessenen Erkenntnisakten vorgestoßen wurde. Wenn das erreicht werden sollte, so war der sicherste Weg dazu, nicht nur den Gegenstand, das Noema, zu beschreiben, sondern auch den Akt, die Noesis, in der das Noema sich selbst gibt. In manchen Fällen, so bei den einfachen Gegenständen, scheint das überhaupt der einzige Weg zu sein, auf dem sicher zu den gemeinten Gegenständen hingeführt werden kann; denn das Noema selbst ist hier direkt nicht

1) Vgl. hierzu auch Gerda Walther: „Zur Ontologie der sozialen Gemeinschaften.“ Einleitung; im Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Bd. VI (1923).

mehr beschreibbar. Aber auch da, wo es darauf ankommt, dem Leser durch die richtige Blicklenkung das Selbstsehen und die Nachprüfung des Behaupteten zu ermöglichen, ist dies die angemessenste Methode, besonders zur sicheren Ausschaltung von Mißverständnissen. Denn diese sind unvermeidlich, wenn es nicht gelingt, dem Leser denselben Gegenstand vor Augen zu bringen, den der Verfasser selbst meint.

2. Daneben schien es angebracht, gelegentlich auch kurz die inadäquaten und provisorischen Akte heranzuziehen, in denen uns ein Gegenstand gegeben sein kann. Wo sie allein bekannt sind, da wird der Gegenstand, so wie er sich in ihnen gibt, leicht für den leibhaften Gegenstand selbst gehalten. Auch diesen Mißverständnissen sollte vorgebeugt werden. Zudem ist eine gleichmäßige Ausbildung der Gegenstands- und der Aktforschung schon wegen des zwischen beiden Untersuchungsgebieten bestehenden Parallelismus immer erstrebenswert. Trotzdem bleibt der letzte Zweck aller phänomenologischer Untersuchungen in diesem Zusammenhang immer ein ontologischer.

Ein ganz grundsätzlicher Unterschied phänomenologischer und ontologischer Methode muß schon hier mit allem Nachdruck hervorgehoben werden: Nicht alle Meinungsinhalte, die sich phänomenologisch aufweisen lassen, müssen ontologisch berechtigt sein. Das ontologische Korrelat der Meinung kann fehlen. Daß ich einen Gegenstand als so und so beschaffen meine, beweist noch nicht seine ontologische Möglichkeit, solange ich ihn noch nicht in adäquater Veranschaulichung klar und deutlich gesehen habe. Insofern ist z. B. auch Husserls in der zweiten logischen Untersuchung geführter Nachweis, daß wir Ideen als eigene von allen anderen Gegenständen verschiedene Gebilde meinen, ontologisch nicht ausreichend. Die Meinung kann sich immer noch als eine in sich widersinnige enthüllen, wenn wir den gemeinten Gegenstand selbst zu veranschaulichen versuchen. Es kann aber auch an der Stelle des gemeinten Gegenstandes ein anders beschaffener Gegenstand stehen, von dem wir bisher noch kein richtiges Bild hatten. Wir werden uns dieses Sachverhalts mehrfach zu erinnern haben, so bei den Funktionsgebilden und den höheren Komplexideen.

Dabei spielt eine Erscheinung eine besondere Rolle, die Pfänder auf logischem Gebiet als Supposition des Satzes bezeichnet hat (Logik S. 176 [42]). Wir können uns im Verstehen logischer Ausdrucksgebilde auf ganz verschiedene Schichten an ihnen richten, bald auf das rein Sprachliche, bald auf das Logische, bald auf das Ontologische. Die Folge ist, daß in unseren Gedanken objektiv oft noch etwas ganz

anderes steckt als wir gerade subjektiv damit meinen. Das Urteil enthält Meinungen, die wir faktisch nie meinen, die aber die Grundlage für den Erfolg unserer Äußerungen bilden. Auch objektive Gedankengebilde haben eine von ihrem Schöpfer unabhängige Eigengesetzlichkeit. Phänomenologisch scheinen dann bei einer ontologischen Analyse leicht Umdeutungen vorzuliegen. Sie können aber sachlich im Wesen der leibhaftig ins Auge gefaßten Gegenstände, z. B. der Funktionsgebilde, durchaus begründet sein. Man wird übrigens des Unterschiedes zwischen subjektiver und objektiver Meinung bald gewahr, wenn man das subjektiv Gemeinte einmal selbst adäquat logisch zum Ausdruck zu bringen sucht. Wir haben also überall unsere subjektiven Meinungen zu klären und sie nur als Indices für Ontologisches, niemals für dieses selbst zu nehmen.

Es erübrigt sich, hier noch über das Verhältnis dieser Arbeit zur Psychologie zu reden. Das Erforderliche wird an gegebener Stelle gesagt werden.

*

Anschließend soll noch der Grundgedanke im Aufbau der Abhandlung an Hand einer kurzen Übersicht erläutert werden.

Der Kern, aus dem diese Arbeit in ihrer vorliegenden Form herauswuchs, waren die Gedanken des jetzigen 4. Abschnitts über die Komplexideen. Indem ich diesen nachging, stellte sich sehr bald heraus, daß sie nur ein Spezialfall der Ideen überhaupt sind und daher nichts für das Wesen der Ideen Konstitutives herzugeben vermögen. Aussagen etwa wie die, daß der Begriff gleich der Summe seiner Merkmale sei, konnten daher auf die Idee übertragen ebenso wenig einen Sinn haben wie bezüglich des Begriffs. Bei den einfachen Ideen konnte ja von einer Summe keine Rede sein. Die besondere Konfiguration der Elemente, die innere Struktur der Idee, war offenbar für Ideehaftigkeit überhaupt außerwesentlich. Die Idee mußte also zunächst ohne Berücksichtigung dieser inhaltlichen Seite untersucht werden.

Dem lag dann allerdings die Annahme zugrunde, daß es auch einfache oder Elementarideen gibt. Das ist an sich nicht selbstverständlich. Es könnte auch lediglich Zusammengesetztheit aus unendlich vielen Teilen geben. Wir werden das noch im ersten Abschnitt sehen. Jedenfalls aber mußten diese Elementarideen die Grundlage für die ganze Strukturlehre der Ideen bilden. Sie zu untersuchen war also mit das Dringendste in der ganzen Ideenlehre.

Aber für diese Untersuchung fehlte noch der feste Boden. Auch in der traditionellen Begriffslehre fanden sich so gut wie keine ver-

wertbaren Vorarbeiten. Vor allem gab es keine exakte Bestimmung des Wesens von Einfachheit. Sie mußte zuerst erarbeitet werden und dabei waren vor allem die Hauptäquivokationen namhaft und unschädlich zu machen. Eine weitere Vorarbeit mußte darin bestehen festzustellen, ob es überhaupt einfache Gegenstände gebe und unter welchen Bedingungen das der Fall sei. Außerdem war eine wenigstens exemplarische Übersicht über sie zu gewinnen. Nur so konnten einfache Ideen aufgefunden werden. Denn es ist eine der Grunderkenntnisse der Ideenlehre, daß ein durchgehender Parallelismus zwischen individuellen oder, wie wir aus bestimmten Gründen besser sagen, numerischen Einzelgegenständen und Ideen besteht. Daneben gibt es natürlich auch Ideen von Ideen. Aber diese sind, wie noch zu zeigen, niemals einfach. Es war deshalb heuristisch der beste Weg zur Auffindung der Elementarideen, die einfachen numerischen Gegenstände aufzusuchen. Vollständigkeit war dabei natürlich weder erforderlich noch erstrebenswert. Doch mußte dazu ziemlich weitgehend in die Ontologie der numerischen Gegenstände eingegangen werden. Einige andere im weiteren Verlauf der Arbeit wichtige Punkte wurden dabei in diesen vorbereitenden Abschnitt mit hineingezogen.

So ergibt sich sinngemäß als Thema für den ersten Abschnitt der Arbeit die Behandlung der Einfachheit und der einfachen numerischen Gegenstände; für den zweiten: das Wesen der Ideeität und ihres Prinzips, d. h. desjenigen, was eine Idee zur Idee macht. Im dritten und vierten Abschnitt endlich werden die verschiedenen Formen der inneren Struktur der Elementarideen und der Komplexideen untersucht. Der fünfte abschließende Abschnitt versucht dann eine Klärung von verwandten Gebilden wie Wesen, Was, Wesenheit; auch das Verhältnis von Idee, Begriff und Bedeutung wird hier besprochen. Das war besonders deshalb so wichtig, weil

1. vieles von dem, was traditionell unter anderem Titel behandelt wurde, mit in unseren Problemkreis gehört. Häufig wird etwa Begriff und Idee identifiziert, namentlich da, wo man keinen Unterschied zwischen Begriff und Begriffsgegenstand macht. Dann wird natürlich in der Begriffslehre vieles behandelt, was für uns in die Ideenlehre gehört. So, wenn man etwa die Platonischen Ideen als Begriffe auffaßt (es sei hier dahingestellt, mit welchem Recht). Auch das Verfahren der Juristen vermag gute Belege dafür zu bieten. Meist sprechen sie von der Erkenntnis von Begriffen, wo sie in Wahrheit Ideen untersuchen. Sie fragen etwa scheinbar nur nach dem Staatsbegriff und seinen Merkmalen, nicht nach dem Staat und seinem Wesen.

2. Offenbar ist vieles von dem, was von Begriffen gilt, sinnvoll auf Ideen übertragbar, auch wenn beide nicht identisch sind. So erklärt es sich, daß wir häufig auch solche Anschauungen über den Begriff berücksichtigen, die sich wie die Sigwarts eigentlich gar nicht auf Ideen beziehen.

Ohne den Anschluß an solche traditionellen Problemstellungen würden unsere Untersuchungen gleichsam in der Luft schweben. Wichtiger fast als neue Ergebnisse und damit verbundene weitere Verwicklung der Diskussion war mir Klärung und tunlichste Vereinfachung der gerade in den letzten Jahren noch weiter verwickelten Problemlage. Wenn ich in diesem Zusammenhang trotzdem keine ausführliche Besprechung der Arbeiten von Hering und Ingarden unternehme, so geschieht das vor allem aus Gründen der Klarheit der Darstellung. Nur die jeweils wichtigen Ausführungen wurden herausgehoben und gewürdigt. Kritische Polemik führt sowieso in den wenigsten Fällen zu einer Klärung oder gar Lösung vorhandener Probleme. Wichtiger als alle kritisch-polemische Diskussion bleibt immer das originäre Sehen. Der Wert zweier Lösungen aber kann schließlich nie aneinander, sondern nur am Sachverhalt selbst und an den Problemen gemessen werden. Welche Theorie ihnen vollkommener gerecht wird, darüber entscheiden endgültig doch die Sachen selbst als letzte und unfehlbare Instanz.

I. Abschnitt.

Über Einfachheit und einfache numerische Gegenstände.

§ 1. Verschiedene Bedeutungen von Einfachheit.

Nur dann kann eine wissenschaftliche Untersuchung unmittelbar an ihren eigentlichen Gegenstand herantreten, wenn die zur Fixierung dieses Gegenstandes unentbehrlichen Begriffe klar und eindeutig festliegen. Diese Bedingung ist nun leider nicht erfüllt, wenn in diesem Abschnitt zunächst von den einfachen numerischen Gegenständen gehandelt werden soll. Der Ausdruck „Einfachheit“ (*simplicitas*) ist mit einer Fülle von Äquivokationen belastet, die um so gefährlicher sind, als die verschiedenen Bedeutungssphären sich teilweise überdecken und dadurch dem arglosen Blick meist entgehen. Die Folgen davon betreffen nicht nur die Ontologie, Metaphysik und Logik, sondern da es sich hier um einen Begriff von allgemeiner Bedeutung handelt, auch alle übrigen Wissenschaften. Hier sei nur auf die

Psychologie verwiesen; in der letzteren besonders auf die Elementen- und Empfindungslehre, von der noch die Rede sein wird.

Im folgenden sollen daher kurz die verschiedenen Bedeutungen von Einfachheit aufgedeckt und jeweils durch ihre Gegensätze gekennzeichnet werden. Sechs solcher Bedeutungen scheinen mir voneinander abhebbar zu sein:

1. **Einfach im Gegensatz zu Mehrfach.** Man spricht etwa von einfacher und mehrfacher Besetzung in einer Musikaufführung, von einfachem oder mehrfachem Mord. Diese Bedeutung hat da ihre Stelle, wo einer Exemplargegenständlichkeit gegenüber die Frage auftaucht, wie oft, in wieviel „Teilen“ von ihr ein und dieselbe Art eine besondere „Realisierung“ finde. Infolgedessen gibt es in diesem Sinne keine einfachen und mehrfachen Gegenstände, sondern genau genommen nur eine einfache und mehrfache Realisiertheit einer Art in einem Gegenstande. Die ganze Bedeutung hebt sich klar von allen anderen ab und hat deshalb zu Verwechslungen niemals Anlaß gegeben.

2. **Einfach im Gegensatz zu Kompliziert.** Einfach hat hier den Sinn von erkenntnismäßig leicht durchschaubar, klar und übersichtlich gegliedert, mit wenig „Griffen“ zu erfassen; so wenn man etwa sagt: „das ist doch ganz einfach“. Auch Zusammengesetztes kann in diesem Sinne einfach sein, etwa eine Melodie, eine Zeichnung; ferner die allerallgemeinsten Gegenständlichkeiten, „Kategorien“ wie Ding, Eigenschaft usw. In dieser Bedeutung spricht Lotze (Logik § 331) von „einfachsten und allgemeinsten Begriffen“ und Gedanken. Im Anschluß an ihn baut Hering, a. a. O. S. 535, seine einfache Idee offenbar auf diesem Einfachheitsbegriff auf. Von deren Unterarten erinnern allerdings die „primitiven Ideen“ an Bedeutung 6, die „derivierten Idee“, zu denen jene verschmelzen an Bedeutung 5 (Teillosigkeit). — In diesem zweiten Sinn spricht man auch von Vereinfachung.

3. **Einfach, Schlicht im Gegensatz zu Künstlich, Gekünstelt, Überladen, Anspruchsvoll, Raffiniert.** Die Bedeutungen 2 und 3 sind zwar nah miteinander verwandt, decken sich aber nicht. Das einfach-einfältige Menschenkind ist oft schwerer zu durchschauen als der homo rationalis mit seiner klarbewußten Überlegungsmotivation. Die künstlich-rationale Maschine ist einfacher im Sinne von Bedeutung 2 als das Natürlich-Primitive. Der dritte Einfachheitsbegriff entspringt offenbar einer stark wertbetonten zivilisationsfeindlichen Einstellung, für die nicht das rational-Verstehbare, das *πρότερον πρὸς ἡμᾶς*, sondern das naturhaft Ursprüngliche, das *πρότερον φύσει*, das Einfachste ist.

Für die zweite und dritte Einfachheitsbedeutung ist die Steigerbarkeit charakteristisch; ein Kunstwerk, ein Mensch kann mehr oder weniger einfach sein, etwas, was bei Zugrundelegung der anderen Einfachheitsbegriffe offensichtlich keinen Sinn hätte.

Mehr von historisch - sprachlichem Interesse ist heute die Bedeutung.

4. Einfach im Gegensatz zu Einteilbar (*divisibilis*) in Arten und Unterarten. Dieser Sinn von Einfachheit liegt der Bezeichnung „Individuum“ (griechisch *ἄτομον* z. B. bei Plato) ursprünglich zugrunde. Bald werden dabei schon die niedersten Arten, bald erst die „Individuen“ im Sinne von *τόδε τί* als indivisibel bezeichnet. In diesem Sinne ist auch das komplizierteste Individuum einfach, und — umgekehrt wie bei Bedeutung 2 — erscheinen gerade die allgemeinsten Gattungen als am wenigsten einfach. So ist auch die Einfachheit der Idee, das *ἄτομον εἶδος* bei Plato zu verstehen; vgl. hierzu die Untersuchungen von Julius Stenzel, bes.: Zahl und Gestalt bei Plato und Aristoteles, Berlin 1924, S. 10 ff. Je nach den verschiedenen Möglichkeiten von Einteilung sind hier naturgemäß wieder verschiedene Arten von Einfachheit auseinanderzuhalten. Ich erwähne nur beispielsweise die auf Boethius (*De divisione*) zurückgehende Unterscheidung von 1. *divisio per se* (*subiecti in subiecta*: animal in homo und brutum), 2. *divisio per accidens*: a) *subiecti in accidentia* (animal in album, nigrum sc. animal¹⁾), b) *accidentis in subiecta* (album [i. e. weißes Etwas¹⁾] in nix, lac), c) *accidentis in accidentia* (album [i. e. weißes Etwas] in dulce, amarum sc. album¹⁾). Vgl. hierüber Prantl, Geschichte der Logik, Bd. III, S. 362.

5. Einfach im Sinn von *Teillos*, im Gegensatz zu Teilhaltig, Gegliedert. Die Bedeutsamkeit dieser und der noch folgenden Unterscheidung läßt es als geboten erscheinen, zunächst einmal das Wesen des Teiles zu bestimmen.

Teil ist jedes innerhalb eines Gesamtgegenstandes liegende, sich durch eine gewisse eigene Gestalt in ihm abhebende Gebilde. Der Ausdruck Gestalt darf dabei natürlich nicht nur im optischen Sinne verstanden werden. Auch ein Ton in einem Akkord, eine Zahl in einer Summe, eine Pflicht in einem Rechtsverhältnis, eine Epoche im geschichtlichen Verlauf, ein Subjekt in einem Urteil hat „eigene Gestalt“ in diesem Sinne. Gestalt ist dabei ein relativer Begriff, relativ auf die übrigen Partien des Ganzen. Gestalt setzt deshalb nicht notwendig eine scharfe Grenzlinie voraus; auch durch

1) Bei abweichender Auffassung läge keine Einteilung in Arten vor.

Verdichtung (Zusammenschiebung) oder Auslassung einer Partie im Kontinuum, etwa im Farbviereck, kann eine „Gestaltgrenze“ entstehen. Qualitative Verschiedenheit der Partien eines Ganzen ist weder notwendig, noch genügend, um die Teileigenschaft zu begründen. Eins ist Teil der Zweisumme, ohne sich qualitativ von der mitenthaltene Eins zu unterscheiden. Dagegen unterscheidet sich die Gelbpartie des Farbvierecks zwar qualitativ von dessen übrigen Partien, bildet aber mangels eigener Gestalt keinen natürlichen Teil des Farbvierecks. Erst recht ist ein Zeitabschnitt ohne vorangegangene Abschneidung kein Teil der reinen Zeit; nur die inhaltlich erfüllte Zeit ist indirekt durch ihren Inhalt gegliedert. Homogene und gleichmäßig sich abwechselnde („alloiogene“) Kontinuen haben keine natürlichen Teile. Gleichmäßig-kontinuierliche Übergänge schließen das Gegebensein von Teilen aus. Es gibt also ausgedehnte Gegenstände ohne natürliche Teile. — Teile können ihrerseits selbstverständlich weiter in Teile untergegliedert sein.

Nun gibt es freilich nicht nur naturgegebene, „natürliche“ Teile, die sich in der schlichten Wahrnehmung als Teile eines Ganzen geben. Wie schon angedeutet, können die Bedingungen der Teilgliederung auch künstlich geschaffen werden. Wir können durch gedankliche Grenzziehung einer Gegenstandspartie Gestalt geben. Von diesen gedanklichen oder künstlichen Teilen wird noch ausführlich die Rede sein. Gedankliche Teile können natürlich auch in Kontinuen gebildet werden. Vor ihrer Abhebung aber ist das Ganze homogen geschlossen. Seine noch gestaltlosen Komponenten nennen wir so lange „Partien“.

Husserl bestimmt in den logischen Untersuchungen (Bd. II, 3. Unters., Kap. 1 § 2) als Teil alles, was in einem Gegenstand unterscheidbar, was in ihm „vorhanden“ ist, was von ihm „gehabt“ wird, was ihn rein in sich, nicht in bezug auf anderes aufbaut. Husserl selbst betont, daß diese Bedeutung über die sprachübliche hinausgeht; die Sprache bezeichne als Teil nur das, was er selbst Stück nennt. Die Bedeutungsausweitung auch auf unselbständige Teile (Momente) ist sachlich durchaus gerechtfertigt, sofern es sich dabei um gedanklich schon gestaltete Teile handelt. Dagegen halte ich die Ausdehnung der Teilbedeutung auch auf die gestaltlose Partie, die Husserls Teilbegriff involviert — auch sie ist ja im Kontinuum „enthalten“, baut es auf usw. —, nicht für zweckmäßig. Jedes Kontinuum, auch das gleichförmige, bestände dann von vornherein aus unendlich vielen Teilen, da es gedanklich unbegrenzt zerteilt werden kann. Aber diese Teile werden doch erst in Gedanken geschaffen, nicht vorgefunden. Es wird also der Unterschied zwischen natürlichem und gedanklichem Teil verwischt, den ich für einen ganz fundamentalen halte. — In erhöhtem Maße gilt das gegenüber dem Teilbegriff des Aristoteles (Metaph. V, Kap. 25), der (bei verschiedenen Unterbedeutungen) als Teil immer wieder bestimmt dasjenige, in das sich ein Etwas zerteilen (*διαμεῖν*) läßt.

Damit ist nun auch das Wesen der Einfachheit im Sinne von Teillosigkeit eindeutig bestimmt. Ausgeschlossen wird durch sie lediglich das Vorhandensein natürlicher Teile. Einfach in diesem Sinne, d. h. ungegliedert, ohne eigengestaltete Partien, sind etwa ein Ton, eine Farbe, eine geometrische Linie, die inhaltleere Zeit. Soweit hier noch gedankliche Teile herauszulösen sind, verschmelzen sie so völlig zu einer gleichförmigen Einheit, daß sie für die schlichte Wahrnehmung jede Eigengestalt verloren haben. Natürlich ist Einfaches in dieser Bedeutung auch einfach im Sinne von unkompliziert; nicht dagegen gilt die Umkehrung; nicht alles Unkomplizierte ist auch teillos; vgl. unter 2.

Dies scheint übrigens auch die Bedeutung zu sein, in der die Naturwissenschaft ursprünglich von Atomen sprach und in der sie heute, nachdem der Name Atom eigentlich am falschen Gegenstand hängen geblieben ist, die Elektronen als Einfachstes und Letztes gelten läßt. Die Möglichkeit weiterer gedanklicher Teilung gibt ihr deshalb keinen Anlaß, noch hinter die Elektronen zurückzugehen und am Ende den Begriff des „kleinsten Teilchens“ völlig aufzugeben. Übrigens erscheint unter diesem Gesichtspunkt der Ausdruck „Atom“ (= unteilbar) unglücklich gewählt zu sein; sachentsprechender wäre die Bezeichnung „Amer“ (von ἀμερόν = teillos) gewesen.

Diesen Sinn hat es auch, wenn die Seele als einfach bezeichnet wird, woraus man dann ihre Unzerstörbarkeit und Unvergänglichkeit hat ableiten wollen. Im gleichen Sinn kann auch das Ich als einfach angesprochen werden. Ebenso ist es wohl zu verstehen, wenn Gott trotz der unendlichen Fülle seiner Prädikate einfach genannt wird.

6. Einfach im Gegensatz zu Teilbar. Einfach in diesem Sinne ist jeder Gegenstand, der auch keine weiteren gedanklichen Teile mehr besitzt, sich also auch nicht mehr aus Partien zusammensetzt. Es können daher keine Elemente mehr in ihm abgeteilt, unterschieden werden. Was das im Einzelnen heißt, das wird uns im folgenden näher beschäftigen. Denn dieser sechste Sinn von Einfachheit ist es, der im Fortgang maßgebend sein wird. Hier sei nur noch darauf hingewiesen, daß Unteilbares immer auch teillos und unkompliziert ist. Dagegen ist die Umkehrung natürlich unzulässig. Teilloses und Unkompliziertes kann noch teilbar sein.

Zweifelhaft scheint es, in welchem Sinne und mit welchem Recht die Leibnizsche Monade noch als einfach angesehen werden kann. Sie soll ja trotz ihrer Unteilbarkeit eine Unendlichkeit von Vorstellungen in sich enthalten. Aber weder sind diese voneinander unabteilbar (6. Bedeutung), noch verschmelzen sie miteinander zu

teillosen Ungliedertheit (5. Bedeutung). Offenbar versteht Leibniz hier Einfachheit im Sinne von räumlicher Unteilbarkeit, die freilich für Unräumliches, Seelisches selbstverständlich ist; vgl. *Monadologie* § 1—3.

Ein mehr metaphysisch-kausaler Einfachheitsbegriff wird von Leibniz in der Polemik gegen Lockes einfache Ideen in den *Nouveaux Essais* und an anderen Stellen entwickelt. Lockes Ideen seien noch weiter zurückführbar, z. B. die Farbempfindungen auf Gestalten und Bewegungen. Einfach sind danach die Elemente, aus denen als Ursachen die anderen Ideen erzeugbar sind (Betrachtungen über die Erkenntnis, die Wahrheit und die Ideen, Gerh. IV, 423; *De Synthesi et Analysis universali*. . Gerh. VII, 294). Die letzten unauflöselichen Elemente dieser „Analysis“ der Ideen sind dann die Attribute Gottes selbst (IV, 427). — Es bedarf keines ausdrücklichen Nachweises, daß diese gleichsam metaphysische Einfachheit (= Unableitbarkeit) nichts mit den herkömmlichen Einfachheitsbedeutungen zu tun hat.

Ingarden scheint theoretisch an die 6. Einfachheitsbedeutung zu denken, wenn er von einfachen oder ursprünglichen Ideen spricht (a. a. O. S. 230). Sie entsprechen jeweils einem „absolut einfachen Moment“. Seine Beispiele, besonders das von Linie und Fläche weisen aber mehr auf die 5. Bedeutung hin. Gerade bei Ingarden zeigt sich deutlich die bisherige Ungeklärtheit des Wesens von Einfachheit.

§ 2. Von der gedanklichen (intentionalen) Teilung.

Unteilbarkeit bedeutet Unmöglichkeit der Teilung. In ihr liegt also wesensmäßig eine Beziehung auf gedachte Teilungsakte. Unteilbarkeit bezeichnet hiernach die „relative“ Beschaffenheit eines Gegenstandes, die dieser gegenüber möglichen Teilungsversuchen zeigt. Es bedarf hiernach keiner weiteren Begründung, daß wir uns vor einer Untersuchung über Teilbarkeit und Unteilbarkeit mit dem Wesen von Teilung überhaupt und mit ihren verschiedenen Arten vertraut machen müssen. Teilbarkeit hat nur Sinn mit Bezug auf Teilungsakte. Nur erhebt sich hier ein Bedenken: Geraten wir nicht auf psychologisches Gebiet und psychologisieren Ontologisches, wenn wir hier Akte untersuchen? Das ist indessen nicht zu befürchten. Denn:

1. Jede Teilung wie jede geistige Operation an einem intentionalen Gegenstand hat eine doppelte Seite. Sie bedeutet einmal ein psychisches Geschehen im Subjekt. Sie ruft aber auch gleichzeitig eine Umbildung am intentionalen Gegenstand hervor, den „Zerfall“ des Gegenstandes in Teile. Diesen Veränderungsvorgang am inten-

tionalen Objekt kann man ganz für sich ohne den Verursacher dieser Veränderung betrachten. Um diesen Vorgang und um die im intentionalen Gegenstand a priori enthaltenen Möglichkeiten solcher intentionaler Veränderung handelt es sich für uns im folgenden fast ausschließlich.

2. Darüber hinaus kommt für uns nur das phänomenologische Wesen der Teilung in Betracht, nicht auch die psychologischen wesenszufälligen Modifikationen (Reaktionszeiten usw.).

3. Außerseelisches steht nicht nur in Beziehung zu anderem Außerseelischem, sondern auch zu Seelischem. Auch ihm gegenüber kann es ganz besondere Eigentümlichkeiten zeigen. Betrachten wir demgemäß Außerseelisches auf sein Verhalten gegenüber Seelischem, so wird damit unsere Untersuchung ebensowenig eine psychologische, wie eine psychologische Untersuchung physiologisch (physikalisch) wird, wenn sie Eigentümlichkeiten des Seelischen gegenüber Physiologischem (Physikalischem) erforscht; z. B. die Eigenschaft bestimmter Erlebnisse, durch Reizgifte erzeugbar zu sein oder Pulsbeschleunigung zu erzeugen.

Zunächst muß die Teilung, auf die hier abgestellt ist, streng unterschieden werden von jeder realen Teilung (*praecisio physica*) mit ihren empirischen Möglichkeitsbedingungen, etwa Teilung mit dem Messer, dem Mikrotom, mit chemischen Mitteln (Analyse) oder radioaktiven α -Strahlen. Solche isolierende physische Abteilung und Darstellung bleibt auch bei Atom und Elektron ein letztes Ziel physikalischer Forschung. Die Teilung, mit der es die *Ontologie* zu tun hat, ist dagegen immer eine gedankliche, intentionale, mentale. Ob der Gegenstand wirklich so zerlegt werden kann, wie wir uns das denken, ist gleichgültig. Entscheidend ist, ob er seinem Wesen nach eine gedankliche Aufteilung zuläßt, und welche Möglichkeiten hierfür im einzelnen vorliegen. Wesensmäßig ist es natürlich immer möglich, daß gewisse intentionale Teilungen (die Zerlegungen und Zerstückungen) auch real nachvollzogen werden.

Wir betrachten nun zunächst einige allgemeine Grundzüge der gedanklichen Teilung. Teilung ist genau genommen kein ganz einfacher Akt, sondern setzt sich aus mehreren Unterakten zusammen, die zwar *de facto* auf Grund einer umfassenden Intention meist zu einem ungegliederten Gesamtakt verschmelzen, aber sehr wohl auch selbständig auftreten können. Der erste Unterakt läßt sich bildlich charakterisieren als Einzeichnung einer Grenzlinie, Aufrichtung einer gedanklichen Scheidewand durch den zu teilenden Gegenstand hindurch. Das kann auch ohne Teilungsabsicht erfolgen.

Eine solche Teilungslinie, durch einen Gegenstand gezogen, kann aber nun als Gestaltgrenze aufgefaßt werden und bildet damit die Grundlage für die Auffassung der zu beiden Seiten der Linie liegenden Gebiete als gestaltete Teile. Damit sind wir zum zweiten Unterakt gekommen, zur Teilwahrnehmung, die sich vollzieht im schlichten Hinblick auf das von Linien umgrenzte gestaltete Gebilde. Hierbei handelt es sich um einen im wesentlichen rezeptiven Akt: In ihm wird ein Gebilde als Teil eines Ganzen erfaßt. Dieser Unterakt taucht selbständig auf bei der Wahrnehmung natürlicher Teile. Bei unscharf gegliederten Gegenständen kommt hier allenfalls vorher noch die genaue Demarkierung der Grenzlinie in Betracht.

Hier ist der Ort, im Vorbeigehen eine nominalistische Theorie zu erwähnen, die den Unterschied zwischen natürlichen und gedanklichen Teilen zu verwischen droht. Sie behauptet, Teile gebe es überhaupt nur für die denkende Unterscheidung, nicht für die schlichte Wahrnehmung¹⁾. Im Grunde handelt es sich hier um einen Ausläufer der weitverbreiteten Theorie, daß allem Erkennen ein Unterscheiden des zu erkennenden Gegenstandes vorangehen müsse; vorher bilde die Welt ein einziges kontinuierlich ineinander überlaufendes unklares Kontinuum. Demgegenüber muß zunächst einmal klargestellt werden, was das Wort Unterscheiden meint. Drei verschiedene Bedeutungen lassen sich namhaft machen.

1. Als unterschieden wahrnehmen: ich unterscheide bitter und süß, Meer und Himmel am Horizont als von sich aus geschieden.
2. Unterschieden machen: ich unterscheide (abteilend) einen Streckenteil von der restlichen Strecke, einen gedanklichen Teil vom Ganzen, ein Papier von einem anderen, z. B. durch Anbringen eines Kennzeichens.
3. Isoliert ins Auge fassen, „thematisch meinen“. In diesem Sinn muß ich in der Tat jeden Gegenstand aus der übrigen Gegenstandswelt herausfassen, wenn ich ihn systematisch erforschen will. Aber das ist ganz etwas anderes als die Unterscheidung im Sinne von 2., durch die erst ein neuer Gegenstand geschaffen, unterschieden gemacht wird. Im 3. Fall besteht der Teil bereits für sich und wird nur mehr auf Grund von (nicht notwendig expliziter) Unterschiedenheitswahrnehmung (im Sinne von 1.) thematisch herausgehoben. Mit der thematischen Heraushebung allein wäre es aber ganz unmöglich, einen Teil in einem Ganzen künstlich zu schaffen.

Als dritter neuer Gestaltungsakt innerhalb der Teilung, der gleichmäßig bei natürlichen und gedanklichen Teilen möglich ist, kann sich an Grenzeinzeichnung und Teilwahrnehmung noch die gedankliche Herauslösung der Teile aus dem Ganzen schließen, ihre Verselbständigung, Isolierung voneinander und vom Ganzen. Durch sie wird der Teilcharakter überhaupt aufgehoben.

1) Das scheint schon der Sinn der diesbezüglichen Ausführungen bei Roscellin zu sein; vgl. Abaelard: De divis. et defin., p. 471 ed Cousin: sicut solis vocibus species ita et partes adscribebat.

Diese Verselbständigung ist wieder in verschiedener Form möglich. Entweder indem ich die enge Verknüpfung der Teile als aufgehoben denke (Trennung). Oder indem ich nur einen Teil ins Auge fasse und ihn nun entweder aus dem Ganzen herausnehme, ihn absondere, abstrahiere (herausnehmende Abstraktion), oder alles andere aus dem Ganzen ausscheide, fortlasse, davon abstrahiere (ausscheidende Abstraktion). Natürlich braucht das nicht immer durch räumliche Fortrückung zu geschehen; beim Raum selbst wäre eine solche Auseinanderverschiebung sogar wesensmäßig unmöglich. Auch die Ablendung der anderen Teile kann das leisten. Jede isolierende Abstraktion setzt hiernach natürliche Teilgliederung oder künstliche Teilung und entsprechende Teilwahrnehmung voraus. Bei einfachen Gegenständen ist sie daher wesensmäßig ausgeschlossen. Dieser wichtigen Feststellung werden wir uns wiederholt zu erinnern haben.

Von der bisher geschilderten Zerteilung ist noch eine besondere Art von Teilung zu unterscheiden, die praktisch von hoher Bedeutung ist, die Abteilug. Schon bei der Wahrnehmung natürlicher Teile kommt es vor, daß uns innerhalb des Ganzen nur ein Teil klar als Teil gegeben ist, der Rest des Ganzen dagegen ohne Teilgestalt bleibt. Entweder er enthält in sich eine Menge von sich abhebenden Teilen, die mit dem zuerst wahrgenommenen Teil nicht gleichwertig sind; so etwa bildet neben einer Hand der übrige Mensch keinen einheitlichen Teil. Oder neben dem klar gestalteten Teil liegt eine Sphäre chaotischer Ungestaltetheit; auf der einen Seite liegt etwa ein endliches Raumstück, auf der anderen der umgebende unendliche Raum, abzüglich jenes Stückes; er ist natürlich kein gestalteter Teil. Oft läßt sich auch nur der eine Teil klar erkennen. Es bedarf dann eines besonders angespannten Auffassungsaktes, um den Rest zwischen dem einen Teil und dem Ganzen gleichgestalt als Teil zu sehen; dies besonders dann, wenn die Gesamtgestalt um den festen Teil herum noch fluktuiert. Der eine Teil drängt sich dann durch seine bevorzugte klare Gestalt vor allen anderen auf.

Dementsprechend braucht nun auch die Einzeichnung der Teilungslinie bei der gedanklichen Teilung nicht notwendig zwei gleichwertige Teile zu schaffen. Entweder nur auf der einen Seite ergibt sich ein Teil wie bei der Legung von Einschnitten in den unendlichen Raum; hier kann nur ein Teil entstehen und wahrgenommen werden trotz der Dichotomie. Nur Abteilug ist also möglich. Oder wir fassen absichtlich nur das auf der einen Seite der Teilungslinie liegende Gebiet als Teil auf: Unsere Intention ist von vornherein

einheitlich auf Teilabhebung, auf Ab teilung, nicht auf Zer teilung gerichtet. Wir wollen etwa aus einem unklaren Gegenstand das klar Erfasste herausgreifen und isolieren. Wir zeichnen daher die Teilungslinie von Anfang an in der Absicht der Herausschneidung, Herauspräparierung, nicht der gleichgewichtigen Zerlegung.

Im übrigen zeigt der Abteilungsakt keine grundsätzlichen Verschiedenheiten vom Zerteilungsakt; beim dritten Unterakt, der Verselbständigung, kommen natürlich nur die herausnehmende und die ausscheidende Abstraktion in Betracht.

§ 3. Zerlegung und Unzerlegbar-Einfaches (Elementarglieder).

Wir müssen uns nunmehr eine erschöpfende Übersicht über die verschiedenen Arten der gedanklichen Teilung (sowohl Zerteilung wie Ab teilung) und ihre objektiven Möglichkeitsbedingungen zu verschaffen suchen. Ihnen entsprechen jeweils verschiedene Arten der unteilbar-einfachen Gegenstände, die wir gleichzeitig namhaft zu machen haben. Wir beginnen mit der Zerlegung.

Zerlegung ist diejenige Teilung, durch die die natürlichen Teile eines gegliederten teilhaltigen Ganzen aus diesem losgetrennt und isoliert werden. Sie entspricht also allein dem dritten Unterakt der vollen gedanklichen Teilung. Traditionell wird sie häufig als Analyse bezeichnet. Sie schließt sich an die inneren natürlichen Gestaltgrenzen, die Gliederung des zu zerlegenden Gegenstandes an, „durchschneidet“ ihn an diesen Grenzen und legt die so gewonnenen selbständigen Teile auseinander. Deren Selbständigkeit ist allerdings eine meist sehr fragwürdige. Denn wir dürfen nicht übersehen, auch jede Zerlegung enthält eine Vernichtung in sich. Nicht nur mannigfaltige Beziehungen und Verknüpfungen realer Natur werden damit aufgehoben oder besser ignoriert, sondern auch Wechselbezogenheiten, vor allem ästhetischer ideeller Natur, fallen zwischen den ihres Teilcharakters verlustig gegangenen Gebilden heraus. Hier sei besonders auch auf die sogenannte Gestaltqualität hingewiesen, ein immer noch nicht hinreichend erforschtes und beschriebenes Gebilde. Je nach dem Gegenstand ist Zahl, Art und Bedeutung dieser zerstörten Charaktere verschieden. Wölfflins Betrachtungen über klassischen und barocken Stil in der bildenden Kunst zeigen das besonders eindringlich. Während z. B. der klassische Stil noch ein Herausnehmen einzelner Glieder gestattet, ohne daß diese dadurch jeden ästhetischen Wert verlieren, ist beim Barock das einzelne Glied nicht mehr Träger eigener Schönheit. Herausgenommen aus dem Ganzen verliert es

seinen ästhetischen Sinn (Kunstgeschichtliche Grundbegriffe, 5. Aufl., S. 168 und öfters).

Gedankliche Zerlegung ist nun an sich gleichgültig gegen das, was zerstört wird und sogar dagegen, ob der Gegenstand so wie er zerlegt ist, wirklich existieren kann. So isoliert sie etwa eine atmende Lunge, ein schlagendes Herz für sich, ohne dadurch in ontologische Widersprüche zu geraten. Alles um diese Teile herum wird fortgelassen, sie werden gleichsam auf sich eingedämmt. Vom rein ontologischen Standpunkt bleiben sie deshalb immer noch selbständig daseinsmöglich; sie sind „Stücke“ im Husserlschen Sinne.

Freilich gibt es auch eine Zerlegung, die auf das Zerstörte Rücksicht nimmt. Sie geht nur so weit, als es ohne Vernichtung eines bestimmten Charakters, z. B. des ästhetischen oder Lebewesencharakters möglich ist. In diesem Sinn ist etwa ein Lebewesen oder ein Kunstwerk eine unteilbare Einheit. Diese Unteilbarkeit bedeutet natürlich noch nicht (absolute) Einfachheit.

Wir haben in diesem Zusammenhang nicht die Motive zu untersuchen, die überhaupt zu einer solchen Auflösung der natürlichen Gegenstandswelt Anlaß geben können. Das wäre ein eigenes Thema interessanter und wichtiger Untersuchungen. Hier kommt es nur darauf an, die idealen Möglichkeiten für die Auflösung der einheitlichen Gegebenheiten aufzuzeigen.

Die Bedingungen möglicher Zerlegung sind ohne weiteres aus dem Wesen der Zerlegung selbst abzulesen. Sie kommt nur da in Frage, wo wir es mit gegliederten teilhaltigen Ganzen zu tun haben. Zerlegung ist daher solange wiederholbar, als die abgetrennten Glieder noch natürliche Teile darstellen. Wie lange das der Fall sein wird, läßt sich bei nicht letzt-adäquat gegebenen empirischen Gegenständen, z. B. den materiellen oder biologischen, niemals a priori und mit Sicherheit entscheiden. Je genauer wir das Elektron oder den Zellkern kennenlernen, je mehr können sie sich in sich wieder differenzieren und damit die Möglichkeit zu neuer gedanklicher Zerlegung bieten. Prinzipiell ist die Sachlage auch für den Teil des Teils nicht anders als für den Teil selbst. Unter formal-ontologischem Gesichtspunkt ist daher Zerlegbarkeit in infinitum möglich, jedoch keineswegs auch notwendig.

Bei Berücksichtigung des materialen Faktors lassen sich nämlich sogar für unseren begrenzten Erfahrungsbereich Gegenstände aufzeigen, bei denen eine Zerlegung evident nicht mehr in Frage kommt; so z. B. ein phänomenaler gleichförmiger Ton (eventuell erst nach Abzug seiner Obertöne), der inhaltleere geometrische Raum, ein gleich-

mäßig an- und abklingendes Gefühl usw. Sie sind uns in ihrem Wesen so adäquat gegeben, daß ein näheres Kennenlernen, eine dadurch bedingte weitere Gliederung des Phänomens und damit eine Verschiebung der Zerlegbarkeitsgrenze ausgeschlossen ist.

Die Bestimmung des Unzerlegbar-Einfachen ist hiernach sehr einfach zu finden: Was teillos-einfach ist, das ist auch unzerlegbar-einfach und umgekehrt. Aber beides ist natürlich nicht gleichbedeutend. Alle Beispiele, die auf S. 16 angeführt wurden, haben auch hier ihre Stelle. Wir haben damit die erste Klasse einfach-unteilbarer Gegenstände gefunden. Wir nennen sie **Elementarglieder**.

§ 4. Zerstückung und Unzerstückbar-Einfaches.

Von der Zerlegung ist die Zerstückung zu unterscheiden. Als solche bezeichne ich eine Teilung, die unabhängig von und ohne Rücksicht auf im Gegenstand etwa enthaltene Gliederung willkürlich oder nach äußerlichen Maßstäben bestimmte Einschnitte in den Gegenstand setzt und die so erhaltenen Teile isoliert. Die Zerstückung schafft also typisch künstliche Teile ¹⁾.

Arten der Zerstückung sind etwa Halbierung, Dreiteilung usw. Am stärksten werden von der Zerstückung gegliederte Gegenstände berührt. Man denke an ein willkürlich zerstücktes Gemälde oder Lebewesen. Eine solche Teilung ist in ihnen nicht nur nicht vorgezeichnet, sondern sie steht in feindlichem Gegensatz zu ihrem Wesen, ist typisch sinnwidrig. Durch sie wird der geteilte Gegenstand nicht nur „zer-stört“, sondern zer-brochen (an der falschen Stelle auseinandergebrochen), zerstückelt, zertrümmert im Gegensatz zu auseinandergenommen. Weniger berührt von der Zerstückung werden teillos-ungegliederte Gegenstände, wie ein Block Eis, ein Haufen Mehl, ein Ton, die Zeit usw. Sie verhalten sich zur Zerstückung gleichsam indolent, gleichgültig. Aber auch hier gilt von der Zerstückung a fortiori das, was von der Zerlegung gesagt wurde. Auch bei der Zerstückung geht immer etwas am Gesamtgegenstand verloren, wird etwas vernichtet.

Auch das, was über die Natur der Zerlegungsteile (Glieder) gesagt wurde, ist auf die Zerstückungsteile übertragbar. Auch sie sind selbständige Teile, „Stücke“, können also wesensmäßig für sich

1) Sie deckt sich also nicht mit der Husserlschen Zerstückung (Log. Unt. II, 3. Unters., 2. Teil § 17), für die lediglich die Zerteilung in selbständige Teile wesentlich ist; diese würde auch die zuvor behandelte Zerlegung umfassen.

existieren, mag das auch faktisch ganz unsinnig sein; man denke an das in der Mitte durchgehauene Pferd Münchhausens, auf dem er nach der Schlacht zum Brunnen reitet.

Welches sind nun die Bedingungen möglicher Zerstückung auf seiten des Gegenstandes? Zunächst muß er offenbar willkürlich oder nach äußerlichen Maßstäben zerschnitten werden können. Es ist die Frage, wodurch solche Einschnittmöglichkeit garantiert wird. Offenbar ist das dann der Fall, wenn der zu zerstückende Gegenstand selbst ein „Feld“ ist oder sich durch ein „Feld“ hindurch ausbreitet, in dem ein gleichwertiges Nebeneinanderstehen von Partien stattfindet. „Gleichwertiges Nebeneinander“ soll dabei vor allem dies zum Ausdruck bringen, daß kein verschmelzendes Ineinander vorliegt, sondern daß die Partien noch selbständig feststellbar im ganzen enthalten sind. Nur in ein solches Nebeneinander lassen sich Einschnitte legen. Das Kriterium dafür ist zahlenmäßige Meßbarkeit. Typische Felder in diesem Sinne sind natürlich Raum und Zeit, aber auch das quantitativ-algebraische Gebiet kommt in Betracht. Keine Felder liegen dagegen vor in der Richtung der „Intensität“: ich kann nicht dunkelrot in zwei Hellrotnüancen, ein Forte in zwei Pianos zerstückeln. Ich kann nur jeweils feststellen, daß das eine „intensiver“ als die beiden anderen ist; was das genauer bedeutet, wird noch zu erklären sein (S. 36 f.).

Indirekt können wir freilich auch hier gelegentlich von Ursache und Wirkung ausgehend zahlenmäßig vergleichen und messen. Eine Bewegung ist etwa halb so schnell wie eine andere, weil sie in der gleichen Zeit nur die Hälfte der Raumstrecke zurücklegt wie die andere. Deshalb ist aber die schnellere Bewegung nicht in sich in zwei langsamere Hälften zerstückbar. In demselben Sinne nennen wir ein Licht halb so hell wie ein anderes, einen Nutzgegenstand halb so wertvoll wie einen anderen (weil er nur das halbe Quantum an zahlenmäßig meßbarer Nutzleistung, z. B. in zeitlicher Richtung, zuwege bringt). Schwieriger wird es, wenn wir, etwa bei psychischer Anstrengung, von halber Kraft sprechen. Geschieht das deshalb, weil wir (phänomenologisch betrachtet) nur die halbe „Energienmenge“ (nicht im physikalischen Sinne natürlich) in sie hineinschicken und daher nur die halbe Energie in unserer Tätigkeit wirksam ist? Energie ließe sich dann in ihrem eigentümlichen „Feld“ auch zerstückeln. Das kann hier nicht mit Sicherheit entschieden werden. Es mußte nur gezeigt werden, daß aus diesem Beispiel kein durchschlagender Einwand gegen die oben geäußerte Ansicht über die Bedingungen der Zerstückbarkeit hergeleitet werden kann. Jedenfalls beruht numerische Meßbarkeit, wo sie ohne Zerstückbarkeit auftritt, immer auf Übertragung

der Quantitierung von der gesetzmäßig verknüpften feldmäßig ausgebreiteten Wirkung oder Ursache auf das Unausgebreitet-Unzerstückbare. —

Es folgt hieraus: Unzerstückbar-einfach sind wesensmäßig alle Gegenstände, die nicht feldausgebreitet sind. Als Beispiele seien hier noch genannt: Tonhöhen, Gefühlszustände, Wertbestimmtheiten wie schön oder edel.

Der Zerstückungsprozeß läßt sich natürlich wiederholen. Und zwar läßt sich nicht nur zeigen, daß Zerstückung wie Zerlegung möglicherweise in infinitum fortgesetzt werden kann, sondern wesensnotwendig folgt aus dem Wesen und der Bedingungen der Zerstückung, daß sie niemals Grenzen haben kann, wo sie nur ein einziges Mal möglich ist. Durch die Zerstückung wird nichts an Feldausgebreitetheit vernichtet, es werden lediglich Verbindungen zwischen Ausgebreitetem durchschnitten. Die Voraussetzung der Zerstückung bleibt also auch im abgetrennten Stückteil erhalten. So weit man auch in der Zerstückung heruntergeht, niemals wird durch den Einschnitt etwas an Ausbreitung verschwinden. Wo also Zerstückung überhaupt möglich ist, da ist sie auch in infinitum möglich. Unzerstückbare Stücke sind a priori unmöglich.

Daß die Anschaulichkeit der Stücke bei jeder Zerstückung immer geringer wird, ist für die ontologische Betrachtung gleichgültig; man könnte das zudem durch etwas wie vergrößernde Projektion verhindern, die natürlich keine reale Vergrößerung bedeuten darf, sondern nur ein näheres Heranrücken an den Gegenstand symbolisieren soll.

Wie steht es nun aber mit den geometrischen Gebilden? Der geometrische Punkt liegt doch im räumlichen Feld und ist dennoch in allen drei Dimensionen unzerstückbar einfach; und ebenso steht es mit der geometrischen Linie in zwei, mit der Ebene in einer Dimension. Darauf ist zu erwidern, daß Ebenen nur als Grenzen von Körpern, Linien nur als Grenzen von Flächen, Punkte nur als Grenzen zweier Linienteile unzerstückbar sind. Grenzen sind eigentümliche Gebilde im Raum, die selbst in der Richtung vom einen Begrenzten zum anderen nicht räumlich ausgedehnt sind. Nur als solche aufgefaßt sind die geometrischen Gebilde tatsächlich unzerstückbar. Aber Zerstückung kommt dann ihnen gegenüber ebensowenig in Frage wie gegenüber einem Gefühl. Näheres hierüber, insbesondere auch über die Frage, ob unausgedehnte oder nur in einzelnen Dimensionen ausgedehnte Gebilde für jede Geometrie unentbehrlich sind, gehört nicht mehr in diesen Zusammenhang.

Historisch ist das ganze Problemgebiet sowohl für Zerstückung wie für Zerlegung bekanntlich sehr umstritten. Ohne mich auf eine nähere Diskussion einzulassen, hebe ich nur einige Punkte hervor, die die bisherigen Lösungsversuche immer wieder beeinträchtigt haben:

1. Die fehlende Klarheit über das Wesen von Zusammengesetztheit (Teilhaltigkeit). Sie liegt auch in Kants Kritik der reinen Vernunft dem Beweis für die Thesis der zweiten Antinomie der transzendentalen Dialektik (A, S. 434) zugrunde, der die Notwendigkeit einfacher Substanzen etwa in folgender Weise nachzuweisen versucht: Hebe ich bei einem zusammengesetzten Gegenstand alle Zusammensetzung auf, so bleiben entweder einfache Teile übrig oder überhaupt nichts. Aus nichts läßt sich aber nichts Zusammengesetztes aufbauen. Es muß also Einfaches geben. — Der Rest des Beweises ist für uns ohne Bedeutung, da er mit dem besonderen Substanzbegriff Kants in Zusammenhang steht.

Hier wird von vornherein der Gedanke der Zusammengesetztheit verknüpft mit dem der Zusammensetzbarkeit. Zusammensetzen läßt sich nun ein Gegenstand natürlich nur aus einer endlichen abgeschlossenen Reihe von Bausteinen. Aber müssen diese notwendig auch einfach sein? Wenn dem so wäre, dann dürfte die Bezeichnung „zusammengesetzt“ gar nicht angewandt werden, solange man sich nicht von der absoluten Einfachheit der Bausteine überzeugt hat. Man darf ihn sonst nur als teilbar, als „komplex“ bezeichnen. Nun läßt sich aber ein Gegenstand sehr wohl auch aus Teilen zusammensetzen, die selbst noch teilbar sind. Die Ausdrücke zusammengesetzt und zusammensetzbar sind relativ; sie fragen: „woraus zusammengesetzt oder zusammensetzbar?“ und setzen lediglich die Gegebenheit von irgendwelchen Komponenten voraus, die aber keineswegs unteilbar-einfach zu sein brauchen. Zusammengesetztheit und Zusammensetzbarkeit verbürgen also keineswegs absolut einfache Komponenten.

Der Gedanke, alle Zusammensetzung als aufgehoben zu denken, mit dem die Thesis bewiesen wird, enthält außerdem einen *circulus in probando*. Denn es ist offenbar gleichbedeutend, alle Zusammengesetztheit als aufgehoben und alle Zerteilung als abgeschlossen, fertig durchgeführt zu denken. Eine unendliche Teilung kann ich aber niemals als abgeschlossen denken. Schon die Ausgangsannahme des Beweises enthält also eine *petitio principii*, setzt voraus, daß Teilung nicht ins Unendliche möglich ist, was bewiesen werden sollte. Da diese Voraussetzung außerdem falsch und bei der Zerstückung *a priori* undurchführbar ist, so nimmt es nicht wunder, daß die Thesis mit der Antithesis in Widerspruch gerät.

2. Für die Thesis scheint ferner das tief im Menschen verwurzelte Vorurteil zu sprechen, daß alles Sein, es sei denn einfach, gedanklich aus Teilen synthetisierbar sein müsse. Nur dann sei es verständlich, wenn wir es in uns nachschaffen, aus Elementen zusammensetzen könnten. Dazu aber benötigten wir letzter einfacher Teile als Stützpunkte. Ohne sie würden wir bei der Synthesis auf der Stelle marschieren oder sogar von Stufe zu Stufe zurückfallen. — Aber die ganze Forderung ist unbegründet. Unser Verstehen braucht nicht immer mit Unteilbar-Einfachem anzuheben. Es genügt, daß wir Teillos-Einfaches finden und von ihm zu den komplexeren Gegenstandsformen aufsteigen. So ist es auch für den Naturwissenschaftler gänzlich belanglos, ob sich ein Gegenstand noch weiter in homogene Teile zerstückeln läßt. Nur abgehobene Zerlegungsteile und allenfalls die noch zu behandelnden Zersetzungsteile sind für ihn von Interesse. Unendliche Zerstückbarkeit bedeutet deshalb noch keine Uferlosigkeit des naturwissenschaftlichen Forschens. Es ist natürlich in keiner Weise ausgeschlossen, daß es noch weitere Teilgliederung jenseits der Elektronen gibt, die heute als die letzten, einfachsten Teilchen aufgefaßt werden. Man kann das sogar für wahrscheinlich halten. Aber apriorisch steht es niemals fest.

Eine kurze Beleuchtung verlangt noch das Verhältnis von Zerstückbarkeit und Zerlegbarkeit. Nicht alles, was zerstückbar ist, ist auch zerlegbar. Aber auch nicht alles, was zerlegbar ist, ist zerstückbar. So kann ich etwa einen Akkord in seine Bestandteile zerlegen, ohne ihn auch zerstückeln zu können, es sei denn in der „Richtung“ der Dauer. Eine Gefühlsqualität kann ich von der mit ihr verbundenen Vorstellungsmaterie (im Husserlschen Sinne) loslösen, z. B. im intentionalen Akt der Trauer über etwas, ohne hier eine Zerstückung vornehmen zu können. Vor allem kommt hier die ganze Welt der sozialen und kulturellen Gebilde in Betracht. Man denke etwa an eine soziale Gemeinschaft, z. B. einen Verein. Ich kann ihn zerlegen, erstens in die verschiedenen Mitglieder, aus denen er sich zusammensetzt, zweitens in die eigentümlichen Beziehungen, die zwischen diesen Mitgliedern bestehen und die hier nicht näher untersucht werden können; dazu wären sorgfältige Analysen der ontologischen Struktur dieser Gebilde erforderlich. Eine Zerstückung ist dagegen bei ihnen völlig ausgeschlossen. — Dabei handelt es sich wohl-gemerkt nicht etwa um die Zerlegung von Begriffen, sondern von Gegenständen, die als solche scharf ins Auge zu fassen sind.

§ 5. Zersetzung (Teilung in Momente).

Die bisher behandelten gedanklichen Teilungsprodukte, Zerlegungs- und Zerstückungsteile, hatten das eine gemeinsam, daß sie selbständige Gegenstände waren; wesensmäßig konnten sie auch für sich allein existieren. Neben diesen selbständigen Teilen gibt es nun aber auch noch unselbständige Teile, sogenannte Momente, die, „wenn überhaupt, nur als Teile von umfassenderen Ganzen zugehöriger Art existieren können“. Für die nähere Charakterisierung dieses Unterschiedes kann auf Husserl, Log. Unt. III, Kap. 1: „Der Unterschied der selbständigen und unselbständigen Gegenstände“, bes. §§ 5 und 7 verwiesen werden. Eine charakteristische Eigentümlichkeit der Momente ist noch, daß sie miteinander zu selbständigen homogenen Gegenständen verschmelzen und sich dabei ihrer ganzen „Außen-seite“ entlang wechselseitig innig durchdringen. Notwendig folgt daraus die ontologisch, nicht nur psychologisch begründete Unmöglichkeit, ein Moment anders vorzustellen als in enger Verbundenheit mit den Ergänzung bietenden zugehörigen Momenten. Die Bedeutung dieser Folgerung wird später zu erörtern sein. Zur vollen Sinnverdeutlichung seien noch einige Beispiele genannt: das Grünmoment in einem Pflanzenblatt (losgelöst von aller Ausdehnung), das Moment der Tonfülle an einem bestimmten Ton, als klassischer Fall die Momente Materie und Form an einem körperlichen Gegenstand. Die Verkennung ihres Momentcharakters hat historisch zu den folgenschwersten metaphysischen Irrtümern Anlaß gegeben.

Auch hier ist unser letztes Ziel die Auffindung unteilbar-einfacher Momente. Außerdem wird uns die Frage zu beschäftigen haben, ob wir es bei den Momenten mit natürlichen oder lediglich mit gedanklich-künstlichen Teilen zu tun haben.

Gehen wir von folgender Situation aus: Fingieren wir ein Wesen, das nicht imstande ist, an gegebenem Material geistige Operationen vorzunehmen, sondern lediglich ihm dargebotene Gegenstände schlicht hinnehmen und wahrnehmen kann; und versuchen wir uns nun die Welt auszumalen, wie sie sich ihm darstellen muß. Es hat natürlich seine Schwierigkeiten mit einer solchen Primitivierung unseres Bewußtseins. Im allgemeinen geht die Phänomenologie von dem Zustand der fertigen Bewußtseinswelt aus, wie sie im erwachsenen Menschen vorliegt. Trotzdem darf nicht bestritten werden, daß unsere phänomenale Welt mannigfaltige Entwicklungen durchmacht. Sie im einzelnen nachzuweisen, mag schwierig sein. Aber kraft der wesensmäßigen Zuordnung bestimmter Gegenstände zu bestimmten

Akten läßt sich dennoch apriorisch bestimmen, wie unsere intentionale Welt beschaffen wäre, wenn gewisse Aktarten ausfielen.

Das Bild wird dann ungefähr so zu beschreiben sein: An einem solchen Wesen treibt wahrgenommen eine Welt von dinglichen und dinganalogen Gegenständen in bunter Fülle vorüber. Diese Gegenstände sind in der mannigfaltigsten Weise gegliedert; jedes Glied kann für sich wahrgenommen werden, der Baum, der Ast, der Zweig, das Blatt, das Blattgäuder usw. Immer aber bleiben wir im Bereich selbständiger sinnlich vollanschaulicher Gebilde. Das letzte, was wir in dieser Einstellung sehen können, sind die Elementarglieder. Momente in ihrer Verschmolzenheit miteinander lassen sich indessen so nicht unterscheiden.

Ganz anders steht es mit unserer vollentwickelten Bewußtseinswelt. In ihr spielen auch die unselbständigen Momente eine bedeutende Rolle. Ohne dabei sprachlich zu denken, können wir etwa das besonders leuchtende Grün der Blätter, ihren Glanz, ihre Zartheit, ihre Frische wahrnehmen und beachten. Darüber braucht nicht weiter gestritten zu werden, so schwierig es vorläufig auch sein mag, phänomenologisch genau anzugeben, was denn dabei eigentlich gegeben ist.

So mag es auch zunächst absurd klingen, wenn wir jetzt fragen, wie denn jene Unterscheidung und Wahrnehmung von Momenten am Gegenstand überhaupt möglich sei, unter welchen gegenständlichen und aktmäßigen Bedingungen es zu ihr kommen könne. Die Unterscheidung wird gemacht und nach ihrer Möglichkeit zu fragen scheint genau so wenig Sinn zu haben, wie nach der Möglichkeit der Wahrnehmung selbständiger Gegenstände zu suchen. Aber schon der Hinweis auf die schlichte Wahrnehmung in einer primitiveren Bewußtseinswelt mag zeigen, daß es sich hier um eine fundierte, durch die Bewußtseinsgeschichte erst begründete Wahrnehmung handeln muß.

Das versuchen wir nun noch an einigen konkreten Beispielen nachzuweisen, an denen wir uns weiterhin orientieren werden.

Versetzen wir uns in die Lage eines Menschen, der keine anderen Töne kennt als die, die seine eigene Stimme hervorbringen kann, keine Instrumentaltöne, keine anderen Naturtöne usw. Wird es ihm möglich sein, in der Verschmelzungseinheit der ihm bekannten Töne die besonderen Momente ihrer Klangfarbe, Klangfülle usw. zu unterscheiden? (Dabei wird vorausgesetzt, daß dieser Mensch auch nicht imstande ist, sich Töne von anderer Klangfarbe und -fülle durch phantasiemäßige Abwandlung vorzustellen.) Ich glaube, man wird die Frage auf Grund genauer Hineinversetzung in die Situation verneinen müssen. Dabei handelt es sich offenbar um eine sachlich

begründete Unmöglichkeit auf Grund der Beschaffenheit der diesem Menschen gegebenen Intentionalwelt, nicht um eine psychologische Unmöglichkeit auf Grund mangelnden Unterscheidungsvermögens.

Ein Beispiel auf visuellem Gebiet wäre etwa dies, daß uns nur Gegenstände von ein und derselben Farbnuance, etwa einem bestimmten Dunkelblau gegeben wären (als Dingfarbe; empfindungsmäßig müßten sie sich natürlich abschatten, damit überhaupt eine Mehrzahl von Gegenständen unterschieden werden könnte). Hier wäre es nicht möglich, Stofflichkeit von Dunkelblauheit zu unterscheiden. Beide ständen in nie getrennter und auch durch Variation nie aufhebbarer Verschmolzenheit miteinander. — Ferner: wird ein total Farbenblinder Helligkeit von Weißlichkeit unterscheiden können? Sicher nicht. Beide werden ihm als identisch erscheinen. Er wird sie ebensowenig voneinander abheben können wie wir etwa die Tonhöhe von einer imaginären Tonhelligkeit. Dazu ist Kenntnis der bunten Farben erforderlich, die die Helligkeit als etwas nicht notwendig mit einer bestimmten Farbe Verbundenes, sondern bei mehreren Farben Gleiches zeigt.

Oder versetzen wir uns in die Lage eines Robinson Crusoe. Wird es ihm möglich sein, die konstante „Stoffart“ seines Charakters von dem ebenso konstanten und konstant mit jener verbundenen „Lebensfluß“ oder „Tonus“ des Charakters zu unterscheiden ¹⁾?

Das Gemeinsame an diesen Fällen ist, daß, gesehen von der Stelle eines bestimmten Subjekts und bezogen auf seinen jeweiligen Erfahrungsradius, je zwei Momente konstant miteinander verschmolzen sind, weder in anderer Verbindung auftauchen können, noch gegeneinander variierbar sind. Das ist der Grund, weshalb sie sich nicht voneinander abheben, sich nicht als unterschieden wahrnehmen und intendieren lassen. Erst dann wird das möglich, wenn das Moment auch in anderer Verbindung auftaucht, sei es auf Grund variierender Phantasieakte — die eine solche neue Verbindung schaffen, für die aber natürlich Grenzen gesetzt sind dadurch, daß sie keinen neuartigen Stoff, keine neuartigen Momente zur Kombination mit den alten produzieren können —, sei es auf Grund erweiterter Erfahrung, die die bisherige starr-konstante Verbundenheit der beiden Momente aufhebt. Diese Bestimmung ist indessen nur vorläufig und bedarf noch ergänzender Auslegung.

1) Vgl. Pfänder: Grundprobleme der Charakterologie in Utitz Jahrbuch der Charakterologie, Bd. 1 (1924) und Pfänder: Psychologie der Gesinnungen II, Übergang S. 62/63 im Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Bd. III (1916).

Denn bisher haben wir noch nicht die Möglichkeitsbedingungen, sondern nur gleichsam von außen her gewisse Unmöglichkeitsbedingungen der Momentunterscheidung gefunden. Zur definitiven Einsicht ist erforderlich, sich einmal umgekehrt phänomenologisch klarzumachen, wie eine Momentunterscheidung überhaupt neu zustande kommen kann und welche sachlichen Möglichkeitsbedingungen dafür bestehen. Man wird gut tun, sich dabei möglichst Fälle vor Augen zu führen, in denen wir bewußt selbst zur Unterscheidung neuer Momente gelangten. Am besten eignen sich dafür vielleicht charakterologische Momente, wie sie Pfänder in den „Grundproblemen der Charakterologie“ zuerst aufgezeigt hat. Der Gesamtgegenstand als Ganzes ist uns hier längst bekannt; die Momente dagegen werden fast nie abgehoben. Auch Toncharaktere wie Tonwärme, Tonfreiheit (die uns etwa zum ersten Male im Spiel eines großen Geigers begegnen), sind zur Verdeutlichung solcher primärer Momentunterscheidungen geeignet. Nur der größeren Klarheit wegen werden an dieser Stelle bekanntere Fälle vorgezogen.

Die letztlich auf D. Hume zurückgehende Theorie der Momentunterscheidung ist heute bereits ziemlich ausgebildet. Hier sei nur auf Sigwart (Logik, Bd. II § 65 Z. 5) verwiesen. In diesem Zusammenhang wird nur ein Ausbau der dort gewonnenen Ergebnisse erstrebt.

Die bisherigen Untersuchungen haben das Eine gezeigt: An einem für sich isolierten einzigen Gegenstand lassen sich verschmolzene Momente nicht herausheben. Dazu bedarf es vielmehr einer Mehrheit von Gegenständen bzw. Gegenstandszuständen. Wie müssen diese nun beschaffen sein, um eine Unterscheidung zu ermöglichen?

Fassen wir zunächst zwei disparate Gegenstände ins Auge, etwa eine Kugel und ein Willenserlebnis, einen Ton und eine Tugend. Sie sind, wie sich auf den ersten Blick ergibt, völlig voneinander verschieden. Diese Verschiedenheit erstreckt sich gleichmäßig über die gesamten Gegenstände, nichts ist in ihnen stärker, nichts schwächer verschieden. Für eine Momentzersetzung an ihnen gibt ein solcher Vergleich also keinen Ansatzpunkt.

Stellen wir nunmehr ein bestimmtes Weißmoment einem anderen etwas gelblich getönten Weißmoment gegenüber. Zwischen beiden besteht, wie wir unmittelbar erkennen, Ähnlichkeit. Diese Ähnlichkeit bezieht sich nun aber nicht nur auf die beiden Momente in bestimmter Hinsicht, sie hat keine besonderen Fundamente, die sich in den ähnlichen Momenten abheben, sondern die Momente sind als Ganze Ähnlichkeitsträger. Die Ähnlichkeit des „Qualitativ-Benachbarten“ (Stumpf) (das nicht notwendig einfach zu sein braucht;

darüber später) ist eine totale, gleichmäßig-undifferenzierte. Näheres über solche „einfache Ähnlichkeit“ bei Husserl: Philosophie der Arithmetik, Halle 1891, S. 76 und Scheler: Der Formalismus in der Ethik, 2. Aufl., S. 462 f. Auch in diesem Fall besteht keine Möglichkeit einer Teilung in Momente.

Und nun setzen wir dasselbe Weißmoment, das in sich völlig glanzlos sei, neben ein glänzendes, aber genau gleichgetöntes Weißmoment. Oder wir vergleichen den leisen Geigenton a mit dem lauten Klavierton a. Auch hier erkennen wir in beiden Fällen alsbald Ähnlichkeit. Aber wir sehen auch sofort, daß diese Ähnlichkeit eine ganz andere ist als die im vorangehenden Fall geschilderte. Sie verbreitet sich nicht mehr gleichmäßig undifferenziert über die beiden Farb- oder Tonganzen in ihrer Totalität, obgleich sich die Ähnlichkeit auf diese Gegenstände im Ganzen bezieht. Sie ist in eigentümlicher Weise gegliedert, sie läßt sich bei genauerem Hinsehen in zwei Bestandteile zerlegen, partielle Gleichheit (mit Bezug auf Farbnuance bzw. Tonhöhe) und partielle Verschiedenheit (mit Bezug auf die übrigen Momente an Farbe bzw. Ton). Hier haben wir Ähnlichkeit „in Hinsicht auf“ bestimmte Gegenstandsteile vor uns, mit besonderen, von den gesamten Vergleichsgegenständen zu unterscheidenden Fundamenten. Husserl a. a. O. nennt sie „zusammengesetzte Ähnlichkeit“; aus bestimmten Gründen ziehe ich die Bezeichnung „differenzierte Ähnlichkeit“ vor. Dabei sei mit allem Nachdruck betont, daß die Fundamente dieser differenzierten Ähnlichkeit durchaus nicht explizit bewußt sein müssen, damit sie selbst wahrgenommen werden kann. Das Primäre ist vielmehr die Wahrnehmung der differenzierten Ähnlichkeit; von ihr aus können dann erst rückschauend die Fundamente der Teilrelationen gesucht werden. Und erst von hier aus stellen sich nun auch die zunächst homogen verschmolzenen Relations-träger als selbst differenziert, als in Momente gegliedert dar. Es ist das ein Phänomen, das schlechthin anerkannt werden muß und das die Grundlage für alle weiteren Untersuchungen zu bilden hat.

Vorher soll aber noch versucht werden, eine Übersicht zu gewinnen über die systematische Stellung der differenzierten Ähnlichkeit, über ihre Arten, ihre Grenzen und ihre Bedingungen. Wir erhalten dann folgendes Bild:

Relationen:	Beispiele:
A. Totale Gleichheit (undifferenziert)	Zwei kongruente Dreiecke
B. Ähnlichkeit	
I. Totale Ähnlichkeit (undifferenziert)	gelb : orange

Relationen:	Beispiele:
II. Differenzierte Ähnlichkeit aus:	
1. Gleichheit und Ähnlichkeit	Geigenton a : Bratschenton a
2. Gleichheit und Verschiedenheit	Geigenton a : Klavierton a
3. Ähnlichkeit und Ähnlichkeit ¹⁾	Geigenton a : Bratschenton a ^{1/4}
4. Ähnlichkeit und Verschiedenheit	Geigenton a : Klavierton a ^{1/4}
C. Verschiedenheit	
I. Totale Verschiedenheit (undifferenz.)	Kanonenschuß : Zahl 2
II. Differenzierte Verschiedenheit, gegliedert in zwei Unterverschiedenheiten verschiedener Größe	leiser Geigenton a : lautes Gebrüll

Außer der Reihe ist noch der Fall zu berücksichtigen, daß die Gesamtähnlichkeit auf Gleichheit oder Ähnlichkeit eines Gegenstandes mit einem Teil eines anderen beruht; dieser zweite hat also einen Überschuß an Gehalt, der im ersten kein Gegenstück findet. Beispiele für diese Relation sind: Ein schwerer Gegenstand im Vergleich zu einem gewichtlosen, ein farbiger im Vergleich zu einem farblosen, ein wertvoller im Vergleich zu einem wert- und unwertlosen. — Differenzierte Ähnlichkeit kommt natürlich bei Gegenständen mit selbständigen Teilen ebenso in Frage wie bei solchen mit unselbständigen. Nur daß sie bei diesen noch die ganz spezifische Funktion erfüllt, die Teilung in Momente zu ermöglichen.

Hier muß freilich noch in Rechnung gestellt werden, daß Ähnlichkeit ihrem Wesen nach etwas Vages und Relatives hat. Auf der einen Seite scheint sie unmerklich in Gleichheit überzugehen, auf der anderen Seite liegt das unbegrenzte Gebiet der Verschiedenheit, wo die Ziehung einer scharfen Grenzlinie noch viel weniger möglich ist. Das darf indessen nicht dazu führen, den objektiven Bestand von Gleichheit, Ähnlichkeit und Verschiedenheit überhaupt anzuzweifeln. Für einen bestimmten mittleren Bereich ist unser Urteil absolut sicher und feststehend. Es gibt freilich auch ein Gebiet, wo es sich zunächst von den mitgegebenen Gegenständen abhängig zeigt. Vergleichen wir etwa ein Bauernhaus (1), ein Stadthaus (2) und einen Bretterschlag (3). Dann scheinen 1 und 2 auf den ersten Blick ähnlich und von 3 völlig verschieden. Stellen wir dagegen Bauernhaus und Bretterschlag neben eine Katze, so scheinen sie doch wieder eine gewisse Ähnlichkeit zu haben. Jede Ähnlichkeit hört dagegen auf (auch bei Hinzu-

1) Sie dürfen allerdings nicht genau gleich sein, wie etwa bei zwei Tönen, deren einer im gleichen Maße lauter und zugleich voller ist als der andere; sonst heben sie sich nicht voneinander ab, wir haben wieder den Fall der totalen Ähnlichkeit.

nahme eines dritten heterogenen Gegenstandes), wenn wir z. B. Granit (1) und Wasser (2) einem Schmerz (3) gegenüberstellen. Was hier 1 und 2 allenfalls noch an Gemeinsamem gegenüber 3 haben, genügt nicht, um irgendeine Ähnlichkeit zu begründen, sondern schafft höchstens eine geringere Verschiedenheit zwischen 1 und 2 als zwischen 2 und 3. Wir dürfen hiernach dem naiven Urteil über Ähnlichkeit und Unähnlichkeit nicht ungeprüft vertrauen, brauchen es aber auch nicht völlig zu verwerfen. Vielmehr müssen wir in jedem Fall kritisch prüfen, ob in der Gesamrelation nicht wenigstens noch eine echte Teilgleichheit oder Teilähnlichkeit steckt. Solange das noch der Fall ist, haben wir es mit differenzierter Ähnlichkeit im obengenannten Sinne zu tun, während die naive unkritische Meinung einfach den Gesamteindruck entscheiden läßt, je nachdem gerade die Gesamtähnlichkeit oder die Gesamtverschiedenheit mehr in die Augen fällt.

Wie gelangen wir nun aber von der differenzierten Ähnlichkeit zum Moment? Denn Ähnlichkeit, auch differenzierte Ähnlichkeit, ist natürlich niemals mit den Momenten gleichbedeutend, wie Hume, G. E. Müller und Cornelius meinten. Darin liegt eine grobe Verwechslung von Relation, Relationsträger und Relationsfundament. Das Moment ist auch nicht identisch mit Zugehörigkeit zu einer Ähnlichkeitsgruppe. Deren zureichender Grund kann vielmehr erst in der Relation und letztlich in den Momenten als Fundamenten der Relation liegen. Auch die Wahrnehmung differenzierter Ähnlichkeit liefert also noch nicht unmittelbar die Momente. Immerhin gibt sie uns die Grundlage, um zu deren Wahrnehmung zu gelangen. Kehren wir noch einmal zu dem Beispiel vom Geigen- und Klaverton a zurück. Ihre Ähnlichkeit erweist sich als gegliedert in Teilgleichheit und Teilverschiedenheit. Noch sind uns aber die Träger dieser Unterrelationen nicht gegeben, brauchen es jedenfalls nicht zu sein. Denn die Fundamente der Gesamrelationen, die die Hauptträger dieser Unterrelationen sind, müssen bei der Wahrnehmung der Gesamrelation noch nicht explizite bewußt sein; ja nicht einmal die Träger der Gesamrelation sind das immer, wie das Brunswig in seiner Abhandlung über das Vergleichen und die Relationserkenntnis (1910) gezeigt hat.

Wir können nun aber fragen, was denn das sei, was im genannten Fall die Teilgleichheit, was die Teilverschiedenheit begründe, bzw. was die Fundamente der vollen differenzierten Ähnlichkeit in ihren Trägern seien. (In den Fällen A, B I und C I wäre das natürlich sinnlos, da diese Relationen sich gleichmäßig-undifferenziert über ihre

Träger verbreiten und daher keine von diesen unterschiedene Fundamente haben.) Wir finden dann in suchender Einstellung in den Relationsträgern je zwei gleiche und je zwei verschiedene Momente. Jeder an sich einheitliche undifferenzierte Träger gliedert sich in ein Moment der Tonhöhe und in ein anderes, das vorderhand noch Tonfarbe, -stärke und -fülle undifferenziert einschließt. Das, was in beiden gleich ist, sondert sich deutlich von dem, was verschieden ist. Damit sind wir zur expliziten Wahrnehmung des Moments gelangt. Auch auf Grund einer wahrgenommenen differenzierten Verschiedenheit (C II) kann es übrigens zur Momentunterscheidung kommen; doch hat sie wegen ihrer besonders schwierigen Feststellbarkeit nicht die Bedeutung der differenzierten Ähnlichkeit.

Man kann den ganzen Vorgang vergleichen mit der Zerlegung eines weißen Lichtstrahls durch ein Prisma, wobei sich das homogene ungegliederte weiße Licht in die verschiedenen Farben des Spektrums zerlegt. Ähnlich wird auch hier der an sich homogene ungegliederte Ton mittels Inbeziehungsetzung zu anderen Tönen in Tonhöhe, Tonfarbe usw. auseinandergelegt. Die besondere Art der so vermittelten Gegenstandsteilung bezeichne ich mit „Zersetzung“. Denn durch sie wird das in sich scheinbar Teillos-Homogene und Unteilbare gleichsam von innen heraus zum Zerfall gebracht. Inwiefern es sich dabei lediglich um künstliche Teilung handelt, wird noch zu besprechen sein. Es könnte auch jetzt noch so liegen, daß es sich nur um die Abhebung eines im ganzen bereits enthaltenen natürlichen Teils handelte.

Auf welchem Wege wir zur Auffindung der für die Zersetzung erforderlichen differenziert ähnlichen Vergleichsgegenstände gelangen, ist durch den Zersetzungsakt selbst in keiner Weise vorgeschrieben. Es kann sein, daß sie uns von außen durch Erfahrung ohne unser Zutun gegeben werden, es kann sein, daß wir sie erst planmäßig aufsuchen müssen. Vor allem, der Vergleichsgegenstand braucht gar nicht von dem zu zersetzenden numerisch verschieden zu sein. Dieser muß uns nur in einem Zustand gegeben sein, der von seinem vorangehenden unterschieden und differenziert ähnlich zu ihm ist. Solche Zustandsverschiedenheit können wir innerhalb gewisser Grenzen durch variierende Phantasie selbst künstlich hervorbringen. Wir wandeln dann den Gegenstand gleichsam in verschiedenen „Richtungen“ ab, lassen ihn kontinuierlich sich verändern; eine Statue z. B. nur in räumlicher oder nur in qualitativer Richtung oder zugleich in beiden, einen Ton bald in Richtung der Dauer, bald in der der Tonstärke usw. Auch solche Variationen ein und desselben Gegenstandes in seiner Gesamt-

heit können die Grundlage für weitere Momentunterscheidungen liefern.

An einigen Beispielen soll anschließend diese Theorie der Momentunterscheidung noch erläutert und ergänzt werden.

Lust und Unlust wurden in der bisherigen Psychologie weithin für unteilbar-einfach angesehen. Driesch zählt sie in diesem Sinne in seiner Ordnungslehre unter den einfachen Gegenständen auf. Vergleicht man nun verschiedene Arten von Lust und Unlust, die wir erleben, so wird es nicht schwer fallen, ganz verschiedene Momente in ihnen zu unterscheiden, und zwar nicht nur in der Richtung der „Intensität“ (groß oder gering, stark oder schwach), sondern auch in der der „Qualität“. Man kann etwa in den einzelnen Lust- oder Unlusterlebnissen unterscheiden ganz verschiedene Momente der Fülle und Gesättigtheit, der Flachheit und Dünnhheit (die von der Tiefenlage in der Seele zu unterscheiden sind), der verschiedenen Wucht und Strömungsgeschwindigkeit (im Sinne von Pfänders Psychologie der Gesinnungen) — wir sprechen etwa von matter oder heftiger, ruhiger oder unruhig-bewegter Lust —, der Derb- oder Feinstofflichkeit usw., die weitgehend unabhängig voneinander variieren können.

Hier sei auch noch der Unterscheidung der Empfindungen (Empfindungsinhalte) nach Qualitätsmoment und Intensitätsmoment gedacht, die zugestandenermaßen nur auf Grund künstlicher Abstraktion möglich ist. Es ist bekanntlich umstritten, ob diese Unterscheidung z. B. auf visuellem Gebiet ein Recht hat, da es keinen Nullpunkt der Farbempfindung gibt; ja stellenweise wird überhaupt der Sinn der ganzen Unterscheidung bezweifelt. In jedem Fall wird unter Intensität auf verschiedenen Sinnesgebieten ganz Verschiedenes verstanden. Auf akustischem Gebiet ist die Tonintensität etwas wie Größe oder Stärke der Töne, von der Tonhöhe und Tonfarbe in weitestem Maße unabhängig sind. In dieser Bedeutung hat es seinen guten Sinn, von Tonintensität zu sprechen. Auf optischem Gebiet versteht man dagegen unter Intensität einfach Helligkeit. Aber Helligkeit-Dunkelheit oder, wie wir des neutralen Ausdrucks wegen besser sagen, Lichthaltigkeit ist etwas ganz anderes als Farbgröße oder -stärke. Es gibt nicht verschiedene Größen ein und derselben Farbnuance, sondern jede hat ihren ganz bestimmten Lichtgehalt. Man könnte viel eher die räumliche Ausdehnung der Farbe als Intensität der optischen Empfindungen bezeichnen. Das qualitative Farbmoment dagegen hat ebensowenig Größenintensität wie die Klangfarbe eines Tons.

Nun sprechen wir allerdings davon, eine Farbe sei röter wie eine andere usw. In diesem Komparativ scheint doch der Hinweis auf eine

eigene Größenkomponente der Farben zu liegen. Indessen handelt es sich dabei doch um etwas anderes. Sprechen wir von „röter“, so legen wir dabei ein bestimmtes Normalrot zugrunde und stellen fest, daß ein bestimmtes Rotmoment diesem mehr angenähert ist als ein anderes. Das Normalrot findet in den Momenten eine verschieden vollkommene „Realisierung“. Dieselbe Anschauung findet sich in der Rede von „besonders intensivem Blau oder Schwarz“. Ein solcher Komparativ entspringt in Wahrheit einer Beziehung der individuellen Farben auf Ideen, keinem direkten Größenvergleich. Von dieser Beziehung wird in den kommenden Abschnitten noch die Rede sein. Diese Feststellungen haben für die Definition der Empfindung natürlich ihre Folgen, besonders wenn man die Gliederung nach Qualität und Intensität zu einem Kriterium der Empfindung machen will. Dabei wäre auch zu bedenken, daß Intensität und Qualität, so weit gefaßt, wie es hier notwendig wird, nicht nur bei Empfindungen und Gefühlen, sondern auch bei Bewegung, Kraft, Ähnlichkeit usw. auftaucht.

Ein sehr gutes Beispiel von Momentunterscheidung ist auch das von *existentia* und *essentia* (im Sinn von allem, was nicht *existentia* ist). Daß es sich dabei um etwas prinzipiell anderes, um metaphysische im Gegensatz zu physischen Teilen handelt, vermag ich nicht zu sehen. Es bleibt unklar, worin der spezifische Unterschied beider bestehen soll. Die Feststellung von Gegenständen, die nur vermeintlich existieren oder eine ganz andersartige, z. B. phantasierte Seinsart haben, gibt, sei es auf Grund von Erfahrung, sei es auf Grund von Variation, die Möglichkeit, *existentia* und *essentia* voneinander zu unterscheiden. Leider bringt man sich diese Herkunft der Unterscheidung und die Unselbständigkeit und deshalb Ergänzungsbedürftigkeit beider Momente nicht immer so zum Bewußtsein, wie das z. B. im Interesse der Metaphysik wünschenswert wäre. Wesen und Existenz sind aufs engste miteinander verbunden. Man muß sich davor hüten, sie beide zu hypostasieren.

Es muß nach dem Bisherigen so scheinen, als ob eine Momentunterscheidung überall da unmöglich sei, wo nur eine einzige Verbindung von zwei Momenten statthaben kann. Nun gibt es aber Fälle von dieser Beschaffenheit, deren bloße Bekanntheit uns bereits die Unrichtigkeit dieser Vermutung zeigt. So scheint es mir beispielsweise bei den Wertmomenten zu liegen. Dabei lege ich allerdings zugrunde, daß 1. jedem theoretischen Gegenstandsmoment ein ganz bestimmtes, bei keinem anderen Gegenstandsmoment auftauchendes Wertmoment zukommt, 2. daß die Unterscheidung von Gegenstands- und Wert-

moment nicht nur durch Reflexion auf die verschiedenen Erkenntnisweisen möglich ist; diese allein wäre übrigens deshalb nicht zur klaren Unterscheidung ausreichend, weil auf verschiedenen Wegen erkannte Gegenstände immer noch identisch sein können; vergleiche z. B. die Gestalt, die uns durch verschiedene Sinne gegeben wird. Die Unterscheidung von Gegenstands- und Wertmoment kann nun in der Weise zustandekommen, daß wir von einer Farbnuance etwa von Himmelblau zum Vitriolblau übergehen. In der theoretischen-optischen Farbskala ist der Unterschied nur gering. Dagegen tritt ein völliger Umschlag des Wertcharakters ein. Himmelblau ist ausgesprochen wohlthuend und in ganz bestimmter Weise schön. Vitriolblau dagegen ist „giftig“, schreiend, häßlich. Das Gegenstands- und das Wertmoment variieren also hier selbständig gegeneinander, obwohl jedes Gegenstandsmoment einem bestimmten Wertmoment starr „ein-eindeutig“ zugeordnet ist. (Ich benutze hier den Ausdruck von B. Russell aus seinen „Prinzipien der mathematischen Philosophie“.) Einen analogen und klareren Fall liefert das Verhältnis von Tonhöhe und Tonschärfe. Hohe Töne sind notwendig zugleich spitzer als tiefe. Mit jeder Tonhöhe ist eine ganz bestimmte Tonschärfe verbunden. Aber die Spitzigkeit des Tons nimmt doch in viel rascherem Maße zu als seine Höhe. Daher die Möglichkeit der Unterscheidung von Tonhöhe und Tonspitzigkeit, Tontiefe und Tonbreite, die freilich nicht in allen Sprachen zum Ausdruck kommt; so ist im Griechischen beim Ton Höhe und Schärfe (hoch = ὄξις) identisch. Grundlage der Zersetzung ist in diesen Fällen differenzierte Ähnlichkeit (B II, 3 und 4) oder differenzierte Verschiedenheit (C II).

Wir können jetzt endgültig die Möglichkeits- und Unmöglichkeitsbedingungen der Momentzersetzung bestimmen: Möglich ist sie überall da, wo

1. ein Moment durch mehrere andere Momente alternativ in seiner Unselbständigkeit ergänzt werden kann, also eine Auswechslung der Momente möglich ist; oder wo

2. bei ausschließlich gegenseitiger Ergänzung (wesensnotwendiger Aneinanderkettung) zweier in Verschmelzungseinheit stehender Momente in zwei differenziert ähnlichen (bzw. verschiedenen) homogenen Gegenständen der Ähnlichkeitsabstand je zweier sich in beiden entsprechender Momente ungleich groß ist; analytisch-geometrisch ausgedrückt: wo die fundierenden Unterrelationen der Gesamtrelation (als unabhängig und abhängig Variable aufgefaßt) in einem Verhältnis höheren Grades stehen. Diese Momente ändern sich also nicht gleichsinnig in konstanter Proportion. Ihr Veränderungs-

verhältnis läßt sich daher graphisch in einer Kurve zweiten oder höheren Grades darstellen.

Momentzersetzung ist dagegen da unmöglich, wo Momente notwendig aneinandergelagert sind, sich ohne jede Auswechslungsmöglichkeit ausschließlich gegenseitig ergänzen können, es sei denn, der eben unter 2. beschriebene Fall liegt vor. Analytisch-geometrisch ausgedrückt: Die imaginären Unterrelationen der imaginären differenzierten Ähnlichkeit stehen dann in einem Verhältnis ersten Grades zueinander und ihr Abwandlungsverhältnis läßt sich in einer Funktionskurve ersten Grades, d. h. einer Geraden graphisch darstellen. Die imaginären Momente ändern sich gleichsinnig in konstanter Proportion.

Ist nun auf diesem Wege eine völlige Aufteilung eines Gegenstandes in Momente möglich? Hier ist zunächst zu bedenken, daß bei differenzierter Ähnlichkeit nicht in beiden Relationsträgern Momente vorzuliegen brauchen (vgl. S. 33). Wenn so auf der einen Seite ein in sich selbständiger Gegenstand ein unselbständiges Moment enthält, ist er nach dessen Abhebung noch genau so selbständig wie sein selbständiger Vergleichsgegenstand, dem dies Moment von Anfang an fehlte. Der so zersetzte Gegenstand besteht also aus einem unselbständigen und aus einem diesen stützenden selbständigen Teil. Dieser Sachverhalt kann auch auf beiden Seiten der Ähnlichkeitsrelation vorliegen. Angenehmer und unangenehmer Geruch sind beides Momente an Blumen. Nach deren Abzug sind die Blumen aber noch keine Momente. Denn sie können wesensmäßig auch ohne Geruch bestehen. Es handelt sich hier um Momente von akzidentellem Charakter.

Sonst aber führt Zersetzung wesensmäßig zu einer Zweiteilung des Gegenstandes in Momente. Insofern entspricht das Verhältnis von Moment und Ganzem dem von Stück und Ganzem. Dabei ist allerdings das eine zu berücksichtigen: Klar gegeben sind uns bei einer Zersetzung in der Regel nur die gleichen bzw. einander näher stehenden Momente. Die anderen bleiben meist in einer gewissen Unklarheit, schon deswegen, weil nicht immer unmittelbar ersichtlich ist, ob sie einheitlich sind und in dieselbe Momentengruppe gehören. So führt eine Momentzersetzung in der Regel nur zur Wahrnehmung und Abhebung eines Moments, nicht zur Erfassung der beiden unselbständigen Gegenstandsteile. Es wird also nicht ein Moment von einem anderen, sondern vom gesamten Gegenstand abgehoben und abgeteilt.

§ 6. Unzersetzbar-Einfaches (Elementarmomente).

Es ist ohne weiteres einsichtig, daß der geschilderte Zersetzungsprozeß an den Momenten so lange wiederholt werden kann, als die Bedingungen der Zersetzung erfüllt sind. Es war lediglich ein Vorurteil, zu glauben, ein Ton oder eine Farbe seien unteilbar einfach (z. B. Sigwart, Logik, Bd. I³ S. 347). Aber es ist sogar ein Vorurteil, Tonhöhe, Tonstärke und Tonfarbe für letzte unzersetzbare Momente des Tons zu halten. Der Vergleich des Tons eines großen Geigers mit dem eines Anfängers zeigt uns bei gleicher Tonhöhe, Tonstärke und instrumentaler Klangfarbe weitere unterscheidende Momente, die man am besten mit größerer oder geringerer Tonfreiheit bezeichnet. Innerhalb der scheinbar einfachen Tonfarbe entdecken wir hier also auf Grund neuen Vergleichs neue Momente. Die bisherige Aufteilung des Tones war also nicht vollständig. Wohl können wir schon mit der ersten Zersetzung einen Gegenstand in zwei Hälften zerteilen, aber innerhalb dieser Hälften haben wir damit noch nicht alle mitenthaltene Momente aufgedeckt. —

Aber auch noch andere Momente lassen sich innerhalb der Tonfarbe unterscheiden. Vergleiche ich z. B. einen Geigenton (1), einen Celloton (2), einen Flötenton (3) und einen Fagotton (4) gleicher Höhe und Stärke miteinander, so ist 1 zu 2 und 3, und 4 zu 2 und 3 differenziert ähnlich. Mit dem Celloton teilt der Geigenton die Strahlendheit des Streicherklangs, von ihm unterscheidet ihn seine Spitzigkeit. Diese ist ihm gemeinsam mit dem Flötenton, der sich aber durch seine Gedämpftheit von dem strahlenden Klang der Geige unterscheidet. Der Fagotton schließlich teilt mit dem Celloton die Klangbreite, die ihn vom Flötenton unterscheidet, die Gedämpftheit des Klanges dagegen verbindet ihn mit dem Flötenton und trennt ihn vom Celloton. Man könnte die so gewonnenen Momente des Tonfarbmomentes als Tonglanz (strahlend oder gedämpft) und Tonschärfe (spitz oder breit) charakterisieren. Weitere Tonfarbmomente, die sich in analoger Weise innerhalb der Gesamttonfarben abheben lassen, sind etwa Härte und Weichheit (vgl. Klavier- und Horn-ton), Wärme und Kälte (vgl. Geige und Klavier), Krafthaltigkeit und Kraftlosigkeit (zu unterscheiden von Tonstärke! vgl. Klavier und Flöte), Zartheit und Rauheit (vgl. Geige und Baß) usw. Mögen diese auch weitgehend aneinandergelagert sein, sie variieren doch in verschiedenem Verhältnis gegeneinander. Die Beispiele würden unter tonphänomenologischem Gesichtspunkt natürlich noch sorgfältiger Analyse und Ergänzung bedürfen. Für

unsere ontologischen Zwecke genügen sie auch in dieser skizzenhaften Form.

Hier muß dringend davor gewarnt werden, das sogenannte analytische Hören (Heraushören von Ober- oder Teiltönen aus einheitlichen Gesamtklängen) mit dem Zersetzen der Tonfarbe zu verwechseln. Durch das analytische Hören sollen bekanntlich alle Tonfarben in eine Reihe von verschiedenen hohen harmonischen Teiltönen aufgelöst werden, die dann alle die gleiche matte und weiche Klangfarbe des Stimmgabeltons zeigen. Zunächst ist das Heraushören von „Teiltönen“ aus einem Gesamttone jedenfalls kein Zerteilen in unselbständige Momente. Man könnte allenfalls an eine Zerlegung denken. Indessen eine Zerlegung des unmittelbar gegebenen homogenen Gesamttone ist offenbar direkt gar nicht möglich. Der Ton, der sich in Teiltöne auseinanderlegt, ist gegenüber dem ursprünglichen eigentümlich verändert. Er muß erst gleichsam umgehört werden, damit Teiltöne in Erscheinung treten. Oft ist das nur mit künstlichen Mitteln (Resonatoren) möglich oder dadurch, daß in den ursprünglichen Ton die Teiltöne hineingehört werden. — Ich muß übrigens gestehen, daß mir die so entdeckten Töne keineswegs den Charakter von Teiltönen des Haupttone zu haben scheinen, sondern allenfalls den von Seiten- oder Nebentönen, die neben jenem aus dem Hintergrund oder „Hof“ des Tones, wo sie zuerst nicht bemerkt wurden, auftauchen und ihn nun umgeben. Die Bezeichnung „Nebenton“ mag dabei auch darauf hindeuten, daß diese Töne mindestens phänomenal räumlich ganz anders lokalisiert sind, gar nicht aus dem fest bestimmten Haupttone herzukommen scheinen, sondern gleichsam von allen Seiten her den Tonraum wie mit einem Nebel durchsetzen. Auch kann ich nicht den Eindruck gewinnen, als ob durch das Auftauchen von Nebentönen der Haupttone seine ursprüngliche Klangfarbe verliert, wenn sich auch durch deren Beachtung das phänomenologische Relief des Gesamttone stark verschiebt. — Das analytische Hören führt also keineswegs zu einer Zerteilung der phänomenalen Klangfarben und zur Auffindung einer unzersetzbar- und unzerlegbare einfachen Tonfarbe, aus der sich durch Kombination verschiedener Teiltöne alle anderen Klangfarben zusammensetzen ließen. Phänomenal sind alle Tonfarben gleich einfach und zusammengesetzt, mag auch die physikalische Untersuchung der zugehörigen Reize einfachere, unkompliziertere Wellen von zusammengesetzteren, komplizierteren unterscheiden.

Auch an den Momenten werden wir also die Zersetzung so lange fortführen können, als die allgemein dafür festgestellten Bedingungen

erfüllt sind, d. h. solange andere Momente auffindbar sind, zu denen sie im Verhältnis differenzierter Ähnlichkeit stehen. Wie oft das der Fall sein wird, darüber läßt sich a priori meist nichts ausmachen. Im allgemeinen besteht immer die Möglichkeit, daß eine neue differenzierte Ähnlichkeit mit neu auftauchenden Gegenständen weitere Momentzersetzung gestattet. Fast stets ist daher Zersetzbarkeit in infinitum a priori möglich, jedoch nicht notwendig. Ob es absolut unzersetzbar-einfache Momente (Elementarmomente) gibt, bleibt also meist eine a priori unentscheidbare Tatfrage, die von der zufälligen Beschaffenheit der uns gegebenen Intentionalwelt abhängt. Und selbst wenn absolute Unzersetzbarkeit objektiv vorliegt, läßt sich das nicht mit Sicherheit für uns mit unserem begrenzten Wissen feststellen. Dagegen sind bei gegebenem Bestand von Gegenständen und durch ihn begrenzter Variationsmöglichkeit — den Zusammenhang zwischen beiden können wir hier nicht eigens untersuchen — die Zersetzungsmöglichkeiten eindeutig bestimmt. Relativ auf eine bestimmte Bewußtseinslage gibt es also Elementarmomente, die ihr wesensmäßig entsprechen und sich a priori ermitteln lassen. Eine Erweiterung unserer Intentionalwelt kann aber diese Grenze wieder hinausschieben. Auch für deren Möglichkeit gelten freilich bestimmte Wesensgesetze. Diese können etwa neue differenziert-ähnliche Daten als unmöglich ausschließen, wie das z. B. bei räumlichen Gegebenheiten der Fall ist, über die wir in der Geometrie eine erschöpfende apriorische Übersicht besitzen. In diesen seltenen Fällen können wir also a priori absolut unzersetzbare Elementarmomente feststellen.

Das sei noch an einigen Beispielen erläutert: Die Entdeckung des Grammophontons hat etwa ganz neue Momente auch an den alten Tönen enthüllt. Während jener eigentümlich gequetscht verschleiert ist, zeigt der ursprüngliche Ton ein Moment der klaren Vollentfaltetheit. Wir sehen, unsere Situation unterscheidet sich grundsätzlich nicht von der, die auf S. 28 f. für das primitivierte Bewußtsein rekonstruiert wurde. Neuerdings verspricht die Tonerzeugung auf radioelektrischem Wege nach den Erfindungen von Jörg Mager und Theremin, bei der ganz neuartige Klangfarben zustande kommen, die Entdeckung weiterer Tonfarbmomente in sämtlichen, auch den bekannten Tönen. Das im einzelnen nachzuweisen ist hier nicht möglich.

Diese Relativierung der Elementarmomente bedeutet noch keineswegs ihre Psychologisierung, ihre Abhängigmachung von psychischen Faktoren. Die jeweils uns gegebene Gegenstandswelt ist es, die die Möglichkeiten der Momentunterscheidung eindeutig und einsichtig bestimmt,

nicht irgendein subjektives Unvermögen. Ideelle Wesenszusammenhänge walten auch zwischen der unvollständigen Intentionalwelt, in die uns die Natur Einblick gibt, und zwischen den Gestaltungsmöglichkeiten für unsere geistigen Tätigkeiten. Die Natur, die Erfahrung, gibt die unabhängigen Variablen, aus denen die Aktgestaltungsmöglichkeiten als abhängig Variable apriorisch und eindeutig ableitbar sind. Von dem Sachverhalt, der bei der Zerstückung bestand, unterscheidet sich der vorliegende grundlegend. Die Zerstückung kann jederzeit in infinitum fortgesetzt werden; die Zersetzungsmöglichkeit ist dagegen unter gegebenen Bedingungen immer fest begrenzt.

Hier wird sich nun leicht ein Einwand erheben: Ist nicht jeder Gegenstand stets zu unendlich vielen anderen differenziert ähnlich bzw. differenziert verschieden? Zwei Gruppen von Argumenten sind dabei zu unterscheiden, die hier getrennt behandelt werden sollen:

1. Man kann die Existenz der unteren Grenze der differenzierten Ähnlichkeit bestreiten, die also der undifferenzierten Totalähnlichkeit (B I). Auch die angeblich total-ähnlichen Gegenstände seien teilweise einander gleich. So kann man etwa meinen, ein helles und ein dunkles Blaumoment, die wir für total ähnlich erklären (vgl. S. 31f.), seien insofern differenziert ähnlich, als sich in beiden dasselbe Blau finde, nur verschieden getönt. Dies Blau soll dabei nicht ein bestimmtes Idealblau sein, dem die beiden Tönungen verschieden angenähert wären; das könnte natürlich nicht in beiden sein; sie wären ihm allenfalls ähnlich. Sondern in beiden Momenten soll ein Blau überhaupt ohne bestimmte Tönung enthalten sein. So ergibt sich in beiden das gemeinsame gleiche Moment der „Blauheit“. Ebenso sind blau und violett doch beide farbig. In ihnen steckt also das Moment „Farbigkeit“. Sonach scheint es, als ob jede vermeintliche Totalähnlichkeit wieder in Teilgleichheit und Teilähnlichkeit zerfällt. Da aber die dabei neu auftretende Teilähnlichkeit selbst wieder differenziert sein muß (es soll ja überhaupt keine undifferenzierte Totalähnlichkeit mehr geben), so müßte theoretisch die auf differenzierter Ähnlichkeit beruhende Zersetzung in infinitum weitergehen.

Wir müssen uns nun zunächst daran erinnern, daß alle bisher betrachteten Momente vollbestimmte individuelle Momente an Individuen waren. Stets meinten wir ein vollbestimmtes Blau- oder Klangfarbmoment, auch wo wir aus Mangel an sprachlichen Bezeichnungen Ausdrücke verwenden mußten, die zugleich auf andere Momente anwendbar waren, und so den Schein der „Allgemeinheit“ erwecken konnten. Aber dabei war niemals etwas gemeint wie Blau-überhaupt, Klangfarbe überhaupt usw.

Damit läßt sich der ganze Einwand ohne Schwierigkeit erledigen: Das Blau, das im individuellen Hell- und Dunkelblau, und entsprechend die Farbe, die im individuellen Blau- und Violettmoment enthalten sein soll, ist nichts Vollbestimmtes, auch nichts Individuelles. Denn alles, was individuell ist, muß vollbestimmt sein, wenn auch Individuen unklar-unbestimmt gegeben sein können, z. B. auf Grund einer unvollständigen Beschreibung. Das unbestimmte Blau ist danach sicher kein Moment an den einzelnen Blaunancen. Diese bestimmen (spezifizieren) überhaupt erst das Blau, es hat in ihnen seine Exemplare, in denen es sich „realisiert“. Das Gemeinsame der beiden Momente ist überhaupt nichts Gleiches in ihnen, sondern etwas Identisches über ihnen. Was das bedeutet, kann erst später ganz deutlich werden. Jedenfalls besteht zwischen dem unbestimmten Blau und dem individuell vollbestimmten Hell- und Dunkelblau nicht das Verhältnis von miteinander verbundenen Momenten, sondern beide sind Exemplare des Blau, in beiden „erweist sich“ das Blau-überhaupt. Man kann das mit Reinach Relation der „ideellen Selbigkeit“ nennen, da sich in beiden dieselbe Idee realisiert (Gesammelte Schriften, Halle 1921, S. 429). In dieser Relationsbestimmtheit zur Idee sind das Hell- und Dunkelblau einander gleich. Diese Relationsbestimmtheiten kann man dann allenfalls als Blauheit oder Farbigkeit der Blaumomente bezeichnen. In keinem Fall handelt es sich aber bei derartigen gleichen Relationsbestimmtheiten um Gleichheit von Teilen des Hell- und Dunkelblau. — Die Existenz der undifferenzierten Totalähnlichkeit und der Elementarmomente wird durch sie in keiner Weise gefährdet.

2. Man kann ferner leugnen, daß es die obere Grenze der differenzierten Ähnlichkeit und Verschiedenheit gibt, d. h. die totale undifferenzierte Verschiedenheit (C I). Alle, auch die verschiedensten Gegenstände, seien miteinander differenziert ähnlich, enthielten Teilgleichheit und Teilverschiedenheit. So seien ein Gefühl und ein Zeitungsblatt zueinander ähnlich, denn beide hätten dieselbe Zeit gemeinsam; hier ergebe sich also ein neues Moment „Gleichzeitigkeit“. Ebenso stehe es mit Farben und Tönen, die beide Empfindungsinhalte seien. Auch Dreiecke und Zahlen, Physisches und Psychisches, Ding und Eigenschaft seien als mögliche Gegenstände des Bewußtseins oder des jeweiligen Vergleichs einander gleich; dabei ergäben sich die neuen Momente „Gegenständlichkeit“, „Jetztverglichenheit“ usw. Fast zwischen jeder Gegenstandsgruppe ließen sich in analoger Weise solche neuen Momente auffinden. Und dasselbe gelte auch bei Vergleich dieser neuen Momente mit den alten. So lasse sich die Zersetzung beliebig oft

wiederholen. Es gibt so für keine Bewußtseinslage letzte Elementarmomente, immer bleibt der regressus in infinitum möglich. Darauf laufen auch die Ausführungen bei Sigwart (Logik, Bd. I § 41 Z. 7) hinaus.

Betrachten wir aber einmal diese neuen Momente aus der Nähe, zunächst die „Gegenständlichkeit“. „Gegenständlichkeit haben“ heißt zunächst nichts anderes als: möglicher Gegenstand für ein Bewußtsein sein, intendierbar sein. Intensionsbeziehung ist nun eine eigentümliche Relation zwischen einem Subjekt und Gegenständen. Intendierbarkeit ist danach die Relationsbestimmtheit, kraft deren ein Etwas passiver Träger einer Intensionsbeziehung sein kann. Vergleichen wir also zwei Gegenstände im Hinblick auf ihre Gegenständlichkeit, so vergleichen wir sie gar nicht ihrem inneren Bestande nach, sondern in ihrer äußeren Beziehung auf intentionales Bewußtsein. Was wir dabei aus der differenzierten Ähnlichkeit ermitteln, ist nicht Gleichheit von Momenten der verglichenen Gegenstände, sondern Gleichheit ihrer Intensionsbeziehungen zu einem dritten Gemeinsamen, dem Bewußtsein und Gleichheit der auf diesen Beziehungen beruhenden Relationsbestimmtheiten. Die vermeintlichen gleichen Momente sind also in Wahrheit Relationsbestimmtheiten, ihre Teilgleichheit eine Relation von Relationsbestimmtheiten, nicht von echten Momenten. Was diese Relationsbestimmtheiten genauer sind, werden wir später (§ 12) sehen. Jedenfalls aber kann eine solche auf Relationsbestimmtheiten gestützte Ähnlichkeitsrelation keinen Ansatzpunkt geben, um echte Momente in den verglichenen Gegenständen, z. B. Dreieck und Zahl, zu unterscheiden. Relationsbestimmtheiten sind keine echten Teile innerhalb der Relationsträger, sie gründen vielmehr außerhalb in den Relationen. Man sieht die Verschiedenheit, wenn man echte Momente wie die Klangfarbe eines Geigen- und Cellotons mit ihnen vergleicht. Gegenständlichkeit, Gleichzeitigkeit, Jetztvergleichheit sind Pseudomomente, keine Teile eines Ganzen. Das wichtige und positive Ergebnis unserer Widerlegung ist dabei dies: Wenn Zersetzung möglich sein soll, so darf die zugrundeliegende differenzierte Ähnlichkeit niemals auf gleicher oder ähnlicher Relation der zu zersetzenden zu dritten Gegenständen beruhen. Sie muß dann vielmehr ihre Fundamente in echten Momenten im Innern der verglichenen Gegenstände haben.

Als teilbar (zersetzbar) werden in der Regel auch aufgefaßt die Mischfarben wie rotbraun, gelbrot usw. In ihnen sind, so meint man, die reinen Farben als Komponenten enthalten. Aber ist das zutreffend? Auch rotbraun und orange sind in sich homogene Farben,

soweit nicht, wie auf pointillistischen Bildern, die Farbpigmente auch phänomenal unverschmolzen nebeneinanderliegen. Es ist nicht so, daß rot und braun, gelb und rot in den Mischfarben realiter unterscheidbar wären. Sie sind in besonders auffälligem Maße jenen ähnlich, enthalten sie aber nicht. Die gegenteilige Ansicht mag durch das Mischverfahren des Malers besonders naheliegen. Aber die Mischprodukte können trotzdem phänomenal homogen-einfach sein. Auch die meist zusammengesetzte sprachliche Bezeichnung der Mischfarben läßt eher an Zusammengesetztheit aus mehreren Farben als an bloße Ähnlichkeit mit außerhalb liegenden Farben denken. Im Phänomen hat das aber keine Stütze. „Ähnlichkeit mit etwas“ ist kein Moment in den Gegenständen. —

Wie verhält sich nun die Zersetzung zu Zerlegung und Zerstückung? Zersetzung ist eine Teilung in ganz anderer Richtung wie die beiden ersten Teilungsarten. Ihre Bedingungen sind deshalb auch ganz andere. Daher überschneiden sich auch die Sphären der drei Teilungsarten. Was unzerlegbar ist, kann noch zersetzbar sein, z. B. ein Ton oder eine Tonfarbe. Es kann aber auch, was unzersetzbar ist, noch zerstückbar sein, z. B. eine Gerade, ein reines Ausdehnungsmoment. Sogar ein unselbständiges Moment (Ausdehnung) kann also aus (relativ) Selbständigem bestehen. Das bedeutet, daß die beiden relativ selbständigen Teile zwar gemeinsam durch Drittes (etwa Stofflichkeit), nicht aber gegenseitig ergänzungsbedürftig sind.

Im einzelnen lassen sich nunmehr folgende Möglichkeiten kombinatorisch entwickeln:

Arten des Unteilbar-Einfachen (1.—7.):	Beispiele:
1. Unzerlegbar-unzerstückbar-unzersetzbares	ein Tonglanzmoment
2. Unzerlegbar-unzerstückbar-zersetzbares	ein Tonfarbmoment
3. Unzerlegbar-zerstückbar-unzersetzbares	der Raum, eine Gerade
4. Unzerlegbar-zerstückbar-zersetzbares	ein Ton von 1 Sekunde Dauer
5. Zerlegbar-unzerstückbar-unzersetzbares	eine Menge von Tonglanzmomenten
6. Zerlegbar-unzerstückbar-zersetzbares	ein Akkord
7. Zerlegbar-zerstückbar-unzersetzbares	ein Dreieck
8. Zerlegbar-zerstückbar-zersetzbares (Grenzfall)	eine Rose

§ 7. Zurückweisung einer assoziationstheoretischen Auffassung der Momentunterscheidung.

Eine im Anschluß an die Herbartsche Form der Assoziationspsychologie verbreitete Theorie der Momentunterscheidung¹⁾ muß hier kurz besprochen werden, obgleich uns sonst die psychologische Frage, wie wir tatsächlich im explizit-bewußten Denken zu Momenten gelangen, nicht interessiert. Nur die Unmöglichkeit bestimmter psychologischer Theorien kann und soll hier gezeigt werden.

Die zur Rede stehende Auffassung meint nun, Momente lösten sich automatisch dadurch von den zugehörigen Ganzen ab, daß sie uns auch in Verbindung mit anderen als den ursprünglich begleitenden Momenten entgegentreten. Dabei verstärkten sich die gleichen Teile der beiden Vorstellungsinhalte im Wege der Assimilation und Verschmelzung und lösten sich dann schließlich als eigene Momente ab. Die Haupteinwände hiergegen sind die folgenden:

1. Schon ein einziger Fall differenzierter Ähnlichkeit genügt, um uns nicht nur die Unterscheidung und Ablösung der gleichen, sondern auch der ungleichen und unähnlichen Momente zu ermöglichen.

2. Umgekehrt genügen offenbar auch viele Vorstellungsinhalte nicht, um eine automatische Ablösung von Momenten zu bewirken. Das zeigt vielleicht nichts deutlicher als das bisherige Übersehen fast aller charakterologischen Momente, obwohl uns die Charaktere als Ganzes lang genug bekannt sind.

3. Momentunterscheidung, isolierende und generalisierende Abstraktion werden von dieser Assoziationstheorie alle in gleicher Weise erklärt. Die Theorie muß also mindestens unvollständig sein.

4. Es wird der von uns geschilderte Akt der Zersetzung zugunsten einer theoretischen Konstruktion ignoriert. Damit soll keineswegs behauptet werden, daß es keinen anderen Weg zu den Momenten gebe als den hier idealisierend charakterisierten.

§ 8. Verteidigung gegen einen möglichen Einwand.

Ein Argument der Kritik Husserls an der Unterscheidungstheorie Humes muß hier kurz diskutiert werden, obgleich sich die hier vertretene Theorie wesentlich von der Humes unterscheidet, vor allem

1) So bei Wundt, Störing, Achenbach; vgl. dessen Abhandlung: Experimentalstudie über Abstraktion und Begriffsbildung, Archiv für d. ges. Psychol. 35 (1916), bes. S. 451 f.

durch die veränderte Auffassung vom Wesen des Moments. Aber im Fall seiner Richtigkeit müßte sich Husserls Argument auch gegen uns richten.

In den Logischen Untersuchungen (Bd. II, 2. Unt., § 37 S. 196) führt Husserl aus, die gleiche Ableitung, die Hume für die abstrakten Teile (Momente) gebe, müsse folgerichtig auch für alle abstrakten Beziehungsverhalte gelten, also auch für die Ähnlichkeitsverhalte, die den Momenten zugrunde liegen sollen. Die Ähnlichkeit zweier Gegenstände könne infolgedessen nach Hume nur festgestellt werden, wenn die Ähnlichkeit in derselben Weise wie die Momente erkannt sei. Dazu müsse eine neue Ähnlichkeit der Ähnlichkeiten festgestellt werden. Da sich bei dieser die gleiche Sachlage wiederholt, so geraten wir in einen unendlichen Regreß, der die Humesche Theorie von der *distinctio rationis ad absurdum* führen soll.

Für unrichtig halte ich den ersten Satz dieser Deduktion. Relationswahrnehmung muß keineswegs in der gleichen Weise zustande kommen wie Momentunterscheidung. Ähnlichkeit, an sich schon nichts im Gegenstand Enthaltene wie das Moment, sondern zwischen den Gegenständen bestehend, kann niemals in der gleichen Weise gegeben sein und wahrgenommen werden wie ein Moment. Sie wird vielmehr, obgleich unselbständiger Gegenstand (aber nicht unselbständiger Teil!), in einer der sinnlichen analogen fundierten Wahrnehmung selbst leibhaft erfaßt. Unselbständigkeit der Relation bedeutet noch nicht, daß die Wahrnehmung des Unselbständigen erst nach Zersetzung der selbständigen Gegenstände stattfinden kann. Bei den Momenten hat das allein darin seinen Grund, daß hier mehrere unselbständige Teile zu einer unmittelbar unlöslichen Einheit verschmolzen sind. Anders liegt es im Verhältnis von Relation und „Relationsträger“. Davon wird noch die Rede sein.

§ 9. Veranschaulichung und Wesen des Moments.

In den bisherigen Untersuchungen über Momentzersetzung wurde eigentlich nur davon gesprochen, wie und unter welchen Bedingungen wir zu Momenten und ihrer Erkenntnis gelangen können. Nach ihrem Wesen haben wir noch nicht gefragt. Zu dessen Erforschung und Beschreibung müssen wir jetzt übergehen. Erst dadurch wird auch die Erledigung der noch immer unbeantworteten Frage möglich, ob die Momente natürliche oder gedankliche Teile sind. Auch die Frage, ob eine verselbständigende Abstraktion von Momenten im Gefolge der Momentunterscheidung möglich ist wie bei

Zerlegung und Zerstückung, kann erst im Anschluß daran beantwortet werden.

Die Forderung einer Beschreibung des Wesens der Momente, insbesondere der Elementarmomente, wird vielleicht zunächst als widersinnig erscheinen. Einfaches sei seinem Wesen nach unbeschreibbar; zersetzbare Momente ließen sich allenfalls noch aus Elementarmomenten zusammensetzen, Elementarmomente aber seien einfach und deshalb unbeschreibbar. Ohne dem eine grundsätzliche Antwort auf Grund einer festbegründeten Theorie der Beschreibung entgegenhalten zu können (sie wäre ein dringendes Desiderat der Wissenschaftslehre), begnüge ich mich hier mit folgenden Hinweisen.

Unbestritten ist, daß die Menschen, auch wenn sie von einfachen Momenten reden, etwas ganz Bestimmtes vor Augen haben. Unbestreitbar ist auch, daß sie sich fortlaufend über einfache Gegenstände verständigen. Wie aber kann ich einem anderen den von mir gemeinten einfachen Gegenstand zu erkennen geben, außer durch dessen beschreibende Charakterisierung, die seine Aussonderung aus der Masse der bekannten Bewußtseinsinhalte ermöglicht? Voraussetzung ist natürlich, daß jener andere ihn überhaupt kennt. Überflüssig zu wiederholen, daß man einem Blinden keine Farbe beschreiben kann!

Bei nicht sinnlich gegebenen Gegenständen genügt es nun sicher nicht, einfach mit dem Finger auf den gemeinten Gegenstand hinzuweisen. Das kommt nur bei räumlichen Gebilden in Frage, bei denen wir gleichsam durch körperlichen Eingriff (Fingerhinweis) das Gemeinte herauspräparieren können. Aber schon bei Seelischem und erst recht bei Unselbständig-Eingeschmolzenem wie den Momenten ist das nicht mehr möglich. Zu einer Verständigung über solche Gegenstände ist also eine Beschreibung unentbehrlich, sofern man sich nicht darauf verlassen will, daß der Hörer das Gemeinte errät wie das Kind, dem ja unsinnliche Bedeutungen kaum je erklärt werden. Unter Beschreibung darf dabei natürlich nicht ein definitionsförmiges Urteil verstanden werden, auch nicht ein Urteil, auf Grund dessen der beschriebene Gegenstand in Gedanken „konstruiert“ werden könnte. Beschreibung im hier geforderten Sinne soll lediglich heißen: Eindeutige Charakterisierung des Beschreibungsgegenstandes, die seine Auffindung mit Sicherheit ermöglicht. Der Weg dazu mag von Fall zu Fall verschieden sein. Jeder denkbare Gegenstand kann aber in dieser Weise beschrieben werden. Denn jeder unterscheidet sich von anderen durch etwas, das uns vielleicht nicht immer bekannt, aber mindestens prinzipiell erkennbar ist; dadurch wird eine unterscheidend charakterisierende Beschreibung

ermöglicht. Diese Unterschiede (*differentiae*) sind natürlich nicht immer Teile des beschriebenen Gegenstandes, bei Elementargegenständen ist das sogar ausgeschlossen. Sie können vielmehr auch in den Beziehungen zu anderen Gegenständen liegen. Dann kann die Charakterisierung des zu Beschreibenden wenigstens indirekt durch Umschreibung erfolgen. Wir brauchen uns also nicht durch theoretische Bedenken davon abhalten zu lassen, eine Beschreibung des Moments zu versuchen.

Bedeutsamer wäre vielleicht der Einwand, was Moment sei, das wüßten wir längst klar und deutlich, eine Beschreibung sei also völlig überflüssig. Versuchen wir uns deshalb einmal, ein bestimmtes Rotmoment zu vergegenwärtigen. Wir sind leicht bei der Hand, uns dabei eine bestimmte Rotfärbung vorzustellen, einen individuellen nach außen unklar begrenzten Rotfleck, unkörperlich im bloßen Vorstellungsraum schwebend. Aber ist das nun wirklich ein Rotmoment? Mögen wir dies Gebilde noch so sehr alles Körperlichen entkleiden, mögen wir es gleichsam gasförmig denken, immer haftet ihm Ausgedehntheit an, und die ist doch etwas vom Rotmoment selbst Verschiedenes, nicht in ihm Enthaltene. Wir können aber auch nicht nun einfach die Ausdehnung fortlassen, ohne daß das Rotmoment überhaupt verschwindet. In der sinnlichen Einstellung können wir also ein Moment niemals adäquat zu Gesicht bekommen. — Oder nehmen wir ein Tonfarbmoment, z. B. das des Klaviers und ein Tonhöhemoment c. Auch hier neigen wir zunächst dazu, uns einen konkreten Ton vorzustellen, einmal mit gleichsam verschwommener Tonhöhe, das andere Mal mit verschwommener Tonfarbe. Aber selbst wo das noch möglich ist, haben wir niemals das Moment allein vor Augen, wir meinen tatsächlich etwas anderes, als was vor uns steht.

So kommen wir leicht zu der Ansicht, das Moment sei eben etwas adäquat nicht zu Veranschaulichendes, es bleibe immer in der umfassenderen Einheit eines selbständigen Gegenstandes eingeschlossen und könne in ihr nur denkend gemeint werden; für sich wahrnehmbar sei es nicht.

Demgegenüber ist zu betonen: Was für sich gemeint werden kann, muß auch in irgendeiner Form für sich zu veranschaulichen sein. Unsere Meinung wäre sonst nicht sinnvoll, nicht „vernünftig“ gerechtfertigt. Und darauf kommt es doch in ontologischem Zusammenhang an. Denn alle Meinung verweist ihrem Sinne nach auf mögliche volle Veranschaulichung des Gemeinten. Wenn wir etwas anderes meinen als das, was uns in sinnlicher Anschauung vor Augen steht, etwa ein Moment, so muß eben dies gemeinte Andere auch

selbst veranschaulicht werden können. Wir wissen außerdem bereits, daß Abstraktion, also auch abstraktive Meinung nur da in Frage kommt, wo uns der zu abstrahierende Teil vorher schon für sich anschaulich gegeben ist (S. 20). Isolierte Anschaulichkeit ist die Voraussetzung abstraktiver Meinung.

Damit soll keineswegs behauptet werden, daß uns die Momente immer anschaulich für sich gegeben sind, wenn wir von ihnen reden. Wir begnügen uns vielmehr fast stets und nicht ohne Grund mit inadäquaten Gegebenheitsarten, wie den oben erwähnten „Meinungen“. Fast immer „meinen“ wir, wenn wir von Momenten sprechen, etwas anderes, als wir tatsächlich sehen. Wir meinen es unanschaulich, „symbolisch“, „signitiv“. Insofern sind Husserls Ausführungen gegen Hume überzeugend. Aber das ändert nichts daran, daß das Moment prinzipiell, von den verbundenen Momenten abgehoben, muß sichtbar gemacht werden können. Vgl. hierzu auch S. 121 ff.

Ebensowenig ist mit der Behauptung etwas gesagt, Moment sei das, was in einer konkreten Anschauung besonders beachtet werden könne. Damit etwas besonders beachtet werden kann, muß es schon für sich wahrnehmbar sein. Innerhalb eines homogenen Ganzen kann nichts vorzugsweise beachtet werden, es sei denn die zerstückbaren homogenen Partien an verschiedenen Stellen eines feldausgebreiteten Kontinuums.

Wir suchen daher zunächst Akte auf, in denen uns Momente klar und deutlich für sich gegeben sind. Durch deren Beschreibung werden indirekt auch die Momente beschreibbar.

Tauchen wir etwa — das bekannte Phänomen — ein Stück blaues Lackmuspapier in eine Säure. Nun erscheint es rot. Sonst habe sich nichts an ihm geändert, weder Form noch Gewicht, noch sonst etwas. Es ist also phänomenal nur das Blaumoment verschwunden und zwar das Blaumoment ganz allein. Und ebenso trat für sich isoliert das Rotmoment an seine Stelle. — Betrachten wir ferner, wie sich etwa ein Pflanzenblatt entwickelt und nehmen dabei hypothetisch an, es behalte genau dieselbe Farbnuance in der Entwicklung bei. Dann ändert sich Gestalt, Schwere usw.; die Formen schwellen an, gliedern sich, entfalten sich. Aber ein Moment bleibt im Wechsel der Momente für sich sichtbar erhalten, das der Farbe.

Hier muß nun eine kurze Zwischenerörterung eingeschoben werden. Husserl führt in den Log. Untersuchungen (Bd. I, 3. Unters., Kap. 1 § 4) im Anschluß an Stumpf aus, jedes Moment partizipiere in gewisser Weise an der Änderung eines anderen, so z. B. das Farbmoment an der Veränderung des Ausdehnungsmomentes. Denn das

Farbmoment müsse sich dabei über verschiedene Flächen erstrecken; mit deren Verschwinden gehe es gleichfalls unter.

Zunächst sei betont, daß auch in diesem Fall unsere Veranschaulichungsmethode nicht versagen würde. Denn *etwas* am Farbmoment ändert sich jedenfalls nicht; es bleibt der Nuance nach gleich. Auch kann, wo zwei Momente aneinandergekettet sind, wie z. B. Tonhöhe und Tonschärfe (vgl. S. 38), das eine Moment charakterisiert werden als dasjenige im Gesamtgegenstand, das sich im Übergang zu einem differenziert ähnlichen Gegenstand anders umbildet wie das andere Moment (die Tonschärfe nimmt etwas rascher zu als die Tonhöhe).

Die Stumpf-Husserlsche Behauptung ist in dieser Allgemeinheit zudem sicher nicht richtig. Schon wenn ich das Farbmoment an Stelle des Ausdehnungsmomentes variiere, ändert sich an diesem zweiten gar nichts. Gleiches gilt etwa von der gegenseitigen Variation von Härte und Farbe, von Tonfarbe und Tonhöhe. Farbe breitet sich nicht anders über festes wie über geschmolzenes Blei aus (abgesehen von der etwaigen unbedeutenden Verfärbung). Erst in dem Moment, wo die Körperkonsistenz völlig verlorenght, etwa durch Verdampfung, ist in der Regel auch die Farbe wie fortgeblasen (vgl. aber Bromdämpfe!); aber nicht wegen der wesensmäßigen Mitveränderung aller Momente, sondern aus durchaus empirischen Gründen. Nur wo allein das Inhaltsquantum abgewandelt wird, trifft die Behauptung von der Mitveränderung der „qualitativen“ Momente in gewissem Sinne zu.

Doch auch hier habe ich Bedenken. Kann sich das Farbmoment wirklich in der Richtung der Ausdehnung ändern? Wie würde es bei Gegenständen von gleicher Stoffmenge, aber verschiedener Form stehen? Würde sich bei variierender Überführung des einen Gegenstandes in eine andere Form das Farbmoment mitändern, so müßte man ihm gleichfalls Form zuschreiben. Das würde schließlich auf eine zwecklose Verdoppelung des Formmoments im Farbmoment hinauslaufen. Und immer müßte man noch unterscheiden zwischen dem, was sich bei Formabwandelung des Farbmoments ändert und dem, was dabei gleichbleibt (dem „reinen“ Farbenquale). Dies aber ist eben in Wahrheit erst das Farbmoment. Quantitative Ausdehnung gehört gar nicht zu ihm. In der angeführten Theorie sieht man im Farbmoment immer noch so etwas wie einen Farbstoff, von dem man verschieden viel zur Färbung eines Gegenstandes braucht. —

Es besteht also uneingeschränkt die Möglichkeit, durch Variation des Gesamtgegenstandes, durch Übergang auf differenziert ähnliche Gegenstände und Gegenstandszustände in verschiedenen Richtungen Momente in der verschiedensten Weise für sich zur deutlichen

Abhebung zu bringen. Aber in keinem dieser Fälle bekomme ich nun das Moment freistehend wie einen selbständigen Gegenstand vor Augen. Im ersten unserer Beispiele erschien das Moment als dasjenige, was den neuen Gegenstand vom alten unterschied, als Differenz der beiden Zustände des Lackmuspapiers. Die bloße Fortnahme des Rotmoments würde allerdings nicht einfach blaues Papier ergeben, sondern höchstens einen farblosen Gegenstand, wie etwa, wenn ein Glas seine Farbe verliert. Denn die gesamte Differenz zwischen den beiden Zuständen des Papiers ist genau genommen fortfallendes Blau-moment plus ersetzendes Rotmoment. — Zweckentsprechender ist im allgemeinen die zweite Veranschaulichungsmethode, bei der das Moment (das Grün des Blattes) als das erfaßt wird, was bei Veränderung des Gegenstandes gleichbleibt. Bei Variation des Gesamtgegenstandes kann man dann sogar identisch dasselbe individuelle Moment festhalten und abheben.

Diese Auffassung findet ihre Bestätigung in unserem praktischen Verhalten, wenn wir einem anderen erklären wollen, was wir mit einem bestimmten Moment meinen. Es fragt uns etwa jemand, was wir mit der besonderen Klangfarbe des ihm wohlbekannten Flötentons meinen. Wir werden ihn auffordern, den Ton mit dem gleich hohen und gleich starken etwa einer Geige zu vergleichen. Das, was die beiden noch unterscheidet, sei die Klangfarbe. Oder er möge sich einen hohen leisen und einen tiefen lauten Flötenton vorstellen. Was in beiden gleich sei, stelle die Flötenklangfarbe dar. Natürlich sind hier auch andere Beschreibungsarten möglich; so durch Bildvergleiche, die aber fast immer vag bleiben, z. B. durch Beschreibung der Wirkung. Die Hornklangfarbe kann ich als das eigentümlich Beruhigende, unter Umständen Lähmende, die Trompetenklangfarbe als das eigentümlich Aufpeitschende, Anfeuernde an den betreffenden Tönen beschreiben.

Im Verstehen einer Beschreibung ist gleichfalls eine gute Gelegenheit, um ein Moment für sich zu beobachten. Wir sehen da, wie ein zunächst gleichsam leeres Gegenstandsgerüst sukzessiv mit allen möglichen Bestimmtheiten versehen wird und zu immer größerer Anschaulichkeit erwächst. Wird beispielsweise eine Blume als blau beschrieben, so erleben wir, wie die vorher noch unbestimmte oder bereits falsch gefärbte Blume (gefärbt ohne Doxa, nur provisorisch) nun das Blaumoment annimmt, ohne sich sonst irgend zu verändern. Wieder tritt also das Blaumoment für sich abgehoben in Erscheinung, als der in der Bestimmung des Beschreibungsgegenstandes allein neu hinzutretende Zuwachs an definitiver Anschaulichkeit.

Mit dieser Charakterisierung des Veranschaulichungsaktes stimmt auch die Art unseres Vorgehens überein, wenn wir einmal wirklich Erkenntnisse über ein einzelnes Moment für sich gewinnen wollen; z. B. ob das Grau eines Stoffes distinguiert-edel oder gemein-gewöhnlich sei. Wir suchen es dann gleichsam künstlich aus seinem Zusammenhang herauszunehmen, herauszupräparieren, womöglich es auch in andere Zusammenhänge zu transponieren.

Wenn dabei das Moment auch niemals freistehend und isoliert von den mitverschmolzenen Ergänzungsmomenten wahrgenommen werden kann, so gibt es doch eine adäquate Wahrnehmung des abgehobenen Moments für sich auf Grund der geschilderten Variationsakte. Nicht in der statischen Wahrnehmung, aber im dynamischen Prozeß stellt sich das Moment selbst dar, tritt aus seinem Verschmelzungszusammenhang heraus. Man kann deshalb davon sprechen, die adäquate Wahrnehmung des Moments sei in anderen Wahrnehmungen (Relations- und Variationswahrnehmungen) fundiert. Hier müssen wir freilich erläutern, was unter „fundiert“ verstanden werden soll. Die bisherigen Untersuchungen über diesen Punkt (auch bei Husserl, 3. Log. Unt., Kap. 2 § 14) sind für unsere Zwecke nicht ausreichend. Ein kurzer Exkurs in die Fundierungslehre wird sich daher hier nicht vermeiden lassen, zumal diese Dinge auch im späteren Zusammenhang für uns wichtig werden.

Aller Fundierung gemeinsam ist, daß ein Gegenstand oder ein Akt die unentbehrlich notwendige Grundlage bildet für die Existenzfähigkeit oder die Erkennbarkeit eines anderen Gegenstandes oder Aktes. Diese Grundbeziehung besondert sich nun nach verschiedenen Gesichtspunkten in Fundierungsarten. Hier seien kurz die nach der wechselseitigen Stellung im Fundierungsganzen besprochen.

1. Die Transparenz-Fundierung: Charakteristisch für sie ist, daß das Fundierende im Fundierten gar nicht mehr enthalten ist, daß es nur notwendige Durchgangsstation, Wegbereiter zu etwas dahinter bildet, also Transparenzcharakter trägt. Es wird durch das Fundierende hindurchgesehen. Erst nachträgliche Reflexion führt zu ihm zurück. So fundieren etwa im allgemeinen Sinnesdaten das wahrgenommene Ding (S. 59 f.), der Empfindungsakt den Wahrnehmungsakt, die Fremdleib- die Fremdseelenwahrnehmung. Natürlich ist diese Art der Fundierung niemals ontologische Seinsfundierung, sondern immer nur gnoseologische Erkenntnisfundierung.

2. Die Teil-Fundierung: Zwar sehen wir auch hier noch durch das Fundierende hindurch, aber das Fundierende verschwindet dabei nicht, es geht in das Fundierte ein, bleibt als Teil in ihm mit-

enthalten. Diese Rolle des eingebauten Teils spielt etwa der Fremdleib im Ganzen des fremden Menschen (analoges gilt für die entsprechenden Wahrnehmungsakte), die einzelnen Menschen in sozialen Gemeinschaften, deren Glieder sie sind, die Elemente in einer Komplexion.

3. Die Ganzheits-Fundierung: Hier umschließt umgekehrt das Fundierende das Fundierte, dieses bildet einen Teil des Fundierenden. Erst durch Abbau des umgebenden Fundierenden, nur von ihm aus läßt sich also das Fundierte für sich zu Gesicht bringen. So ist allgemein der Teil als Teil im Ganzen fundiert, also auch der unselbständige Teil, das Moment. In dieser Weise ist auch die Wahrnehmung von einem Etwas als einem Teil eines umfassenden Ganzen fundiert in einer gewissen Wahrnehmung dieses Ganzen. Denn nur auf dem Hintergrund einer mindestens als „Hof“ umgebenden Ganzheitswahrnehmung kann als deren zentraler Teil das explizite Bewußtsein von Teilen als Teilen eines Ganzen entstehen.

4. Die Unterbau-Fundierung: Fundierendes und Fundiertes liegen hier nebeneinander, nicht ineinander wie Ganzes und Teil. Dabei fundiert das eine einseitig das andere, ohne seinerseits von ihm fundiert zu sein. So ist alles Wollen in Vorstellungen bzw. „objektivierenden Akten“ fundiert (Husserl, 5. Log. Unt. § 41), jeder Schlußsatz in Urteilsprämissen, jede Relation in Relationsträgern, ebenso Farbe in Ausdehnung (nicht auch umgekehrt Ausdehnung in Farbe; Luft oder der Raum ist z. B. ausgedehnt, aber nicht farbig). Um diese Fundierung handelte es sich auch bei der adäquaten Veranschaulichung der unselbständigen Momente. Grundlage für sie war die Veranschaulichung des Gesamtgegenstandes und einer partiellen Variation an ihm. Auf dem Unterbau dieser Akte hob sich dann das Moment für sich vom homogenen Gegenstand ab.

5. Die Anbau-Fundierung: Auch hier liegen Fundierendes und Fundiertes außereinander. Aber sie fundieren einander gegenseitig, keines kann ohne das andere sein, erst zusammen sind sie existenzfähig. Tonhöhe, Tonstärke und Tonfarbe oder Form und Inhalt sind in dieser Weise aneinander anbauend wechselseitig fundiert.

Die Ergänzungsbedürftigkeit der Momente schließt es aus, daß wir sie im eigentlichen Sinne abtrennen, verselbständigen, abstrahieren können, wie das in § 2 für die künstliche Teilung im allgemeinen als möglich hingestellt wurde. Wir können aber doch über die adäquate Momentwahrnehmung hinaus die mitverbundenen anderen Momente noch gleichsam abblenden, verdecken. Dadurch entsteht eine Ge-

gebenheitsweise, die der Abstraktion entspricht und die die Grundlage für selbständige Operationen an den Momenten bilden kann.

Der Zweck der vorstehenden Aktanalysen war nicht allein der, uns Akte zu zeigen. Sie sollten uns auch die Gegenstände, die Momente immer deutlicher vor Augen führen. Prüfen wir, was für sie aus den vorangehenden Untersuchungen folgt!

Wir wissen jetzt, Momente sind niemals in schlichter Wahrnehmung leibhaft erfaßbar, wie selbständige Gegenstände. Sie sind zunächst ununterscheidbar eingeschmolzen in selbständige Gegenstände. Sie können aus ihnen nicht etwa wie Zerstückungsteile direkt herausgeschnitten werden; das wäre unmöglich. Sondern auf Grund von Inbeziehungssetzung zu differenziert Ähnlichem oder von Variation gliedert sich der gleichförmige selbständige Gegenstand für uns gleichsam spontan. Seine Momente bieten sich der Wahrnehmung, die den bezeichneten Akten auf dem Fuße folgt, freiwillig dar. Nur die Bedingungen für die Zersetzung müssen durch Vergleich oder Variation künstlich hervorgebracht werden, die eigentliche Gegenstandsgliederung, die „Gestaltgebung“ der Teile erfolgt für den darauf gerichteten Blick von selbst. Bei der Zersetzung liegt also ein Mittelding vor zwischen gedanklicher Teilung und natürlicher Teilgliedertheit.

Wie steht es danach mit der Seinsart der Momente? Sind sie nur künstliche oder sind sie natürliche Teile? Sicher sind sie nicht nur gedankliche Teile, wie es etwa die Zerstückungsteile sind. Sie lassen sich nicht willkürlich erzeugen, sondern ihre Möglichkeiten sind eindeutig im Zersetzungsgegenstand vorgezeichnet, sie schlummern gleichsam in ihm als seine ontologischen Möglichkeiten. Als Aktualitäten sind sie aktbedingt, als Potenzialitäten aber sind sie aktindifferent. Diese Eigentümlichkeit scheint den Momenten zugleich in gewisser Hinsicht den Charakter des Ideellen zu verleihen trotz der Realität (oder phantasierten Quasirealität) des sie umschließenden Ganzen. Sie sind in bestimmtem Sinn selbst ideelle Gebilde. Das im einzelnen nachzuweisen ist in diesem Zusammenhang nicht möglich.

Aber wie liegt es nun im homogen-unzersetzten Gegenstand, z. B. einem Ton, solange er nicht auf andere bezogen oder variiert ist? In der Abwandlung zum differenziert Ähnlichen ist es so, als ob sich der Ton in einen unveränderten und einen veränderten Teil gliedert. Er erhält dadurch gleichsam eine Variationsachse, um die herum er beweglich wird. Aber wie jede Achse ist auch sie unsichtbar und nur als der Möglichkeit nach vorhanden zu denken, solange keine Bewegung und Veränderung stattfindet. Sie ist eine dynamische

Linie. Man denke an die Rotationsachse einer kreisenden Kugel. In der Ruhelage verschwindet sie, kann nur durch künstliche Einzeichnung symbolisiert werden. Analog steht es beim Moment, solange der Gesamtgegenstand unabgewandelt ist. Hier können wir nur künstlich auf Grund vorangegangener Variationen eine Grenzlinie als „Achse“ möglicher Variation zwischen den Momenten „einzeichnen“. Wie das praktisch geschehen kann, ist eine andere Frage. Im eigentlichen Sinne ist es natürlich undurchführbar. Die abgrenzende „Achse“ und die durch sie getrennten Momente können nur gedacht werden im Hinblick auf mögliche Aktualisierung in der Variation. Innerhalb des unvariieren Gesamtgegenstandes aber können die Momente, wie mir scheint, nur als künstlich hineinprojizierte Teile sich abheben.

Damit seien die Untersuchungen über Moment und Elementarmoment abgeschlossen. Angesichts der vielverzweigten Probleme bin ich mir natürlich durchaus im klaren darüber, daß hier in ontologischer Hinsicht noch eine Fülle von Punkten klärungsbedürftig bleiben. So wäre vor allem noch das Verhältnis von Moment zu Akzidens und Substanz und das von Moment zu Eigenschaft aufzuhellen. Von dem letztgenannten Verhältnis soll im letzten Abschnitt noch einmal die Rede sein, wo die Natur von Wesen und Eigenschaft untersucht wird. Von dem erstgenannten Verhältnis genügt es hier zu sagen, daß die Scheidung Substanz-Akzidens in anderer Richtung verläuft als die verschiedenen Teilungen; beide überschneiden sich.

§ 10. Elementarmoment und Empfindung.

Es wird aufgefallen sein, daß wir uns mit den meisten unserer Momentbeispiele auf ein Gebiet begeben haben, das bisher seine wissenschaftliche Behandlung in der Empfindungslehre der traditionellen Psychologie gefunden hat. Das geschah natürlich nicht zufällig.

Man kann, um unser Vorgehen zu rechtfertigen, zunächst bestreiten, daß Untersuchungen über die Empfindungsinhalte überhaupt in die Psychologie im strengen Sinne hineingehören. Pfänder hat das mit allem Nachdruck und mit guten Gründen in seiner Einführung in die Psychologie getan (2. Aufl., Leipzig 1920). „Die Farben, Töne usw. sind . . . nichts Psychisches, sondern sie sind die Gegenstände, die empfunden werden, sie sind etwas Physisches“ (S. 263). Empfindungen sind „diejenigen psychischen Tatbestände, in denen ein psychisches Subjekt das eigenartige Wissen von Gegenständen hat, das wir Empfinden nennen“ (S. 189); „ . . . es klingt sinnlos zu sagen,

daß wir Empfindungen sehen, wenn wir Farben sehen; Empfindungen hören, wenn wir Töne hören usw.“ (S. 190). Die ganze Lehre von den Empfindungsgegenständen (-inhalten) gehört jedenfalls nicht in die Psychologie im engeren Sinne, sondern in eine Gegenstandswissenschaft, eine besondere „gegenständliche Phänomenologie“, zunächst im Stumpfschen Sinne verstanden als Wissenschaft von den phänomenalen Gegenständen (Erscheinungen).

Das bleibt aber zunächst eine bloße Frage der Wissenschaftseinteilung. Wichtiger und für uns auffallender ist das scheinbare inhaltliche Zusammenfallen der Momenten- und Empfindungslehre. Den Grund wird man bald erfahren, wenn man sich einmal die Definitionen des in der Psychologie so umstrittenen Empfindungsbegriffes ansieht. Wundt bestimmt z. B. die Empfindungen als „letzte nicht weiter zerlegbare Elemente der Vorstellungen“ (Grundz. d. physiol. Psychol., Bd. I⁶ S. 44). Dabei denkt er offensichtlich an Vorstellungsinhalte, nicht an Vorstellungskakte¹⁾. Messer definiert Empfindungen als relativ einfache anschauliche Wahrnehmungsinhalte (Psychologie S. 72—74), wobei das Merkmal der Relativität zum Ausdruck bringen soll, daß die Zerlegbarkeit in Intensität und Qualität kein Hindernis der Einfachheit bilden soll. Die Inkonsequenz dieses Empfindungsbegriffes kündigt sich bereits in dieser Einschränkung an. Denn Messer stellt ausdrücklich fest, daß Empfindungen nicht als selbständige Bewußtseinsgebilde gegeben sind, sondern durch isolierende Abstraktionen aus Wahrnehmungen gewonnen werden. Worin unterscheiden sie sich dann aber von Empfindungsteilen wie Tonqualität und Tonstärke? Wollen wir die Empfindungen als einfache Vorstellungselemente bestimmen, so müssen wir entweder bei den teillosen homogenen Gegenständen, also auch noch vor der Zersetzung in Farbe, Form usw. stehenbleiben; oder wir nehmen nur die unteilbaren Elementarmomente als einfach, dürfen aber dann mit der Zersetzung nicht vor der Zersetzung in „Intensitäts“- und „Qualitätsmoment“ aufhören. Diese sind ja, wie früher (S. 36 f.) gezeigt, in sich recht problematische Gebilde und geben jedenfalls durch ihr Wesen keinen Grund, gerade hier in der

1) Letzten Endes geht dieser Empfindungsbegriff auf Lockes „simple ideas“ zurück; nach ihm „enter the ideas of sensation simple and unmixed by the senses“ (Essay c. h. u. B. II, Ch. II, § 1). Hier zeigt sich deutlich das schon zu Beginn von uns bekämpfte Vorurteil, als seien die unmittelbar gegebenen Gegenstände zugleich das Unkomplizierteste, Teillose und Unteilbare. Einfache Inhalte werden nach dieser Lehre am besten durch Reflexion auf die Data unserer einzelnen Sinnesorgane gefunden (Sensualistischer Einfachheitsbegriff).

Zersetzung innezuhalten. Ob so freilich überhaupt ein brauchbarer Empfindungsbegriff für die Psychologie herauskommt, mag bezweifelt werden. Das hängt zudem davon ab, ob und in welchem Sinn es solche einfachen Elemente überhaupt gibt.

Wie kann sich nun Empfindung und Moment sonst zueinander verhalten, wenn man sie nicht einfach zusammenfallen lassen will? Geysers bezeichnet als Empfindung den mannigfaltigen „Stoff“, das „Material“ des Wahrnehmungsgegenstandes, „dem durch verbindende Beziehungen und Verhältnisse die Form des Wahrnehmungsgegenstandes verliehen wird“. Empfindungsstoff sind den angeführten Beispielen nach z. B. auch Stamm, Zweige und Blätter an einem Baum (Lehrbuch d. Psychol.³ Nr. 339). Das Merkmal der Einfachheit wird ausdrücklich ausgeschieden (Nr. 344). Aber immer noch bilden die Empfindungen Teile des Wahrnehmungsgegenstandes, verhalten sich zu ihm wie Teil zum Ganzen (Nr. 339, 346). Tatsächlich werden auch von Geysers in der Empfindungslehre dieselben Gegenstände behandelt wie in der traditionellen Psychologie. Man kann demgegenüber fragen, ob nicht die Teile eines Wahrnehmungsgegenstandes, die doch in der gleichen Seinsschicht wie das Ganze liegen, nicht in derselben Weise wahrgenommen werden können wie dieses, besonders dann, wenn sie vollends aus dem Teilzusammenhang herausgelöst und selbstständig sind. Und vor allem, sind die Töne, die durchgehend als Empfindungen bezeichnet werden, lediglich Teile eines Wahrnehmungsgegenstandes? Sind sie nicht in sich völlig selbständig? Auf diesem Wege ist es jedenfalls nicht möglich, eine eigene Sphäre von Empfindungsgegenständen zu finden, die klar geschieden wäre von der der Wahrnehmungsgegenstände; beide laufen ineinander über. Empfindungslehre und ontologische Teil- und Momentenlehre fallen wieder zusammen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, einen Empfindungsgegenstand namhaft zu machen, der eine klare Unterscheidung von Elementarmoment und Empfindungsdatum und damit auch von Wahrnehmen und Empfinden erlaubt. Trotzdem seien einige Andeutungen in dieser Richtung versucht. Wir müssen uns gleichsam aus der ganzen Schicht der Wahrnehmungsgegenstände zurückheben, um eine eigene Empfindungsgegenständlichkeit zu entdecken. Wir müssen unsere Wahrnehmungen in eigentümlicher Weise „reduzieren“. Es genügt nicht die von Husserl als phänomenologische Reduktion bezeichnete Suspendierung der Existenzmeinung (der „Generalthesis“). Sie läßt den Wahrnehmungsgegenstand noch immer in seiner vollen plastischen Gestalt draußen stehen. Der geforderte Prozeß kann als

„Feldreduktion“ bezeichnet werden. Sie besteht darin, daß wir darauf reflektieren, welchen „Platz“ ein Wahrnehmungsgegenstand im jeweiligen Sinnesfeld ausfüllt, welches Aussehen er unabhängig von allen Auffassungsakten in ihm zeigt. Der hindurchschauende Blickstrahl wird dabei gleichsam „abgestellt“. Wir gelangen so zu dem, was Husserl in den „Ideen . . .“ als Empfindungsdatum oder sensuelle $\psi\lambda\eta$ bezeichnet (§ 85). Typische Reduktionen dieser Art können wir etwa auf optischem Gebiet vollziehen, wenn wir darauf achten, welche Form oder Farbe ein Körper nicht selbst hat, sondern welche er in perspektivischer Abschattung in unserem Sehfeld einnimmt. So verfährt etwa der moderne Maler, um ein perspektivisch richtiges Bild zeichnen zu können, wenn er die dreidimensionale Welt in eine zweidimensionale überführt und die Farben ins Auge faßt, nicht nur wie sie als Dingfarben bestehen, sondern wie sie durch Schatten, Beleuchtung usw. getönt sind. Noch deutlichere Divergenz zeigt etwa das Empfindungsbild des Kurz- oder Weitsichtigen vom echten Wahrnehmungsgegenstand. Diese Empfindungsdaten sind nicht etwa als Teile im Wahrnehmungsgegenstand enthalten wie der Stamm im Baum usw., fundieren diesen also nicht nach Art der Teil-Fundierung; sondern die Wahrnehmung geht hier durch die Empfindungsdaten hindurch, verarbeitet sie, macht sie transparent nach Art der Transparenz-Fundierung. Wie so etwas möglich ist, darüber ist hier nicht zu entscheiden.

Nicht bei jeder Wahrnehmung wird sich unterscheiden lassen zwischen Wahrnehmungsgestalt und „Feldgestalt“; so besonders nicht bei den niederen Sinnen, Geruch, Geschmack, Schmerzempfindung usw., im abgeschwächten Maß auch wohl nur bei den reinen Tongebilden. Hier ist also eine Feldreduktion ausgeschlossen. Es wäre deshalb vielleicht zweckmäßiger, da nicht von Empfindung, sondern von unmittelbarer (nicht durch Empfindungen vermittelter) Wahrnehmung zu reden. Empfindungen bestehen also nur relativ auf hindurchschauende Wahrnehmung. Durch entsprechende Auffassungsakte können also Wahrnehmungsgegenstände zu Empfindungsdaten werden. Man denke an stereometrische Figuren auf dem Papier, die zunächst planimetrisch als bloße Liniengewirre wahrgenommen werden, bei plastischer Auffassung aber als transparente Empfindungsdaten für dreidimensionale Körpermodelle fungieren. Freilich auch am wahrgenommenen Liniengewirr läßt sich z. B. bei schiefer Lage des Papiers zum Auge noch eine Feldreduktion vornehmen.

Für uns kommt es nun auf folgendes an: Empfindungsdata sind an sich in demselben Sinne zusammengesetzt wie Wahrnehmungs-

gegenstände. Sie sind ebenso teilhaltig, teilbar oder einfach. Es gibt Momente von Empfindungsdaten, wie es Momente von Wahrnehmungsgegenständen gibt. Beide stehen in Parallelordnung zueinander. Wir sehen also, daß sich die Einteilung in Empfindungsdata und Wahrnehmungsgegenstände mit der in Ganzes und Teil (Teilbares, Einfaches usw.) überschneidet. Damit ist eine klare Scheidung des Empfindungs- vom Teilbegriff gefunden; zugleich ergibt sich die Grundlage für ein reibungsloses Nebeneinander von Ontologie und Psychologie, die man freilich hier angemessener als „gegenständliche Phänomenologie“ bezeichnete.

§ 11. Über Relationen im allgemeinen und einfache Relationen (Elementarrelationen).

Die bisher beispielsweise untersuchten einfachen Gegenstände waren im wesentlichen Dinggegenstände oder dinganaloge Gebilde wie die Momente, die ja lediglich unselbständige Teilausschnitte von selbständigen Gegenständen waren. Nun gibt es aber noch eine ganze Reihe von nicht-idehaften Gegenständen, bei denen gleichfalls Teilbarkeit und Einfachheit in Frage kommt. Vollständigkeit ist für uns in diesem Zusammenhang weder möglich noch erforderlich; nicht möglich, weil die Ontologie bisher noch nicht die systematische Übersicht und Klarheit über die Gegenstandsarten überhaupt geschaffen hat, die die Voraussetzung für die Auffindung aller Elementargegenstände in den einzelnen Gegenstandsregionen bilden würde; nicht erforderlich, weil uns die Untersuchung der einfachen Gegenstände nicht Selbstzweck ist, sondern nur die Grundlage bieten soll zur Untersuchung einfacher Ideen.

Bereits in anderem Zusammenhang (S. 48) wurde darauf hingewiesen, daß unselbständige Teile nicht die einzigen unselbständigen Gegenstände sind. Dabei war zunächst an die Relationen gedacht. Diese sind nun, wie besonders aus der Untersuchung der Momente hervorging, in der Tat eine besonders wichtige Klasse von Gegenständen. Das läßt es angebracht erscheinen, von den Elementargegenständen vor allem einmal die elementaren Relationen zu erforschen. Dabei wird es sich nicht vermeiden lassen, auch einiges Grundsätzliche über Relationen überhaupt auszuführen. Die bisherigen Ergebnisse auf diesem Gebiet sind vom ontologischen Gesichtspunkt noch wenig befriedigend und verlangen jedenfalls dann eine Ergänzung, wenn bereits die einfachen Relationen untersucht werden sollen. Dabei wird im folgenden bei allen Spezialunter-

suchungen über einzelne Relationen nur die Erkenntnis von Zügen erstrebt, die für die Relation überhaupt charakteristisch sind.

Wir versuchen uns zunächst eine Übersicht über die Hauptarten von Relationen zu verschaffen. Zwei Hauptgruppen springen von vornherein ins Auge und sind auch längst richtig unterschieden worden. Auf der einen Seite stehen die Beziehungen, die zwischen den Gegenständen in ihrem äußeren Nebeneinanderstehen gleichsam von Natur bestehen, die ihrem Wesen nach niemals auf Grund von Vergleich, sondern nur auf Grund einer besonderen schlichten Wahrnehmung ermittelt werden können. Es sind das die Relationen der räumlichen und zeitlichen, aber auch ideellen Lage (Stellung in einer mathematischen Ordnung, im System der Begriffe usw.), die Relationen der Kausalität, die Beziehungen der intentionalen Meinung, des Teil-Ganzen usw. Meinong hat sie bereits 1882 als Realrelationen bezeichnet¹). Da sie indessen nicht nur zwischen Realem vorkommen, auch die Frage nach der Realität von Relationen hier aus dem Spiel bleiben soll, ziehe ich die Bezeichnung „Stellungsrelationen“ oder „taktische Relationen“ vor.

Auf der anderen Seite stehen Beziehungen wie Gleichheit, Ähnlichkeit und ihre Gegensätze Ungleichheit, Unähnlichkeit, Verschiedenheit, ferner Identität (ein in sich sehr problematisches Gebilde, das hier nicht näher untersucht werden soll), Proportionalität usw. Äußerlich sind sie dadurch gekennzeichnet, daß sie ihrem Wesen nach auf Grund von Vergleich wahrgenommen werden können (aber nicht nur auf Grund von Vergleich!). Sie liegen nicht eigentlich „zwischen“ den Gegenständen in ihrem natürlichen Nebeneinander, wie in gewissem Sinne die Stellungsrelationen, sondern sie beziehen sich auf das Innere ihrer Relationsträger. Meinong bezeichnet sie als Idealrelationen; im folgenden seien sie „Inhaltsrelationen“ genannt. Mit all dem sind natürlich nur vorläufige Andeutungen gegeben, die erst im folgenden ihren vollen Sinn erhalten können.

Betrachten wir zunächst die Stellungsrelationen und gehen dabei vom Beispiel des räumlichen Lageverhältnisses zweier Sterne aus. Stern A steht zu Stern B in der Entfernungsbeziehung (im Abstand) E (liege über, unter, rechts oder links von B). Was ist uns hier nun eigentlich gegeben? Sinnenmäßig zunächst nur drei in sich völlig selbständig auffaßbare Gegenstände, die zwei Relationsträger A und B und ferner die zwischen A und B gelegene Raumstrecke E. Diese Raumstrecke ist natürlich nicht die Relation. Als Zwischenglied möge

1) Zur Relationstheorie, Humestudien II; Ges. Abhdlgen. Bd. II, Leipzig 1913 f.

sie die Bezeichnung „Interjekt“ führen. Es muß danach in dem Entfernungsverhältnis noch etwas anderes enthalten sein als diese drei isolierten Elemente, in die zunächst die Relation zu zerfallen scheint.

Nun kann ich das Interjekt, die indifferente Raumstrecke E, auch auffassen als die kürzeste Linie zwischen A und B, als Abstand, als Verbindungslinie, als Entfernung im uneigentlichen Sinne, die man z. B. zurücklegen kann. In dieser Rolle kann das Interjekt verschieden groß sein, was für das Lageverhältnis, die Entfernungsrelation offenbar keinen Sinn haben kann. Die Relation ist also auch noch etwas anderes als das in seiner Bedeutung für die Relationsträger gesehene Interjekt. Es ist eine ganz eigene Blickrichtung erforderlich, damit uns im Übergehen von A zu B längs E der Bewußtseinsinhalt entgegentritt, der sich noch am ehesten umschreiben läßt mit der prädikativen Wendung „E-entfernt“. Es geschieht das in einem eigentümlichen Aufleuchten. Hier haben wir die unmittelbare, selbst unterbau-fundierte Grundlage der Relation; sie mag hier das „Fundat“ heißen. Dieses Gebilde ist aber von der vollen Relation noch zu unterscheiden. Deren Wesen besteht im Nebeneinander von A und B, im Entfernungsverhältnis E des A zu B. Danach sind zu unterscheiden:

1. die Relationsgrundlagen (zwei Relationsträger mit oder ohne Fundamente) — je nachdem, ob sich die betreffende Relation gleichmäßig homogen auf die ganzen Träger stützt oder als differenzierte Relation in einigen ihrer Partien ihre vorzugsweisen Stützen (Fundamente) hat —; dazu ein Interjekt, in verschiedener „Rolle“ auffaßbar;

2. das Fundat, das unmittelbare Ergebnis der Relationswahrnehmung, unterbau-fundiert in den Relationsgrundlagen;

3. das fundierte Ganze zwischen den Trägern, die Relation selbst, das mittelbare Ergebnis der Relationswahrnehmung, in einem eigentümlichen „zwischen“ gelegen, nicht räumlich „zwischen“ wie das Interjekt, sondern gleichsam „zwischen-über“. Sie ist unmittelbar im Fundat, mittelbar in den Relationsgrundlagen unterbau-fundiert.

Wir wollen dies Schema noch an einigen anderen Stellungsrelationen zu bestätigen versuchen. Betrachten wir zunächst die Kausalrelation! Der Fall liegt insofern schwieriger, als die Elemente dieser Relation sehr viel mehr in das Ganze verschmolzen sind, wie bei der räumlichen (oder zeitlichen) Lagerrelation, und erst durch sorgfältige Analyse herausgehoben werden können. Es genügt in diesem Zusammenhang, wenn wir uns auf die mechanische Kausalität beschränken.

Eine Billardkugel treffe auf eine andere und bringe sie ins Rollen. Wir brauchen dabei den wirklichen „metaphysischen“ Sachverhalt gar nicht hereinzuziehen. Wir beschränken uns auf das, was wir meinen, wenn wir von mechanischer Kausalität sprechen. Es ist nun sicher eine phänomenologisch unrichtige Beschreibung, die behauptet, wir nähmen in solch einem Fall unmittelbar nichts anderes wahr als die Sukzession zweier Bewegungen. Mindestens glauben wir wahrzunehmen, daß im Moment des Stoßes etwas Dynamisches von der Kugel A auf die Kugel B übergeht, deren Ins-Rollen-kommen bewirkt und begründet. Ohne dies vermeinte Etwas näher untersuchen und veranschaulichen zu wollen, bezeichnen wir es hier als Bewegungsenergie. Die vermeintlich wahrgenommene Sachlage ist dann die: Kugel A stößt auf Kugel B, von Kugel A geht dabei Energie auf Kugel B über, und infolge davon setzt sich Kugel B in Bewegung. Die übergehende Energie ist nun offenbar nicht die Kausalrelation. Sie spielt in dieser vielmehr die Rolle des Interjekts. Freilich ist das Interjekt hier ontologisch weit unselbständiger als im vorangehenden Fall die zwischenliegende Raumstrecke. Bewegungsenergie ist wesensmäßig an Energieträger geknüpft, kann nicht für sich existieren wie die beiden Kugeln. Sie kann also auch immer nur aufgefaßt werden als Energie von A oder von B. Ihre adäquate Veranschaulichung erfolgt daher vermutlich in einem ähnlichen Akt wie die der Momente. Aber damit haben wir noch nicht die Kausalrelation selbst erfaßt. Dazu müssen wir vielmehr in eigentümlicher Weise der vermeinten Energieübertragung folgend oder entgegenlaufend von A nach B hinübergehen, und dabei das eine im Hinblick auf das andere betrachten. So konstituiert sich für uns zwischen A und B der Inhalt „wirken“ analog dem Fundat „E-entfernt“ im vorigen Fall. Auf Grund dieses Fundates erfolgt nun die Relationserkenntnis: A steht zu B in Kausalbeziehung, es besteht Kausalbeziehung „zwischen“ A und B.

Als dritte Stellungenrelation betrachten wir noch kurz die Intentionalbeziehung. Auch hier haben wir zunächst zwei Träger, ein meinendes Ich und einen gemeinten Gegenstand. Außerdem geht vom Ich zum Gegenstand ein intentionales „Band“ hinüber, ein „Meinungsstrahl“, der gleichsam kontinuierlich hinüberstrahlt. Er ist das Interjekt, das beide in Beziehung zueinander hält. Dieser Strahl selbst ist nur durch Reflexion sichtbar zu machen. Aber auch er ist nicht die Meinungsrelation selbst. Erst ihm entlanglaufend und Ich und Gegenstand aufeinander beziehend erwächst uns der Inhalt „intentional bezogen“. Von ihm ist dann noch die Meinungsbeziehung

selbst zu unterscheiden, zu der jener nur das Fundat ist. Ihr adäquater Ausdruck wäre: Ich und Gegenstand stehen in Meinungsbeziehung, zwischen beiden steht Meinungsbeziehung. — Auf weitere Beispiele, die ontologisch interessante Modifikationen enthalten würden, können wir hier verzichten.

Gehen wir nun zur Betrachtung einiger Inhaltrelationen über und beginnen mit der Gleichheitsbeziehung etwa zweier Billardkugeln! Sofort tritt uns ein grundsätzlicher Unterschied zu den Stellungsrelationen entgegen. Ein Interjekt, wie wir es bei diesen zwischen den Relationsträgern vorfanden und dem entlanglaufend wir die Relation selbst ermittelten, fehlt bei den Inhaltrelationen. Unterlage der Relation sind nur die beiden Relationsträger. Was zwischen ihnen stellungsmäßig liegt, ist für die Inhaltsrelation belanglos. Daraus folgt: Wir können hier nicht wie dort zur Auffindung der Relation das „Zwischen“ der Träger durchlaufen, uns ihm gleichsam anschmiegend. Sondern führerlos müssen wir direkt von einem Träger auf den anderen hinüberspringen. Nur auf die innersachliche Beziehung kommt es an. Wir müssen deshalb vor aller Relationserkenntnis bereits eine gewisse Kenntnis vom Inneren der Relationsträger haben.

Wenn auch das Interjekt in der Inhaltsrelation fortfällt, so fehlt deshalb noch nicht das Fundat. Wir müssen hier eine kurze Skizze der Grundzüge des Vergleichs, vor allem nach der noematischen Seite hin, einschieben. Dabei soll nicht verkannt werden, daß Gleichheitswahrnehmung auch auf anderem Wege als durch Vergleich zustande kommen kann, wie das von Bühler, Brunswig und anderen mit Recht hervorgehoben worden ist. Wir gehen nur deshalb vom explizit-bewußten Vergleich aus, weil hier die einzelnen Züge der Inhaltrelation sich am klarsten und deutlichsten enthüllen.

Der Vergleich beginnt mit einem geistigen Nebeneinanderstellen der beiden Vergleichsgegenstände. Aber das ist noch nicht das eigentliche Vergleichen selbst. Ihr Nebeneinanderstehen ist erst die Grundlage für den Vergleich selbst. Das unmittelbare geistige Aneinanderhalten der Gegenstände im Vergleich hat nur dann einen Sinn, wenn es verbunden ist mit einer Blickeinstellung auf Relationserfassung. Worin besteht diese nun, was ist es, was sich dabei darstellt?

Man könnte zunächst auf den Gedanken kommen, jene Einstellung sei nichts anderes als eine Erwartungsintention, z. B. auf Gleichheit, d. h. auf Wiederkehr desselben Gegenstandes, wobei zur Identität lediglich zeitlich kontinuierlicher Zusammenhang zwischen den Vergleichsobjekten fehlt. Gleichheit sei dann nichts anderes

als der Erfüllungscharakter, der mit dem zweiten Objekt in bezug auf diese Intention verbunden ist, Ungleichheit der entsprechende Enttäuschungscharakter. Indessen, meine Erwartungsintention kann gerade auf Ungleichheit gehen; ich bin etwa auf eine Überraschung eingestellt. Dann wird meine Erwartung gerade durch Gleichheit enttäuscht. Wenn also Erwartung und Erfüllung beim Vergleich überhaupt eine Rolle spielen, so liegt dem eine ganz eigentümliche, sozusagen offene Intention zugrunde, die weder erfüllt noch enttäuscht werden kann, sondern die ohne jeden Unterschied Gleichheit wie Ungleichheit als Vergleichsergebnis hinnimmt. Diese offene Intention ist etwas, was der Aufmerksamkeit der Aktphänomenologie bisher entgangen ist. Die inhaltliche Besonderheit der Intentions- und ‚Antwort‘akte (d. h. der Akte, die die fragende Offenheit der offenen Intentionsakte in irgendeiner Weise schließen), kann aber bei jeder Vergleichsrelation erst erkannt werden, wenn wir wissen, was Gleichheit, Ähnlichkeit usw. selbst ist, was sich hier „gibt“; aus der noetischen Seite des Aktes ist das nicht zu entnehmen.

Gehen wir nun einmal in offener Intention auf Inhaltrelationen von Kugel A zu Kugel B hinüber. Bei B angekommen, konstituiert sich dann der eigentümliche Inhalt „gleich“, der sich auch umschreiben läßt als „Wieder wie der Ausgangsgegenstand, aber nicht mit ihm identisch“. Beide Kugeln sind deshalb miteinander verwechselbar und gegeneinander austauschbar. Aber dieser Inhalt ist noch nicht die Gleichheitsbeziehung der beiden Kugeln selbst. Erst auf Grund des isoliert neben der Wahrnehmung von B aufleuchtenden Fundats „gleich“ erhebt sich die Wahrnehmung der Gleichheit von A und B. Das „gleich“ muß erst wieder in Beziehung gesetzt werden zu den Relationsträgern. — Die Unterschiedenheit des Fundats von den Relationsträgern erklärt es, daß wir, wie besonders von Brunswig hervorgehoben wird, ganz deutlich erkennen können: „dieser Gegenstand ist einem anderen in ganz bestimmtem Maße ähnlich“, ohne daß wir diesen anderen Gegenstand zunächst entdecken könnten. Voll gegeben ist uns dann nur der eine Träger und das Fundat. Die Relation selbst scheint dagegen noch irgendwie unvollkommen dazustehen, noch ohne feste Stütze zu sein.

Wir müssen nun eine ideale exakte Gleichheit von einer nur „deskriptiven“ inexakten Gleichheit unterscheiden. Es gibt nur eine einzige exakte Gleichheit, kein Mehr oder Minder davon. Die Gleichheiten zweier kongruenter Dreiecke, zweier kongruenter Vierecke und zweier gleicher Zahlen sind genau gleich; sie haben nicht verschiedene Grade und Qualitäten. Aber sie sind deshalb noch nicht mit-

einander identisch. Bei mehreren gleichen Gegenständen besteht immer zwischen je zweien je eine besondere Gleichheit, die ebenso individuell ist wie ihre Träger. Denn wesensmäßig kann zwischen mehr als zwei Gegenständen nicht eine einzige identische Beziehung bestehen, genau so wenig, wie zwischen drei gleich weit voneinander entfernten Punkten eine identische Linie gezogen werden kann. Andernfalls müßten auch die Träger dieser identischen Relation bis auf zwei zusammenfallen. — Der Gleichheitsbegriff, den wir im täglichen Leben verwenden, ist dagegen nur ein inexakter, annäherungsweise. Hier lassen sich allenfalls verschiedene Grade von Gleichheit unterscheiden.

Auch der Fall der Ähnlichkeit ist noch kurz zu betrachten. Wir vergleichen wieder Geigenton a und Klavierton a. Vom einen zum anderen übergehend und auf ihr inhaltliches Verhalten zueinander achtend, stellen wir fest, daß im zweiten der Inhalt des ersten teilweise wiederkehrt, sich ohne Identität teilweise mit ihm deckt, an ihn „erinnert“. Letzteres ist ein guter Ausdruck der Situation, der zugleich auf den inneren Zusammenhang zwischen Ähnlichkeit und assoziativer Reproduktion hinweist. Ähnlichkeit erinnert schon ihrem Wesen nach an anderes, zieht es gleichsam herbei¹⁾. Das zeigt auch die Wortetymologie: Ähnlichkeit von ahnen (etwas anderes ahnen lassend), semblable = scheinend (wie jenes), similis aus sem-, eins (= eine Einheit bildend) usw. Eigentlich beschreiben oder definieren läßt sich jenes eigentümliche „ähnlich“ natürlich nicht, das hier im Vergleich aufleuchtet. Es bildet jedenfalls die Grundlage für die Wahrnehmung der Ähnlichkeitsrelation selbst.

Es gibt nun eine ganze Reihe von Ähnlichkeiten. Dabei fehlt jener Unterschied von exakter und unexakter Relation, den wir oben bei der Gleichheit machten. Es gibt nur ein nach beiden Seiten unklar abgegrenztes Mehr oder Minder von Ähnlichkeit. Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Gegenständen können dabei selbst gleich sein. So kann die Ähnlichkeit zwischen einem bestimmten Hellgrün und einem Dunkelgrün genau so groß („intensiv“) sein wie die zwischen einem Hellrot und einem Dunkelrot. — Außer der größenmäßigen Verschiedenheit der Ähnlichkeiten kommt noch die von gegliederter (differenzierter) und ungegliederter (undifferenzierter) Ähnlichkeit in Betracht, von der im § 5 bereits ausreichend die Rede war.

Der Fall der Verschiedenheit ist für uns nicht weiter lehr-

1) Vgl. hierzu die Ausführungen bei Scheler, a. a. O. S. 464.

reich. Modifikationen hätten in einer Monographie der Relationen ihren Platz. Dort wäre auch der Ort zu einer eingehenden Untersuchung von so eigentümlichen Relationen wie Verträglichkeit und Unverträglichkeit, Angemessenheit und Unangemessenheit usw. Sie scheinen eine Mittelstellung zwischen Stellungsrelationen und Inhaltrelationen einzunehmen. Sie haben keine Interjekte zwischen sich und können deshalb auch nicht wie Stellungsrelationen wahrgenommen werden. Zuvor muß ihr inhaltliches Wesen erkannt sein. Aber sie werden auch nicht durch eigentlichen Vergleich erfaßt. Es kommt offenbar zum Teil auf so etwas wie wesensmäßiges Nebeneinander-Bestehen-Können an, das im inneren Wesen der Relationsträger seinen Grund haben muß. An die Stelle des Vergleichs tritt bei Feststellung dieser Relationen die Variation der wechselnd kombinierten Gegenstände.

Wieweit sind nun die so charakterisierten Relationen teilbar? Diese Frage hat bei den Stellungsrelationen nichts zu tun mit der nach der Teilbarkeit der Interjekte. Diese unterscheiden sich grundsätzlich nicht von den selbständigen Gegenständen, sind wie jene zerstückbar, zerlegbar und zersetzbar. Anders steht es mit den Fundaten und den auf sie begründeten Relationen. Zunächst sind sie nicht im selben Sinne unmittelbar zerstückbar wie die früher behandelten Gegenstände. Wohl kann ich die Strecke, die „Entfernung“ zwischen A und B beliebig zerstückeln. Aber ich kann nicht eine Beziehung zwischen zwei Gegenständen beispielsweise halbieren. Denn sie ist nicht durch ein „Feld“ hindurch ausgebreitet wie das Interjekt, was die Voraussetzung der Zerstückbarkeit bildet (vgl. S. 24). Sie liegt ja nicht in der gleichen ontologischen Ebene mit den Relationsträgern. Ist die Strecke AB in die Unterstrecke AX und XB zerstückelt, so sind die Lagerrelationen der Punkte A zu X und X zu B deshalb noch nicht Stücke der Relation A zu B, wie AX und XB Stück der Strecke AB sind. — Nun kann ich allerdings noch an eine indirekte Zerstückung der Stellungsrelationen in gleichsam anderer „Richtung“ denken. Ich kann die Relationsträger, soweit sie das in sich zulassen, zerstückeln, und dann zwischen allen den so entstandenen Stückteilen Sonderrelationen feststellen. Damit ist auch die Gesamrelation in Stückrelationen zerstückelt. Solche Relationszerstückung kann natürlich unbegrenzt fortgesetzt werden, wo sie überhaupt einmal in Frage kommt: Es gibt in diesem Fall ebensowenig indirekt unzerstückbare einfache Relationen (Elementarrelationen) wie unzerstückbare Relationsträger.

Etwas anders steht es mit der Zerlegbarkeit der Relationen. Relationen können in sich gegliedert (differenziert) sein. Sie setzen

sich dann aus mehreren Unterrelationen zusammen. Allgemein ist das immer dann der Fall, wenn in einer Relation besondere Fundamente in den Relationsträgern unterscheidbar sind. Zwischen den Fundamenten bestehen dann besondere Relationen als Teile der Gesamrelation, die diese in besonderem Maße stützen und „begründen“. Der Fall ist uns bereits vor der differenzierten Ähnlichkeit und Verschiedenheit her gut bekannt, die die Zersetzung in Momente ermöglichen. Gegenstände sind also zersetzbar auf Grund der Zerlegbarkeit der zwischen ihnen bestehenden differenziert gegliederten Relationen in Unterrelationen. Zu beachten ist, daß in diesem Fall die Relation unmittelbar gegliedert und zerlegbar ist, nicht ausschließlich mittelbar auf Grund der Gliederung und Zerlegung ihrer Träger zerlegt werden kann, wie das eben bei der Zerstückung der Relation der Fall war.

Doch ist auch bei der Zerlegung etwas Analoges möglich. So sind zwei kongruente Dreiecke einander unmittelbar gesehen in völlig ungegliederter Weise gleich. Ihre Gleichheit ist direkt nicht zerlegbar. Erst wenn ich die Gleichheitsträger in sich zerlege in die einzelnen Seiten, Winkel usw. und diese nun besonders vergleiche, gliedert sich indirekt auch die Gleichheit zwischen den Dreiecken in einzelne gleiche Gleichheiten. Ohne das verschmelzen sie zu einer einzigen in sich homogenen Gleichheit. Genau genommen müßten wir so zwischen unmittelbar und mittelbar unzerlegbar-einfachen Relationen unterscheiden. Bezüglich der unmittelbaren Zerlegbarkeit gilt ohne weiteres das, was im § 3 allgemein über Unzerlegbarkeit festgestellt wurde. Wo also eine Relation sich gleichmäßig undifferenziert über zwei Gegenstände erstreckt, da liegt eine unmittelbar unzerlegbare Relation vor. Mittelbar unzerlegbar ist dagegen eine Relation dann, wenn auch die Relationsträger in sich unzerlegbar sind, wie z. B. zwei gleiche Töne. — Die Sphären der unmittelbar und mittelbar unzerlegbaren Elementarrelationen überschneiden sich. Bei differenzierter Ähnlichkeit von unzerlegbaren, nur noch zersetzbaren Momenten besteht z. B. unmittelbare Zerlegbarkeit der Relation bei mittelbarer Unzerlegbarkeit.

Neben der Zerstückung und Zerlegung gibt es aber auch noch eine Zersetzung der Relationen. Es soll versucht werden, sie an zwei Beispielen darzutun.

C sei von A und von B je e Meter entfernt, wobei A und B an verschiedenen Stellen der Peripherie eines um C mit dem Radius e gedachten Kreises liegen mögen. Zwischen den beiden in sich ungegliederten Lagebeziehungen C zu A und C zu B besteht nun offen-

bar Ähnlichkeit, nicht Gleichheit. Diese Ähnlichkeit ist aber selbst differenziert. Gleichheit besteht hinsichtlich der Weite der Entfernung (Distanz), Ungleichheit hinsichtlich der Entfernungsrichtung. Demgemäß läßt sich die Lagerrelation also zersetzen in eine Weitenrelation und eine Richtungsrelation. — In ähnlicher Weise könnte innerhalb der Kausalbeziehung unterschieden werden zwischen den Unterbeziehungen der „Intensität“ (ob nezessierend oder nur inklinierend) und der „Qualität“ (ob mechanisch, chemisch, organisch oder seelisch-triebmäßig usw.).

Es gibt also auch eine Zersetzung von Relationen. Ihre Bedingungen sind natürlich dieselben, welche wir für Zersetzung überhaupt aufstellten. Das heißt: Auch Zersetzbarkeit einer Relation geht zurück auf differenzierte Ähnlichkeit und Zerlegbarkeit der Relation zwischen der zu zersetzenden und anderen Relationen. Unterscheiden müssen wir ähnlich wie bei der Zerlegung von Relationen zwischen unmittelbarer und mittelbarer Zersetzung: unmittelbarer, die auf dem direkten Vergleich von Relationen auf differenzierte Ähnlichkeit hin beruht; mittelbarer, die von den zersetzten Relationsträgern ausgeht und deren Momente dann auf ihre Sonderrelationen vergleicht, die dann Zersetzungsteile der Gesamtrelation bilden. Mittelbar unzersetzbar Relationen liegen da vor, wo die Relationsträger unzersetzbar sind, unmittelbar unzersetzbar Relationen, wo die Bedingungen der Unzersetzbarkeit in den Relationen selbst erfüllt sind, d. h. wo eine Relation zu keiner anderen mehr differenziert ähnlich ist. In diesem Sinne ist Gleichheit eine unmittelbar unzersetzbar-einfache Relation und zwar eine absolut unzersetzbar, da es ja wesensmäßig nur eine Art von exakter Gleichheit gibt. Dagegen ist Gleichheit mittelbar zersetzbar, soweit sie zwischen ihrerseits zersetzbaren Gegenständen besteht.

§ 12. Über Relations- und Außenbestimmtheiten.

Schon öfters war in den bisherigen Ausführungen von den Relationsbestimmtheiten die Rede. Hier ist der Ort, über sie einiges Grundsätzliche zu sagen.

Zunächst soll uns dabei die Frage beschäftigen, in welchem Verhältnis diese Gebilde zu ihren Trägern stehen. Stücke, Glieder, Momente hatten das eine gemeinsam, daß sie einem Ganzen eingelagert waren; sie waren in diesem Sinne Innenbestimmtheiten der Gegenstände. Anders steht es mit den Relationsbestimmtheiten, deren Bedeutung praktisch ungleich größer ist als

die der Innenbestimmtheiten. Sie bestehen an, nicht in ihren Trägern. Alle Bestimmtheiten, die sich in der Weise der Relationsbestimmtheit nur an den Gegenständen, nicht in ihnen finden, nennen wir allgemein Außenbestimmtheiten¹⁾.

Legen wir als Beispiele zugrunde Bestimmtheiten wie „neben A liegend“, „ursächlich für B“, „gemeint von I (intendiert)“, „dem B gleich (ähnlich, verschieden) seiend“, „dem B angemessen“ usw. Von vornherein ist dabei die Auffassung abzulehnen, als ob die Relationsbestimmtheiten mit jenen Fundaten identisch seien, von denen im vorangehenden Paragraphen als unmittelbaren Grundlagen der Relationen die Rede war. Fundate hafteten nicht als Bestimmtheiten an den Relationsträgern — wenn auch ihre Charakterisierung aus sprachlichen Schwierigkeiten leicht irreführen mag —, sondern sie gaben sich als eigentümliche Gebilde, die zwischen den Relationsträgern, angekommen beim zweiten Relationsträger, auftauchten. Diese neutralen Zwischengebilde waren die Grundlage der Relationswahrnehmung. Bei den Relationsbestimmtheiten ist dagegen umgekehrt die Relation die Grundlage, die Relationsbestimmtheit das durch die Relation Fundierte. Relationsbestimmtheiten bringen zum Ausdruck, daß ihre Träger zugleich Träger einer Relation sind. So sind die oben genannten Außenbestimmtheiten sinnidentisch mit „in Nebeneinanderrelation stehend zu A“, „in Wirkensbeziehung zu B stehend“, „in Ähnlichkeitsrelation zu B stehend“ usw. Die Relationsbestimmtheit ist hiernach mehrfach fundiert; zunächst unmittelbar auf die Relation; ferner mittelbar durch die Relation auf deren Fundate und schließlich auf die Relationsträger und deren Relationsfundamente.

In gewissem Sinne sind nun die Relationen immer schon in den Relationsbestimmtheiten enthalten. Zwar nicht wie reale Teile im Ganzen; denn was zwischen zwei Gegenständen liegt, kann nicht gleichzeitig Teil von etwas nur an einem befindlichen sein. Aber ihrem Sinne nach ist doch die Relationsbestimmtheit auf die Relation bezogen, kann nicht ohne sie gedacht werden. Ohne sie fällt sie in sich zusammen. Die Relationsbestimmtheit besteht in der eigentümlichen durch die Relation qualifizierten Bestimmtheit ihres Trägers. Die Relation ist daher, wenn auch der eigentlichen Relationsbestimmtheit „transzendent“, doch konstituierender Bestandteil, „integrierendes

1) Von inneren und äußeren Beschaffenheiten der Gegenstände spricht bereits Bolzano (Wissenschaftslehre 1837, Bd. I § 80, bes. S. 382). Nur scheint er mir die ontologische Natur der die äußeren Beschaffenheiten fundierenden „Verhältnisse“ noch nicht richtig erfaßt zu haben; er faßt sie als Beschaffenheiten des Ganzen aus den beiden Relationsträgern auf.

Zubehör“ ihres Wesens. Die Relationsbestimmtheit bezieht die Relation in eigentümlicher Weise ein, indem sie sich wesensmäßig auf sie stützt.

Auf Grund seiner Relationsbestimmtheit, seiner Rolle in der Relation, kann nun auch der gesamte Relationsträger in erneuter Fundierung relativ zu anderen Gegenständen selbst als „Relat“ aufgefaßt werden, etwa als Ursache, Wirkung, Nachbar von A.

Aus dem Vorangehenden folgt mit Notwendigkeit, daß es keine einfachen Relationsbestimmtheiten geben kann. Auch wo die Relationsbestimmtheit auf eine Elementarrelation begründet ist, bleibt diese als unablösbares Zubehörstück notwendige Teilkomponente der Relationsbestimmtheit. Was diese außerdem noch enthält, braucht hier nicht näher untersucht zu werden. — Eine weitere Zerteilung der Relationsbestimmtheit in anderer Richtung kommt übrigens nicht in Frage, es sei denn mittelbar, sofern die Relation selbst teilbar ist.

Es ist evident, daß die Zahl der Relationsbestimmtheiten durch die der möglichen Relationen festgelegt ist: Zu jeder Relation gehören je zwei Relationsbestimmtheiten. Da nun die Zahl der möglichen Relationen zu einem gegebenen Gegenstand unendlich groß ist — was hier nicht eigens nachgewiesen zu werden braucht —, so sind um so mehr die Relationsbestimmtheiten ihrer Anzahl nach unbegrenzt. Auch jeder einfache Gegenstand hat deshalb unendlich viele Außenbestimmtheiten. Einfache Gegenstände in dem Sinne, daß ihnen jede Außenbestimmtheit fehlte, sind also gänzlich unmöglich. Daß die Unendlichkeit der Außenbestimmtheiten keineswegs auch eine Unendlichkeit der Innenbestimmtheiten zur Folge hat, davon war bereits früher die Rede (S. 45).

Aber wir müssen noch etwas genauer in den Bau der Relationsbestimmtheiten hineinleuchten. Es ist nicht so, daß die Relationsbestimmtheiten gleichsam beziehungslos neben den Relationsträgern ständen. Sie haften vielmehr immer noch als Bestimmtheiten an ihnen, liegen nicht wie Außenwinkel oder Nachbarn um sie herum. Außerdem stehen aber die Außenbestimmtheiten (auf dem Umwege über die Relation) zu den Relationsträgern und ihren Innenbestimmtheiten in einem ebenso gesetzmäßigen Zusammenhang wie die Relationen selbst, die sich auf die Innenbestimmtheiten als Fundamente stützen. Manche Außenbestimmtheiten gründen freilich auch unmittelbar auf dem Ganzen ihrer Träger, ohne besondere Beziehung zu einzelnen Innenbestimmtheiten zu haben; so die negativen Bestimmtheiten wie Zeitlosigkeit, Farblosigkeit usw.

Der Zusammenhang zwischen den Außen- und Innenbestimmtheiten ist nun sehr verschieden eng. Träger von Stellungsrelationen

sind durch eine Relationsbestimmtheit im allgemeinen sehr viel weniger in ihren Innenbestimmtheiten festgelegt als solche von Inhaltrelationen. Aus der Lagerrelation eines Gegenstandes zu einem anderen kann ich als Innenbestimmtheit nur seine Räumlichkeit, nicht einmal seine Ausgedehntheit entnehmen. Aus der Gleichheit mit einem bekannten Gegenstande lassen sich dagegen seine gesamten Innenbestimmtheiten ableiten. Kenne ich daher die Relationsbestimmtheiten eines Gegenstandes, so sind mir damit auch seine Innenbestimmtheiten größtenteils mitgegeben. Ja es kann häufig zweifelhaft sein, ob überhaupt Außenbestimmtheiten oder diese letztfundierenden Innenbestimmtheiten gemeint sind. Oft hat sich sogar die Bedeutung des sprachlich auf die Außenbestimmtheit gerichteten Ausdrucks ganz auf die Innenbestimmtheit übertragen; so bezeichnet etwa „reizend“ heute offensichtlich eine Innenbestimmtheit, obwohl es seinem wörtlichen Sinne nach auf eine Außenbestimmtheit hienziele (die „reizen“ zu können). Das sei noch an einigen Beispielen verdeutlicht.

Klare Fälle von Innenbestimmtheiten sind etwa die Momente der Farbe, Gestalt, des Stoffs usw.; von Außenbestimmtheiten: lusterregend (fundiert auf die Innenbestimmtheit angenehm, anmutig usw.), erhitzend (fundiert auf die Innenbestimmtheit heiß usw.), ebenso Bestimmtheiten wie raumlos, zeitlos, farblos, wertlos. Schwierig liegt es dagegen bei Bestimmtheiten wie schwer, hart, elastisch, glatt. Denn hier handelt es sich offenbar um Bestimmtheiten, die sich nicht bei isolierter Betrachtung eines Gegenstandes enthüllen, sondern die erst in Beziehung zu anderen Gegenständen in Erscheinung treten. Sind sie deshalb nur Außenbestimmtheiten, dann ist „schwer“ nichts anderes als „imstande stark zu drücken“, hart = imstande starken Druck auszuhalten, elastisch = gegen Druck federnd, glatt = Fremdkörper abgleiten lassend. Dann müßten aber alle diese Bestimmtheiten fundiert sein auf andere Innenbestimmtheiten, die vielleicht heute noch gar nicht bekannt sind und letztlich in der Struktur der kleinsten Teilchen ihren Grund haben. Denn das steht a priori als im Wesen der Relation und der Außenbestimmtheiten begründet fest, daß sie irgendwie auch im Inneren ihrer Träger fundiert sein müssen. — Ein interessantes Beispiel bildet hier auch der psychologische Vermögensbegriff. Soll er nur die Möglichkeit bestimmter seelischer Leistungen bezeichnen, nicht ein seelisches Organ, so muß diese Außenbestimmtheit der Seele begründet sein in irgendwelchen anderen inneren Struktureigentümlichkeiten der Seele, kraft deren sie jene ganz bestimmte Wirkungsmöglichkeit hat. Diese Innenbestimmtheiten zu erforschen muß immer ein letztes Ziel der Psychologie bleiben. — Daß

auch die Röte (= Rotsein), die Helligkeit (= Hellsein) eines Gegenstandes in Wahrheit Außenbestimmtheiten sind, wird im fünften Abschnitt gezeigt werden.

Zu den Außenbestimmtheiten gehört außer den Relationsbestimmtheiten noch eine andere Gruppe, die Sachverhaltsbestimmtheiten (Bestimmtheiten durch Sachverhalte). Das äußerst schwierige Problem des Verhältnisses von Relation und Sachverhalt soll nicht noch in diese Untersuchung hineingezogen werden. Doch können wir als feststehend zugrunde legen, daß es Sachverhalte gibt, die nicht Relationen sein können. So sind Möglichkeit, Unmöglichkeit oder Notwendigkeit des Seins eines Gegenstandes (auch einer Relation), Geschehen, das unmittelbare sachliche Meinungskorrelat des Urteils: „Schwefel ist gelb“ usw. bestimmt keine Relationen, kein Sichverhalten von Gegenständen relativ zueinander (oder zu sich selbst — Identität). Es handelt sich hier vielmehr um ein „Sich-verhalten“ für sich absolut genommen. Solche Sachverhalte sind nicht etwa als Innenbestimmtheiten in ihren Trägern enthalten. Sie haften aber auch nicht an ihnen im selben Sinne wie die Außenbestimmtheiten tun. Der Sachverhalt gehört nicht als unselbständiges anlehnungsbedürftiges Gebilde zu seinem Träger (wie die Außenbestimmtheiten), sondern umgekehrt der Träger gehört zum Sachverhalt und wird von ihm umfaßt. Sachverhalte können daher schlechthin bestehen oder nicht bestehen, Außenbestimmtheiten nur an ihren Trägern vorkommen oder nicht vorkommen. — Sachverhalte sind in den sich verhaltenden Gegenständen und ihren Innenbestimmtheiten begründet. Den Sachverhalten gegenüber haben nun ihre Träger besondere Außenbestimmtheiten, durch die sie bestimmt werden können, und die wir als Sachverhaltsbestimmtheiten bezeichnen. Solche Sachverhaltsbestimmtheiten sind etwa „notwendig seiend“ (= Notwendigkeit des Seins habend) oder „werdend“ (= Werden habend). Sie alle sind im gleichen Sinne Außenbestimmtheiten wie die Relationsbestimmtheiten. Es gilt also von ihnen mutatis mutandis dasselbe wie von jenen.

§ 13. Über Funktionsgebilde.

Es wird sich im weiteren Verlauf der Arbeit als zweckmäßig erweisen, schon an dieser Stelle eine Gruppe von Gegenständlichkeiten zu behandeln, die innerhalb der Ideenwelt eine besonders wichtige Rolle spielen. Es sind das die eigentümlichen Gebilde, die sprachlich in Worten wie: und, oder, zwar, nicht, aber, ist usw. zum Ausdruck kommen. Husserl bezeichnet sie als „kategoriale Bedeutungsformen“

(6. Log. Untersuchung, 2. Abschn. § 40), Pfänder in seiner Logik als rein funktionierende Begriffe oder Funktionsbegriffe. Es mag zunächst in Verwunderung setzen, daß logische Gebilde in diese ontologische Untersuchung hineingezogen werden sollen. Der Grund dafür kann erst in der Ideenlehre selbst voll ersichtlich werden. Funktionale Struktur findet sich jedenfalls weitgehend auch an ontologischen Gegenständen. Es gibt nicht nur Funktionsbegriffe. Außerdem entsprechen natürlich auch allen logischen Gebilden jeweils Ideen. Schon deshalb müssen sie in diese Vorbereitung der Ideenlehre miteinbezogen werden. Es versteht sich, daß es uns dabei in keiner Weise auf eine unter logischem Gesichtspunkt erschöpfende Analyse und Aufzählung der Funktionsgebilde ankommen kann. Es soll nur ihr grundsätzliches Wesen in bestimmter Richtung geklärt werden.

Wir gehen dabei am besten vom Akt der adäquaten Veranschaulichung aus, in dem die Funktionsgebilde selbst leibhaftig vor uns stehen. Auch Husserl nimmt für die Funktionsgebilde eigene anschauliche Erfüllungsakte an, die sich freilich von denen sinnlicher Anschauung grundsätzlich unterscheiden sollen. Will ich erfahren, was dem „und“ anschaulich entspricht, so „gibt es nur die eine und jederzeit offenstehende Möglichkeit, daß wir auf Grund der beiden einzelnen Anschauungsakte (von A und von B) den neuen Akt des Konjungierens (Kolligierens) vollziehen und hierdurch das Zusammen der Objekte ‚A und B‘ meinen. In ihm konstituiert sich . . . die bildliche Vorstellung des ‚A und B‘, während dieser Inbegriff in der Weise der Wahrnehmung ‚selbst‘ gegeben ist und nur gegeben sein kann in einem ebensolchen bloß konform modifizierten Akt, der aber in den Wahrnehmungen von A und B fundiert ist“ (6. Untersuchung § 51).

Es ist also offenbar Husserls Ansicht, daß das „und“ im Inbegriff, im Resultat des Kolligierens, selbst enthalten ist, in das Kollektivum eingeht und hier, wenn auch nur im Zusammenhang mit den kolligierten Gegenständen, wahrgenommen werden kann. Mir scheint diese Auffassung nicht zutreffend. In Inbegriffen wie etwa einem Schwarm usw. lassen sich wohl die einzelnen Komponenten A, B, C usw. in bestimmter Weise miteinander verbunden und aufeinander bezogen feststellen, nicht aber ein „und“, durch das sie verbunden wären. Auch im Akt des gedanklichen Kolligierens, etwa des Zählens, ist es nicht das „und“, das verbindet, sondern der Akt und das durch ihn gesetzte gedankliche „Band“, das offenbar vom „und“ verschieden ist. Richtig ist, daß das „und“ in naher Beziehung zum Akt des Kolligierens steht. Aber damit ist noch nicht klar, wie es durch

diesen Akt zur Anschauung kommen soll. Noch deutlicher wird unser Einwand vielleicht, wo es sich um Funktionsgebilde wie das Minus in der Subtraktion handelt. In deren Resultat, der Differenz, ist das Minus ebensowenig enthalten wie der Subtrahend oder der Minuend. — Ähnliches gilt vom „freilich“, „nämlich“ usw. — Im übrigen werden durch das „und“ zwei Gegenstände durchaus nicht immer zu einem echten Inbegriff zusammengefaßt.

Die Funktionsgebilde können also nicht als Bestandteile im Kollektivum enthalten sein. Es bedeutet einen großen Fortschritt in dieser Richtung, wenn Pfänder (a. a. O. S. 302) die Bedeutung der Funktionsbegriffe nicht mehr darin sieht, daß sie einen Gegenstand meinen, sondern daß sie eine Funktion, eine Leistung ausüben. So stellt das „und“ eine gedankliche Verbindung zwischen zwei Gegenständen her, ist aber mit dieser nicht identisch. In der gedanklichen Verbindung kann so das Funktionsgebilde ebensowenig enthalten sein wie das Produzieren im Produkt. Doch müssen diese Bestimmungen noch in zweifacher Richtung ergänzt werden:

1. Es werden durch Funktionsbegriffe nicht nur Beziehungen zwischen mehreren Gegenständen gestiftet. Es kann auch die bestimmte Gestaltung eines einzelnen Gegenstandes für sich bezweckt sein. So in „Nicht-Deutscher“ durch das „Nicht“ oder durch das Minus in einer Subtraktion, das die Verminderung des Minuenden verlangt. Funktionsbegriffe haben also ganz allgemein die Funktion, Gegenstände und Sachverhalte gedanklich zu gestalten.

2. Das „und“ kann natürlich nicht selbst die Verbindung bewerkstelligen. Es ist auch nicht gleichbedeutend mit der Verbindungsfunktion (Verbindungsleistung) selbst. Vielmehr fordert der Funktionsbegriff lediglich eine bestimmte Verbindung oder eine sonstige intentionale Operation am Gegenstand. Diese Forderung richtet sich zunächst nur auf den Gegenstand: sie will, daß dieser in bestimmter Weise gedanklich gestaltet sei usw. Sie stellt gleichsam ein ideales Seinsollen im Sinne von Scheler auf¹⁾, das freilich nicht von sich aus „gilt“, sondern lediglich von Gnaden des fordernden Denkens besteht. Sie hat indessen noch keinen Adressaten, ist daher kein Imperativ, sondern lediglich reines „Sollensgebilde“. Sekundär lassen sich aus dieser Forderung zwar auch gewisse gedankliche Verbindungsakte als dem verstehenden Subjekt zugemutet ableiten; aber primär werden sie nicht von ihm verlangt. Auch davon, daß

1) Vgl. Scheler: Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik, 2. Aufl., Halle 1921, II. Teil, IV. Abschnitt, 2 a) Wert und ideales Sollen.

dies Sollen unmittelbar irgendeine Verbindlichkeit für das vernehmende Subjekt beansprucht, kann natürlich keine Rede sein. — Am deutlichsten wird das alles bei den algebraischen und arithmetischen Funktionsgebilden wie Plus, Minus usw. Sie sind es, die dem ganzen algebraischen Ausdruck Aufgabecharakter verleihen. Sie sind nicht die Addition, Subtraktion usw., sie vollziehen sie auch nicht, sie fordern sie¹⁾.

Das soll im folgenden noch etwas genauer nachgewiesen werden. Wir gehen dabei am besten von einem Fall voll durchgeführten bis zur anschaulichen Vergegenwärtigung reichenden Satzverstehens aus, und suchen die dabei im Satz funktionierenden Funktionsgebilde zu erfassen. Der Ausgang von dem isolierten „A und B“ ist dabei ein zu künstlicher; eine solche Bildung kommt für sich praktisch niemals vor, hat keinen vollen Sinn. Erst im ganzen Satz können die Funktionsbegriffe wirklich „fungieren“. Nehmen wir den Satz: „Ein Schwefelstück ist blaßgelb von Farbe, gelbgrün durchscheinend als Mineral, bei Erwärmung eine zunächst helle, dann dunkelbraune Flüssigkeit und schließlich in braune Dämpfe übergehend.“ Machen wir uns zunächst klar, was nach radikaler Durchführung des Verständnisaktes vor uns steht: ein Stück Schwefel bestimmt gefärbt, ferner die erwärmte helle, dann dunkelbraune Schwefelflüssigkeit und der braune Schwefeldampf, bei allem zugleich das Bewußtsein der Identität im Wandel der Zustände. Vergeblich werden wir dann suchen, wo das „ein“ und das „ist“, das „von“ und das „als“, das „und“, „oder“, „zunächst“, „dann“, „schließlich“ geblieben sind. Dagegen finden wir die in unserem Satz erwähnte blaßgelbe Farbe, das gelbgrüne Durchscheinende usw. im anschaulichen Verständnisprodukt vollkommen erhalten. Es sind also immer nur bestimmt geartete Gegenstände, Gegenstandszustände und Sachverhalte, die am Ende solchen Verständnisvollzuges bestehen bleiben.

1) Man könnte hier freilich einwenden, auch dies Fordern sei doch ein Tun. Einen Forderungsakt könne ein logisches Gebilde aber ebensowenig vollziehen wie einen sonst tätigen Akt. — Indessen, das gemeinte ideale Fordern soll natürlich kein realer Akt sein. Es handelt sich vielmehr um eine objektivierte gegenständliche Forderung, die dem Subjekt gleichsam statisch entgegenstrahlt, von sich aus nichts vollzieht und umwandelt, wie das im Wesen des eigentlichen Tuns zu liegen scheint. Sein Prototyp ist etwa das fordernde Staatsgesetz, das von sich aus machtlos ist, nichts auszurichten vermag, sondern des Vollzugs durch tätige Menschen bedarf. Auch dieses ideale Fordern kann man natürlich eine ideale Tätigkeit nennen; aber das scheint eine Sinnerweiterung des Tunbegriffs zu sein, die als solche kenntlich gemacht werden muß und mit dem Wesen des eigentlichen Tuns nicht recht vereinbar scheint. Das sachlich Wesentliche ist dies, daß die Funktion der Funktionsgebilde kein unmittelbares Tun oder Geschehen ist, sondern immer der Mitwirkung tätiger Subjekte bedarf.

Aber wohin sind die Funktionsgebilde nun geraten? Sind sie nach allem nicht gänzlich bedeutungslos? Daß dem nicht so ist, das kann uns eine noch so flüchtige Analyse des Verständnisaktes zeigen. Wäre unser Satz uns ohne die Funktionsbegriffe gegeben, also etwa in der Form: „Schwefelstück blaßgelb Farbe gelbgrün Mineral“ usw. dann gäben uns Wortstellung, Interpunktion und anderes zwar noch gewisse Hinweise, was die isoliert nebeneinandergestellten Wortmeinungen miteinander zu tun haben — analog wie im Telegrammstil —, wir wären aber nicht in der Lage, danach ein eindeutiges sinnvolles Bild eines Gegenstandes oder Sachverhaltes zu entwerfen. Es ginge uns ähnlich wie dem Monteur, der die einzelnen Teile einer Maschine ausgehändigt erhielte ohne die Anweisung, wie er sie zusammensetzen soll. Ratlos kann er nur versuchen, sie zu kombinieren, wird dabei bald dies, bald jenes Ergebnis erhalten, aber nur selten eindeutig die richtige Zusammensetzung der Maschine erraten können. Dabei ist in der fertigen Maschine von einer Konstruktionsanweisung keine Spur zu finden. Nicht anders steht es auch bei unserem Satzverständnisakt. Ohne die Funktionsbegriffe sind wir frei, eine Fülle von möglichen Gegenständen und Sachverhalten zu entwerfen, ohne daß wir damit zu einem eindeutigen Ergebnis kommen müßten. Wir könnten etwa den Sachverhalt so auffassen, daß entweder das Schwefelstück überhaupt oder irgendein oder ein einziges Schwefelstück und ein Gelb existieren, Farbe haben oder Farbe sind oder nicht sind, daß die Farbe beide betrifft oder daß dies Schwefelstück zufällig oder notwendig, wirklich oder bloß in der Phantasie sowohl Mineral (blaßgelb) wie Flüssigkeit (gelbgrün) oder eins von beiden oder teils das eine, teils das andere oder bald das eine, bald das andere oder weder das eine, noch das andere usw. ist oder sind. Erst das „ein“ zeigt uns in Verbindung mit anderem, daß in diesem Fall das Schwefelstück überhaupt gemeint ist (vgl. Abschn. II S. 85), das „ist“, daß das ‚gelb‘ seine Bestimmtheit ist und ihm wirklich, nicht nur phantasiemäßig, zukommen soll, das „und“, daß alle Farbbestimmtheiten ihm zusammen zugehören sollen, zwar nicht gleichzeitig, aber abwechselnd unter verschiedenen Bedingungen usw.

So sind jene Funktionsbegriffe wie „und“, „oder“, „ist“ nichts anderes als leitende Anweisungen für die Verständnissynthese, die Verständnisfunktion, oder bildlich gesprochen, richtunggebende Weichen für den Konstruktionsprozeß. Das gilt gleichmäßig für die reinen, nur auf gedankliche Beziehungen gerichteten und für die in sachliche Beziehungen setzenden Funktionsbegriffe (die beiden Klassen der Funktionsbegriffe nach Pfänder). Sie alle

wollen eine bestimmte Ordnung und Formgebung an den „materialen“ Elementen des Satzes vollziehen, ein gedankliches oder wirkliches Nebeneinander, Ineinander, Nacheinander, Auseinander usw. stiften. Es wurde oben im Vorübergehen erwähnt, daß diese Funktion bis zu einem gewissen Grade auch durch Wortstellung, Interpunktion, Betonung, Flexion und ähnliches erfüllt werden kann. Diese deuten also gleichfalls auf Funktionsgebilde hin. Der Kreis der Funktionsgebilde, der für die gedankliche Gestaltung von Gegenständen (einschließlich von Relationen und Sachverhalten) bedeutsamen Faktoren, reicht weit über den Kreis der zu sprachlich gesondertem Ausdruck gelangten Funktionsbegriffe hinaus. Man braucht nur daran zu denken, daß die sprachliche Ausformulierung der Funktionsgebilde schon von Sprache zur Sprache wechselt. Diese Feststellung wird späterhin noch von Bedeutung sein.

Funktionsgebilde sind also eine Art von Sollensgebilden. Sie unterscheiden sich natürlich von allen praktischen, ethischen, sozialen oder ästhetischen Forderungen. Das im einzelnen klar zu machen, wäre natürlich nur innerhalb einer Lehre von den Sollensgebilden überhaupt möglich. Hier sollen nur noch einige wichtige Gemeinsamkeiten herausgestellt und in ihrer Bedeutung für das Wesen der Funktionsgebilde gewürdigt werden.

Sollensgebilde finden ihre „Erfüllung“ durch ihren Vollzug, durch ihre Befolgung. Aber nicht etwa so, daß sie sich in dieser Erfüllung selbst aufbauten, hier den Höhepunkt ihres Seins fänden, in dem erfüllenden Prozeß gleichsam im Hegelschen Sinne aufgehoben wären. Vielmehr bedeutet die „Erfüllung“ der Sollensgebilde zugleich ihren Untergang, ihre Auflösung. Es handelt sich hier um eine durchaus eigenartige Form von Erfüllung, die gegenüber dem von Husserl geschilderten Phänomen einen neuen selbständigen Tatbestand darstellt. Sollensgebilde (insbesondere Imperative) werden vollzogen, nicht „erfüllt“ im prägnanten Sinn. Während die auf Gegenstände gerichtete Intention durch die Erfüllung gleichsam Inhalt bekommt wie ein leeres Gefäß, bedeutet bei den Sollensgebilden die Erfüllung nicht Ausfüllung, sondern Ausführung, Schaffung eines zu entwerfenden Sachverhalts. Dadurch wird das Sollen selbst gleichsam neutralisiert und außer Kraft gesetzt. Der Imperativ etwa wartet nicht auf Ausfüllung von außen, sondern er birgt in der Regel alles in sich, wodurch er „erfüllt“ werden kann, sowohl das Material, was in die Erfüllung eingearbeitet werden soll, wie das Ziel, wie den Weg, auf dem das zu erreichen ist. Dieser letztgenannte muß freilich manchmal erst außerhalb des Sollens-

gebildes aufgenommen werden, so bei schwierigeren mathematischen Aufgaben.

Das soll natürlich nicht heißen, daß das Sollensgebilde selbst überhaupt nicht anschaulich gemacht werden kann. Die Intention auf ein Sollensgebilde kann ihrerseits sehr gut durch unsinnliche Veranschaulichung erfüllt werden. Aber das voll veranschaulichte Sollensgebilde verlangt als Gegenstand darüber hinaus noch nach einer anderen noematischen „Erfüllung“, nach Vollzug, in dem es zugleich seinen eigentlichen Sinn erweist, „erfüllt“ und zugrunde geht.

Jedes Sollensgebilde enthält als solches eine Reihe von Elementen; als Beispiel legen wir den Sollenssachverhalt zugrunde, der sich in dem Urteil ausdrückt: „Der Mensch soll gut werden.“ Dann ist zu unterscheiden:

1. das Sollensmaterial, das verarbeitet werden soll. Seine „Form“ soll nicht mehr sein, soll untergehen, nur seine „Materie“ soll in veränderter Form erhalten bleiben. Im konkreten Fall ist Sollensmaterial der unvollkommene Mensch: der Mensch soll bleiben, die Unvollkommenheit verschwinden;

2. das vorgestellte Sollensziel. Dieses Element des Sollensgebildes geht in das Vollzugsprodukt ein, während alles andere außer dem Materialstoff beim Vollzug verschwindet. Sollensziel ist im Beispiel der gut gewordene Mensch;

3. der vorgestellte gesollte Vorgang, der Prozeß, durch den diese Umgestaltung erfolgen kann. Mit Erreichung des Sollensziels ist auch er vergangen. Der Sollensvorgang in unserem Beispiel ist das Gutwerden des Menschen;

4. der Sollcharakter, durch den der Vollzug dieses Prozesses gefordert wird.

Nach Vollzug des Sollensgebildes ist das Material umgestaltet, das Ziel „verwirklicht“, der Sollensvorgang abgeschlossen, durchschritten, der Sollcharakter „neutralisiert“.

Wenden wir das auf die Funktionsgebilde an, so ergeben sich freilich Modifikationen. Sie sind offenbar keine vollständigen Sollensgebilde. Das Material, das A und das B, sind nicht im „und“ enthalten, sondern stehen neben ihm. Das „und“ ist also jedenfalls nur unselbständiger, ergänzungsbedürftiger Teil eines vollen Sollgebildes. Dagegen enthält es wie jedes Sollensgebilde als „integrierendes Zubehör“ (vgl. S. 71) die lose gedankliche Verbindung zwischen A und B, die das Ziel des durch „und“ geforderten Verbindens ist, analog wie das „neben“ die sachliche Relation des Nebeneinanderstehens als zugehörig enthält. Dies Funktionsziel ist nach Vollzug der Funktion

„verwirklicht“. Insofern gehört also zu jedem Funktionsgebilde ein gegenständliches Element, die als Ziel geforderte So-Gestaltung des Gegenstandes. Ferner findet sich im Funktionsgebilde der vorgestellte Vorgang, durch den diese Gestaltung verwirklicht werden soll, und schließlich noch der ideale Sollcharakter.

Auch die Funktionsgebilde sind also ihrem Wesen nach komplexe gegliederte Gegenstände. Abgesehen von der notwendigen Gliederung und der dadurch ermöglichten unmittelbaren Zerlegung in Funktionsziel, Funktionsvorgang und Sollcharakter kommt dabei auch noch eine mittelbare Zerteilung des Funktionsgebildes in Frage, auf Grund etwaiger Teilbarkeit des Funktionsziels und des Funktionsvorgangs. Der Sollcharakter stellt dagegen ein überall gleiches, in keiner Art teilbares, also ein absolut einfaches Element dar. Wir können ihn deshalb zu den bisher aufgezählten Elementargegenständen als besonders ausgezeichneten Fall hinzunehmen.

Hier kann sich nun ein Bedenken erheben. Das „und“ in „A und B“ ist doch niemals sinnidentisch mit „sollen miteinander gedanklich verbunden werden“. Dies Bedenken ist sicher insofern berechtigt, als wir mit dem „und“ explizite einen solchen Gedanken niemals verbinden. Aber wie bereits in der Einleitung (S. 9 f.) ausgeführt wurde: Es kommt bei logischen Gebilden nicht immer darauf an, was wir vor Augen haben, wenn wir sie gebrauchen. Naiv meinen wir von „A und B“ sprechend meist sofort das fertige Nebeneinander von A und B. Entscheidend ist, was sich im Verstehen von „A und B“ vollzieht, was wir dabei tun, nicht was wir dabei meinen. Denn gerade die Funktionsgebilde wollen uns ja nichts Gegenständliches, auch nicht ein Sollensgebilde, als Meinungsgegenstand theoretisch vor Augen stellen, sondern sie wollen eine Funktion ausgeübt haben, wollen unser geistiges Tun dirigieren.

Unsere Erkenntnis vom Wesen der einzelnen Funktionsgebilde ist freilich heute noch durchaus unvollkommen. Das gilt sogar vom „und“. Man kann jedenfalls seinen Sinn nur aus dem Gesamtzusammenhang des Urteils heraus verstehen. Sagen wir „Schwefel und Gold sind gelb“, so soll das nicht einfach Schwefel und Gold aneinanderkoppeln, sondern als auf Grund einer gemeinsamen Prädikatsbestimmtheit zusammengehörig zusammenschließen; das „und“ will die Sachverhaltserkenntnis übermitteln, daß Schwefel gelb, außerdem auch Gold gelb ist. Durch das „und“ werden diese beiden Urteile zusammengezogen, es wird das Gemeinsame („ist gelb“) „vor die Klammer gezogen“. Es werden zwei Sachverhalte durch ein Urteil ausgedrückt. Das „und“ dient hier also zur Abkürzung des vollen

logischen Ausdrucks. Durch „Auflösung der Klammer“ ist dann natürlich rückwärts die Explizierung zweier Urteile und weiterhin die Nebeneinanderstellung der beiden von ihnen entworfenen Sachverhalte möglich. — Anders, wenn zwei vollständige Urteile durch „und“ verbunden sind. Hier sollen die in den beiden Urteilen gemeinten Sachverhalte einfach zu gedanklichem Nebeneinanderstehen gebracht werden.

So wechselt die Funktion der Funktionsbegriffe je nach ihrer Stellung im Satze. In ähnlicher Weise müßte man die Leistung der anderen Funktionsgebilde für die Sachverhaltsentwerfung genau erforschen, um eine vollständige Übersicht und richtige Klassifikation zu erhalten. Als bisher umfassendste und eindringendste Darstellung sei auf Pfänders Logik S. 303 ff. verwiesen.

§ 14. Funktionsgebilde als unindividuelle Exemplare.

In diesem Zusammenhang soll noch eine Frage behandelt werden, die im folgenden Abschnitt von großer Bedeutung sein wird. Sind in einem Satze A, (das Komma hat hier Und-Bedeutung) B, C, D usw. verbunden, so kommen dabei mehrere Unds vor. Das von jedem von ihnen gemeinte Sollensgebilde ist nun nicht etwa für alle identisch. Das würde bedeuten, daß hier zwischen verschiedenen Gegenständen eine einzige Beziehung hergestellt werden soll, was offenbar unmöglich wäre. Es wurde ja bereits nachgewiesen, daß zwischen mehr als zwei Gegenständen nicht identisch dieselbe Relation bestehen kann (S. 67). Jedes „und“ will eine neue eigene Beziehung zwischen den zu verbindenden Gegenständen herstellen, mag diese Beziehung auch überall genau gleich sein. Also ist das jeweils zu einem Funktionsgebilde gehörige Funktionsziel notwendig ebenso individuell wie das Funktionsmaterial. Aber nun entsteht die Frage, ob die einzelnen Funktionsgebilde deshalb schon als Ganzes im eigentlichen Sinne individuell sind wie ihre jeweiligen Funktionsziele, oder unindividuell und nur anzahlmäßig (numerisch) voneinander unterschieden.

Individualität und numerische Unterschiedenheit sind nicht ohne weiteres gleichbedeutend. Zwar das erste ist nicht ohne das zweite möglich. Individualität bedeutet aber mehr als numerische Gegenständlichkeit, kann also immer noch fehlen, wenn diese besteht. Definieren läßt sich Individualität nicht; sie ist etwas Einfaches, zu dem es zwar noch ein genus, aber keine differentia specifica mehr gibt. Nur durch Umschreibung und Hinweis auf Phänomene läßt sich verdeutlichen, was damit gemeint ist. Individualität läßt sich dann

etwa charakterisieren als etwas gleichsam noch Substanzielleres als Numerität, als eine kernhaftere Gegenständlichkeit, die ihrer „Stofflichkeit“ nach die Möglichkeit des Wirklichseins in sich trägt. Die geht z. B. den kat'exochen lediglich numerisch unterschiedenen einzelnen Zahlen ab, deren Unindividualität wohl als zugestanden gelten darf.

Steht es nun nicht ähnlich wie bei den Zahlen auch bei den Funktionsgebilden? (wobei unerörtert bleiben möge, inwieweit die Zahlen selbst Funktionsgebilde sind). Es wäre ein falscher Gedankengang, aus der Individualität des Funktionszieles ohne weiteres die Individualität des ganzen Funktionsgebildes abzuleiten. Die Individualität eines Elements bedeutet noch nicht notwendig die Individualität des ganzen Gebildes. Sie braucht nicht das Ganze in der Weise zu durchdringen, wie sie das Element durchdringt; erst dann aber würde auch das Ganze individuell sein. Es wäre also möglich, daß das Funktionsgebilde als Ganzes auf ein individuelles Funktionsziel hinweist, ohne selbst individuell zu sein.

Diese Möglichkeit scheint mir in der Tat den Vorzug zu verdienen. Das Funktionsgebilde als Ganzes trägt nicht die Art von „Seinstoff“, daß es im vollen Umfang verwirklicht werden könnte. Es kann nicht einmal phantasiemäßig als existierend vorgestellt werden, wie das beim Funktionsziel noch möglich ist. Es teilt also diese Eigentümlichkeit mit den Zahlen. Das einzelne Funktionsgebilde im logischen Zusammenhang ist also unindividuell. Damit ist es aber, wie wir noch genauer sehen werden, nicht etwa schon eine Idee. Es bleibt zunächst vereinzelt wie die Individuen. Es gibt unendlich viele solcher unindividueller Gebilde von ganz gleicher Beschaffenheit. Die Funktionsgebilde sind also so etwas wie unindividuelle Exemplare von Ideen. Das kann in seiner ganzen Begründung und Tragweite natürlich erst in der Ideenlehre dargelegt werden.

Erst durch diese Einsicht kann nun auch die Überschrift des ganzen ersten Abschnitts dieser Arbeit verständlich werden. Bisher konnte es so scheinen, als sei einfach die Rede gewesen von individuellen einfachen Gegenständen. Jetzt sehen wir, daß es außer den individuellen Gegenständen und den Ideen noch dritte eigenartige Gebilde gibt, die hier rein numerische Gegenstände genannt seien; Zahlen und Funktionsgebilde sind solche rein numerischen Gebilde. Die Folgerungen aus dieser Tatsache werden im folgenden Abschnitt zu ziehen sein.

II. Abschnitt.

Die Idee und das Ideeitätsprinzip.

§ 15. Übersicht über das Gebiet der Idee.

Ehe wir uns mit dem inneren Aufbau, der inneren Struktur der Idee beschäftigen, müssen wir zunächst ermitteln, was denn überhaupt eine Idee zur Idee macht, welcher Zug für das Idee-sein, für die „Ideeität“ eines Etwas konstitutiv ist. Diesen Zug nenne ich das Ideeitätsprinzip in Analogie zum Individuationsprinzip der Individuen.

Es soll hier nicht mit einer künstlichen synthetischen Definition der Idee begonnen werden, die deren Gebiet mehr oder weniger willkürlich umreißt. Sondern es sollen von Anfang an bestimmte Phänomene aufgezeigt und in ihrer Eigentümlichkeit erfaßt werden, die sich durch etwas spezifisch Gemeinsames, eben durch ihre Ideeität, als verwandt und zusammengehörig erweisen. Mehr als diese äußere Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit kann und soll in diesem Paragraphen nicht sichtbar werden. Erst nach dieser Phänomen-gruppierung kann an eine Analyse und Definition gedacht werden, die sachlich nicht mehr völlig willkürlich ist, sondern den ontologischen Sachzusammenhängen Rechnung trägt.

Um zunächst eine Übersicht über das Ideegebiet zu erreichen, bedürfen wir eines Prinzips, das uns das gesamte Feld zugleich finden und seiner prinzipiellen Begrenzung nach überschauen läßt. Bereits in der Einleitung (S. 11) wurde die Behauptung aufgestellt, daß allen nicht-ideehaften Gegenständen jeweils Ideen entsprechen. Das muß nun im einzelnen dargetan werden. Zunächst soll das nicht heißen, daß jedem solchen Gegenstand auch eine eigene Idee zugeordnet ist, die womöglich seine Individualität mit einschließt. Ob es so etwas überhaupt gibt, kann erst später entschieden werden. Hier soll damit nur gesagt sein, daß erstens allen nicht-ideehaften Gegenständen (Einzelgegenständen) überhaupt Ideen entsprechen, die aber vielleicht teilweise mehreren gemeinsam sind; zweitens, daß allen inhaltlich verschiedenen Gegenständen jeweils besondere Ideen zugeordnet sind. Suchen wir nun einzelne solcher Ideen im Anschluß an die entsprechenden Einzelgegenstände auf und gehen dabei jeweils von ganzen Urteilen aus, in denen diese Ideen den Subjektsgegenstand bilden; das ist der einzige Weg, um zu sicherer Aufweisung und Unterscheidung dieser Phänomene zu gelangen. Dabei bleiben wir zunächst

immer bei den niedersten Ideen (Arten) stehen, die inhaltlich bis ins Letzte bestimmt sind (eidetische Singularitäten im Sinne Husserls). Für sie fehlt allerdings wegen ihrer ungeheuren Zahl meist ein besonderer sprachlicher Ausdruck. Eine Ausnahme machen heute, charakteristisch genug, gewisse typisierte Fabrikmarkenbezeichnungen für voll spezifizierte Arten, etwa der Fordwagen, die Helioslampe (bestimmten Formats) zu 10 Mark usw. Um die volle Spezifikation in jedem Fall bezeichnen zu können, versehen wir hier regelmäßig die entsprechenden allgemeineren Ideebezeichnungen mit der Vorsilbe „So-“.

Dem individuellen Menschen, der eben abgereist ist, entspricht dann etwa der So-Mensch, von dem es heißt: „Der So-Mensch ist lebensuntüchtig, sozial unbrauchbar“. Gleichbedeutend ist es, wenn in diesem Satz an Subjektstelle steht: „Ein So-Mensch“; das „ein“ hat aber nur selten diesen Charakter des Ideeindex; man achte auf die Verschiedenheit des Subjektgegenstandes in dem Satze: „Ein So-Mensch sagte mir das“, trotzdem hier die Subjektbezeichnung gleichlautend ist.

In der Philosophie ist es üblich geworden, Ideen durch den Zusatz „überhaupt“ hinter dem Substantiv zu kennzeichnen, etwa: „Der (Ein) So-Mensch überhaupt (ist zuverlässig)“. Sprachlich stammt diese Sitte wohl von Kants Bewußtsein überhaupt, dessen von der Interpretation vermeinte „Allgemeinheit“ Anlaß dazu bot, Ideen generell mit dem Zusatz „überhaupt“ zu versehen. Vom alltäglichen Sprachgebrauch gesehen ist diese Neubelastung des „überhaupt“ mit der Ideebezeichnungsfunktion nicht unbedenklich. „Überhaupt“ ist ursprünglich der Funktionsbegriff, der dazu dient, einen allgemeinen Gedanken an einen speziellen zu knüpfen. Es ist also ein verbindender Urteilsfunktionsbegriff, kein Gegenstandsbezeichnender Funktionsbegriff. Die neue Verwendung erweckt zunächst den Eindruck, als sei nun z. B. von den Dreiecken im allgemeinen, von allen Dreiecken die Rede. Nur die ungewohnte Nahstellung „Dreieck überhaupt“, „So-Mensch überhaupt“ zeigt den besonderen Sinn des Überhaupt als Ideeindex an. Wenn man sich dieser Sonderbedeutung bewußt bleibt, so kann natürlich das „überhaupt“ ohne Schaden als Ideeindex verwandt werden.

Dem individuellen Weiß dieses bedruckten Papierblattes korrespondiert ferner die So-weißnuance, von der der Satz geht: „So-Weiß ist ästhetisch neutral, ist nichtssagend.“ Auch hier kann es statt „So-Weiß“ heißen: „das So-Weiß“, „So-Weiß überhaupt“ und „ein So-Weiß“, ohne daß sich dadurch der gemeinte Subjektgegenstand ver-

ändert. Hierher gehören auch die Ideen der individuellen Wertprädikate, z. B. *S o - s c h ö n* (ist eine Bestimmtheit an den So-Gegenständen).

Wie bei den Dinggegenständen und den Momenten steht es auch bei den Relationen und Außenbestimmtheiten. Der individuellen Gleichheit oder Kausalbeziehung zwischen A und B entspricht die Gleichheit — es gibt ja nur eine vollbestimmte Art von exakter Gleichheit (S. 66) — und die So-Kausalbeziehung, von denen es heißt: „Gleichheit und So-Kausalität sind zwei Arten von Relationen.“ Oder der individuellen Bedingtheit des A durch B ist die Bedingtheit überhaupt zugeordnet, von der der Satz gilt: Bedingtheit ist Unvollkommenheit.

Wir brauchen nicht alle Gegenstandsklassen in dieser Weise zu durchzugehen. Ihrer späteren Bedeutung wegen seien hier nur noch die Funktionsgebilde und die Zahlen ausdrücklich erwähnt. Sie sind, so wie sie normalerweise fungieren, selbst keine Ideen. Doch entsprechen ihnen solche, wie noch zu zeigen sein wird (S. 97). Es gibt also zunächst einmal zu allen möglichen Einzelgegenständen entsprechende Ideen, d. h. hier vorerst niederste Arten. Diese Tatsache, die Aristoteles im Sinne einer *deductio ad absurdum* gegen Plato geltend machte, braucht uns keineswegs zu schrecken.

Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß Urteile über Einzelgegenstände fast stets auf die entsprechenden niedersten Ideen übertragen werden können, und auch dann noch einen vernünftigen Sinn haben. Das ändert nichts daran, daß dann eine Übertragung, eine Ableitung aus dem auf die Einzelgegenstände bezüglichen Urteil vorliegt. Es ist etwas anderes, ob ich sage: „Dies So-Grün hier ist wohlthuend“ oder „So-Grün ist wohlthuend.“ Ebenso liegen zwar äquivalente, aber nicht gleichbedeutende Urteile vor in den Formulierungen: „Alle (möglichen) So-Grüns (Jedes So-Grün, jedes beliebige So-Grün) sind (ist) wohlthuend“, wie man sich durch sorgfältige Vergegenwärtigung der in den verschiedenen Sätzen jeweils gemeinten Subjektgegenstände leicht klarmachen kann.

Über diesen niedersten Ideen gibt es nun aber noch eine Fülle von „höheren“ Ideen, von denen an dieser Stelle noch keine vollständige Übersicht erlangt werden kann. Als Beispiele seien genannt: „Das Lebewesen“ („Das Lebewesen ist mechanisch nicht zu erklären“), „(Die) Farbe“ („Farbe ist etwas ästhetisch Belebendes an den Dingen“), „Kausalität“ („Kausalität ist die bedeutsamste Relation“), „Die Quadratzahl“ („Die Quadratzahl ist radizierbar“) usw. Aber all diese Ideen erheben sich auf dem gemeinsamen Unterbau der

Einzelgegenstände. In der Reihe dieser Ideen taucht schließlich als oberste Idee die „Idee-überhaupt“ auf, die im Gegensatz steht zu der Vielheit der Ideen, aus denen die Ideenwelt besteht, und von der wir sagen: „Die Idee ist nicht real.“ Von ihr, von der Idee, aber natürlich mit ihr auch von den Ideen, d. h. ihren Arten, handelt diese Arbeit. Nächste Unterarten dieser höchsten Gattung sind die Ideen „der Gegenstand“, „das Etwas“; von ihnen sagen wir: „Der Gegenstand und das Etwas sind die obersten ontologischen Kategorien.“ — In anderer Hinsicht sind freilich die Idee- und das Individuum-überhaupt gleichmäßig „Gegenstände“, sind also der Gegenstandsgattung untergeordnet. Hier liegen noch eine Reihe von komplizierten und klärungsbedürftigen Verhältnissen vor.

Mit den eigentümlichen Subjektsgegenständen all dieser Urteile ist eine Gruppe von Phänomenen aufgewiesen, deren Verwandtschaft hoffentlich schon hier deutlich geworden ist. Strittige Grenzfälle an dieser Stelle bereits mit einzubeziehen, hätte keinen Sinn, solange das Eigentümliche dieser Phänomene nicht erkannt und seinem Wesen nach durchforscht ist. Man hat die hier aufgezeigten Gebilde häufig als „allgemeine Gegenstände“ bezeichnet. Dagegen ist natürlich an sich nichts einzuwenden, nur muß man sich vor Augen halten, was es mit dieser „Allgemeinheit“ auf sich hat. Die Problematik dieser Ideebestimmtheit werden wir noch zu besprechen haben (§ 20).

Die Gattung zu all diesen Phänomenen bezeichnen wir nun mit dem Terminus Idee. Der mannigfachen Bedeutungsbelastung dieses Ausdrucks wegen muß außer den bereits in der Einleitung erwähnten philosophiegeschichtlich bedingten Verwechslungsgefahren noch einer anderen vorgebeugt werden: der mit der „Idee von . . .“. Man spricht wohl gelegentlich von der „Idee des Helden, des Heiligen“, die die Menschen ergreift, usw. Wieweit das einen Sinn hat, wird später noch zu besprechen sein. Hier ist lediglich darauf hinzuweisen, daß nicht nur die Idee des Heiligen (sofern mit dem „des“ nicht lediglich ein genitivus explicativus gemeint ist), sondern daß der Heilige selbst (der Heilige-überhaupt, der etwa ein Typ des religiösen Menschen ist) schon eine Idee darstellt. — Überhaupt darf man sich hier nicht blind auf die Sprache als Führerin verlassen, so wichtige und stets prüfenswerte Hinweise auf neue noch unbemerkte Phänomene sie enthalten mag.

Es empfiehlt sich, gleich an dieser Stelle eine Unterscheidung zu besprechen, die Hering in seiner bereits erwähnten Arbeit für notwendig hält (S. 538 ff). Er geht dabei von folgenden Beispielen aus: „Diese Lampe wurde im Jahre 1910 erfunden und 1911 zum ersten Male für die Praxis konstruiert.“ — „Sie

verbreitete sich sehr rasch über den ganzen Kontinent.“ — „Es gibt ihrer (Singular!) jetzt viele Millionen.“ — „Sie fehlt in keinem besseren Hause.“ Hering meint nun, in diesen Fällen sei sicherlich weder von einzelnen Individuen noch von Ideen die Rede. Diese Urteile ließen sich auch gar nicht ohne weiteres in solche über Individuen umwandeln. — Daß es sich hier um keine realen Individuen handelt, ist mindestens wahrscheinlich. Immerhin ließe sich auch hier die Ansicht vertreten, es sei dabei von Individuen besonderer, ideeller Art die Rede. Mit „dieser Lampe“ verhält es sich doch nicht anders wie mit diesem Theaterstück, das 1910 geschrieben und 1911 zum ersten Male aufgeführt wurde. Ein solches Stück ist doch wohl ein Individuum, wenn auch kein reales. Seine Aufführungen verhalten sich zu ihm nicht wie Exemplare zur Art, sondern eher wie die Erscheinungsweisen eines Gegenstandes zu dem, was in ihnen erscheint, welches Bild freilich dem Sachverhalt auch nicht ganz gerecht wird,

Es bleibt aber auch sehr gut möglich, „diese Lampe“ weiter als Idee aufzufassen. Wieweit eine Idee erfunden und nicht vielmehr gefunden (bzw. aktualisiert; darin liegt das produktive Moment) wird, ist eine schwierige, hier nicht zu erörternde Frage, die aber für das Wesen „dieser Lampe“ in keinem Fall entscheidend sein kann. Wie mir scheint, übersieht Hering vor allem, daß das Wort „Konstruieren“ im zweiten Satzteil des ersten Satzes im uneigentlichen Sinne verstanden werden muß. Die sprachliche Ausdrucksweise ist hier eben lax und den Gegenständen nicht adäquat angemessen. Alles in der wirklichen Welt Konstruierte, d. h. Erbaute muß seinem Wesen nach individuell sein und kann nur je ein einziges Mal vorkommen. Die Lampe aber scheint in diesen Sätzen mehrmals konstruiert werden zu können, soll indessen trotzdem kein Individuum sein. Das hat natürlich keinen Sinn, wenn man den Ausdruck „Konstruieren“ im strengen Sinne versteht. Offenbar ist aber hier damit etwas anderes gemeint: Konstruieren als Spezialfall von „Realisieren“. Dabei wird nicht etwa Ideelles selbst real gemacht, wie etwa ein harter Körper verflüssigt wird. Sondern zur Idee wird ein wirkliches „Abbild“, eine Realisierung erstellt, ein individuelles Exemplar „konstruiert“ (erbaut). Genau genommen müßte es also nicht heißen: „Diese (1910 erfundene) Lampe wurde zum erstenmal 1911 konstruiert“, sondern: „1911 wurde zum erstenmal eine Realisierung (ein reales Exemplar) von ihr geschaffen (gebaut)“, noch besser: „Diese Lampe (Idee) fand im Jahre 1911 zum erstenmal Verwirklichung in Exemplaren.“ — Nicht anders steht es mit der Rede vom Sich-verbreiten der Lampe. Gemeint ist: Reale Exemplare der Lampe tauchten rasch überall auf, verteilten sich rasch. Sich-verbreiten ist ja zunächst eine bildliche Wendung. Verbreiten kann sich ursprünglich nur ein Enges, Zusammengedrängtes. Im erweiterten Sinne können sich auch mehrere gesonderte zusammengedrückte Gegenstände verbreiten oder verteilen. Immer muß aber das Sich-verbreitende schon vor der Verbreitung restlos vorhanden sein. Die (einzige) 1910 erfundene Lampe ist aber niemals ein solches Zusammengedrängtes, Verteilbares. Also kann sich auch niemals die Lampe selbst nach allen Seiten verbreiten, sondern nur die vielen in der Fabrik konstruierten Exemplare von ihr, es sei denn, wir verstehen auch das Wort „verbreiten“ im uneigentlichen Sinn von „zahlreiche Exemplarverwirklichung an vielen Stellen finden“. Der dritte Satz: Es gibt von ihr (der Lampe, der Idee) jetzt viele Millionen, ist, wie mir scheint, ohne jede Umdeutung so zu verstehen, daß es von ihr jetzt Millionen Exemplare gibt. Ebenso ist der Sinn des vierten Satzes: In keinem Hause fehlt ein Exemplar von ihr. Eine Idee kann natürlich nicht selbst in einem realen Hause enthalten sein, sondern nur ein reales Exemplar. Die Subjektsgegenstände der Heringschen Urteile

sind eben nur scheinbar identisch. Es besteht nach all dem kein Anlaß zu bezweifeln, daß in ihnen von Ideen die Rede ist und statt ihrer eine neue Gegenstandsart zu postulieren.

Richtig erkannt ist dagegen von Hering, daß dieselbe Redeweise wie bei den Ideen auch bei den „realen oder konkreten Gattungen“ vorkommt, die von jenen sorgfältig zu unterscheiden sind. Urteile wie „Der Löwe lebt teils in Asien, teils in Afrika, wird vielleicht aussterben“ haben auf Ideen angewandt keinen Sinn. Die Idee „der Löwe“, von der es heißt: „Der Löwe lebt teils von Tier- teils von Menschenfleisch“, kann nicht teils hier teils da vorkommen. Das kann nur von der Summe der realen Löwen gelten. Nur diese kann verschwinden, aussterben, nicht die Idee „der Löwe“. „Der Löwe“ als Idee kann nur mit 30 oder 40 Jahren sterben, nicht aussterben. Dieselbe Ausdrucksweise wie für die Idee kann also sprachlich auch fungieren für die reale Gattung, ein Kollektivum, eine gedankliche Gruppe, worauf im einzelnen Fall zu achten ist. Man vergleiche auch die Sätze: „Der Feind wurde gestern geschlagen“ und „Der Feind ist besser als der schlechte Freund“. In beiden Fällen ist offenbar von verschiedenen Gegenständlichkeiten die Rede. — Auf eine weitere, von Hering eingeführte Unterscheidung, die von Idee und „Allgemeinem“, wird noch in anderem Zusammenhange einzugehen sein (S. 178 f.).

Von der Bedeutung der Ideen erhält man ein erstes Bild, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die meisten Wissenschaften unmittelbar auf Ideen gerichtet sind. So ist die Psychologie die Wissenschaft von der Seele, die Biologie die von den Lebewesen, die Medizin die vom menschlichen und vom tierischen Körper usw. Die sachliche Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Begriffsbestimmungen ist dabei gleichgültig.

§ 16. Idee und abstrakter Teil. Ideeitätsprinzip und Abstrahiertheit.

Wir müssen nunmehr ermitteln, was das konstitutive, idee-begründende Prinzip in den im Vorangehenden zusammengestellten und offensichtlich zusammengehörigen Phänomenen ist. Auf diese Fragestellung liegen teils explizit, teils implizit bereits eine Reihe von Antworten vor, mit denen wir uns wenigstens in ihren Grundzügen auseinandersetzen müssen.

Es war bis zu den Husserlschen Untersuchungen eine ziemlich allgemein verbreitete Überzeugung, daß man vom Individuellen zum Allgemeinen durch Fortlassung einzelner Züge am Individuellen gelange. Implizite war darin die Ansicht enthalten, das Ideeitätsprinzip liege in einer bestimmten „Abstrahiertheit“, d. h. darin, daß bei der Idee von bestimmten Zügen des Individuellen abgesehen und nur bestimmte andere beachtet seien. Erst Husserl erkannte, daß das nicht genügen könne, daß man auf diesem Wege nur zu individuellen Teilen gelange und schied deshalb die isolierende Abstrak-

tion von der generalisierenden oder ideeierenden Abstraktion, durch die man zu allgemeinen Begriffen oder Ideen komme. Auch hier scheint indessen die Vorstellung noch nicht ganz überwunden zu sein, man brauche die Idee nur von ihrer individuellen Einkleidung zu befreien, um sie im Individuellen selbst zu entdecken. Die Voraussetzung dieser Anschauung ist, daß das Allgemeine dem Individuellen irgendwie immanent ist, wie das vor allem die Ansicht des Aristoteles war: Eidos (= Begriff, Form) plus Hyle (= Stoff) = Ousia (= individuelle Substanz); vgl. auch Hering, a. a. O. S. 529 § 3.

Gegen diese Auffassung, die notwendig allen Theorien zugrunde liegt, welche auf dem Wege irgend welcher Abstraktion zur Idee gelangen wollen, erheben sich nun eine ganze Reihe von Bedenken. Ein sehr naheliegendes, wenn auch vielleicht noch nicht durchschlagendes, sei vorweggenommen. Es gibt, wie wir im ersten Abschnitt bereits gesehen haben, einfache oder Elementargegenstände. Ihnen entsprechen besondere Elementarideen. Was kann aber bei den einfachen Einzelgegenständen im Übergang zur Elementaridee überhaupt noch fortgelassen, abstrahiert werden? Jedenfalls kein material-inhaltlicher Teil im üblichen Sinne. Höchstens etwas ganz Spezifisches, ein Moment, das die einfachen Einzelgegenstände nur im Verhältnis zur Idee aufweisen. Davon wird noch die Rede sein. Die Ideation ist also in keinem Fall eine inhaltliche Abstraktion.

Bedeutsamer ist der folgende Einwand. Alles, was Teil eines Individuellen ist, muß selbst individuell sein. Wie man auch einen individuellen Gegenstand aufteilen mag — das ist ja die Voraussetzung jeder Abstraktion (vgl. S. 20) —, alles, was er in sich nebeneinander enthält, muß selbst auf der Stufe individuellen Seins stehen: „Quidquid in individuo est, individuatum est“ (Thomas Aquinas: De ente et essentia, Cap. IV, auf dessen Ideenlehre hier indessen nicht eingegangen werden kann). Es folgt daraus, daß kein Allgemeines, keine Idee, im Individuellen enthalten sein kann. Sie steht notwendig außerhalb davon, *χωρὶς τῶν ὄντων*, wie Plato sagt, steckt also auch nicht etwa in irgendeinem Formmoment der Einzelgegenstände. Es ist also von vornherein ein aussichtsloser Versuch, die Idee in irgendeiner abstrakten Teilschicht der Einzelgegenstände, das Ideeitätsprinzip in einer irgendwie gearteten Abstrahiertheit von ihnen zu suchen.

Man bedenke ferner dies: Wäre die Idee in den Einzelgegenständen als Teil (auch nur als „metaphysischer“ Teil) enthalten, so wäre das Individuelle mit der Idee partiell identisch. Nun ist aber ein und dieselbe Idee, in verschiedenen Einzelgegenständen auf-

tauchend, sicher mit sich selbst identisch, zumal es dem Wesen der Idee nach überhaupt nur jeweils eine einzige Idee gleichen Inhalts geben kann. Sind aber zwei Gegenstände mit einem dritten partiell identisch, so sind sie auch untereinander partiell identisch. Das ist nun bei den Einzelgegenständen offensichtlich falsch: Kein Idee-exemplar ist auch nur teilweise mit einem anderen identisch, nicht einmal mit einem genau gleichen. Also kann auch die zugrundeliegende Theorie nicht stimmen, wonach die Idee in ihren einzelgegenständlichen Exemplaren enthalten ist.

Auch die Auffassung ist nicht möglich, daß das Allgemeine in dem Sinne im Individuellen enthalten sei, daß es sich in der Form des Individuellen konkretisiere und dabei lediglich genauer bestimmt werde. Denn durch die Bestimmung wird das Allgemeine gerade seiner Allgemeinheit entkleidet. Es kann nicht als Allgemeines in das Individuelle eingehen, außer um den Preis der Allgemeinheit. Im Individuellen ist also von Allgemeinheit nichts mehr enthalten. Es kann also auch nicht rückwärts aus ihm herausabstrahiert werden. Das wird später noch klarer zutage treten.

Noch aus anderen Gründen kann sich Allgemeines nicht innerhalb dessen befinden, zu dem es allgemein ist. Was allgemein ist, ist immer ein Eines. Es kann also nicht in den vielen Exemplar-Einzelgegenständen stecken, es sei denn, es ragte gleichsam durch sie hindurch wie ein Stab, und würde dann doch nur jeweils mit einem verschiedenen Teil den einzelnen Individuen angehören. So etwas kommt aber bei der Idee offensichtlich nicht in Frage. Die Idee kann sich nicht durch viele Gegenstände hindurcherstrecken. — Es ist deshalb zum mindesten gefährlich, von der Idee als dem Einen im Vielen zu sprechen, wie das auch Husserl tut; Plato vermeidet das ganz grundsätzlich. Wenn man das räumliche Bild benutzen will, so darf man allenfalls von dem Einen über (*à travers*), zwischen oder neben dem Vielen reden.

§ 17. Ideicitätsprinzip und Mangel der Realität (Ideellität).

Die Ideen liegen nicht innerhalb der Einzelgegenstände. Das war das Ergebnis des vorangehenden Paragraphen. Sie können also nur selbständig neben diesen stehend vorkommen. Worin liegt dann aber ihr spezifisches konstitutives Prinzip?

Eine weitverbreitete Ansicht geht dahin, das Ideicitätsprinzip liege im Fehlen der raum-zeitlichen Realität an den Ideen. Die Idee stehe außerhalb des realen Seins und Geschehens, sie sei ungeworden,

unvergänglich, unveränderlich. Ihr komme wesentlich eine ganz besondere ideelle Seinsart „Ideellität“ zu, die dann z. B. bei Plato erst das wahre Sein ist.

Wollten wir den Sinn und das Recht dieser Theorie genau erfassen, so müßten wir entgegen unserem ursprünglichen Plan uns eingehend mit der Frage nach der Daseinsform der Idee befassen, müßten vor allem das Wesen von Realität und Ideellität zu klären versuchen. Denn dann gehörte die besondere Seinsform der Idee bereits zu ihrem Wesen; Wesen und Sein ließen sich nicht getrennt untersuchen. Zum Glück können wir auch ohne eine solche Voruntersuchung erkennen, daß dem nicht so sein kann.

Es kann ohne weiteres zugestanden werden, daß die Ideen eine andere Seinsart haben als die realen Gegenstände. Aber es ist die Frage, ob diese Seinsart für ihr Wesen konstitutiv ist, ob sie nicht vielmehr nur eine Folge desselben ist. Man vergleiche ein individuell-reales So-Grün mit dem So-Grün-überhaupt, das in der Mitte des Grünbezirks im Buntfarbenviereck liegt. Wir können ganz von der verschiedenen Seinsart beider Gegenstände absehen und erkennen doch sofort ihre prinzipielle Wesensverschiedenheit.

Und ferner: den bloßen Mangel der Realität hat die Idee jedenfalls mit vielen anderen Gegenständen gemeinsam: mit scheinexistenten, mit phantasierten, mit fingierten usw. Dieser kann also für das Wesen der Idee nicht konstitutiv sein. Man muß mit der Bezeichnung Ideellität (oder Irrealität) schon eine besondere positive Seinsart meinen, wenn mit „Mangel der Realität“ etwas der Idee Spezifisches zum Ausdruck gebracht werden soll.

Sicher fehlt auch der Idee nicht schlechthin jedes Sein, sondern an der Stelle der Realität steht eine neuartige positive Seinsbestimmtheit. Sie zu charakterisieren ist bisher kaum versucht worden, meist hat man sich mit Worten begnügt wie Gelten, oder negativen Bestimmungen wie Zeitlosigkeit, Raumlosigkeit usw. Für uns ist hier lediglich die Frage von Bedeutung, ob diese Seinsart allein bei den Ideen auftritt oder ob sie nicht auch anderen Gegenständen zukommen kann. Auch ohne genauere Untersuchung des Wesens der Ideellität kann mit guten Gründen in Zweifel gezogen werden, ob wirklich Ideen, Zahlen, Gedanken, Funktionsgebilde, Momente, Relationen und Sachverhalte alle je eine besondere ideelle Seinsart besitzen. Es scheint vielmehr so, als ob die Idee ihre Seinsart mit einer Reihe von anderen Gegenstandsarten teilt, was hier nicht im einzelnen gezeigt zu werden braucht. Die Seinsart der Idee kann also nicht konstitutives Prinzip für die Ideeität sein. So wichtig sie auch sein mag, wenn es

darauf ankommt, das volle Bild der Idee zu zeichnen, in einer Untersuchung, die es nur mit dem Wesen der Idee zu tun hat und die zunächst nur nach dessen konstitutivem Prinzip fragt, hat die Betrachtung der ideellen Seinsart noch keine Stelle.

§ 18. Ideeitätsprinzip und Mangel der Individualität.

Nach dem Ergebnis des § 16 liegt es nahe, das konstitutive Prinzip der Idee einfach im Mangel der Individualität zu suchen. Und in der Tat sind alle Ideen unindividuell — was indessen nicht ausschließt, daß es auch Ideen von individuellen Gegenständen gibt (vgl. § 36).

Da es sich hier um einen Angelpunkt der ganzen Untersuchung handelt, versuchen wir zunächst uns noch einmal genau klarzumachen, was dieser Mangel der Individualität eigentlich bedeutet. Bereits in früherem Zusammenhang (S. 82f.) wurde die Frage nach dem Wesen der Individualität gestreift. Noch einmal sei betont, daß sich Individualität nicht definieren oder in Elemente auflösen läßt. Es handelt sich hier um ein letztes Phänomen, daß lediglich eindeutig umschrieben und in seiner Eigenart plastisch vor Augen geführt werden kann. Das freilich muß mit allen Mitteln versucht werden.

Wir gehen davon aus, daß nicht jeder von anderen unterschiedene Gegenstand ein individueller ist. Zur Individualität gehört mehr als eigenständige Unterschiedenheit. Betrachten wir einmal einige unzweifelhaft individuelle Gegenstände wie dies Blatt Papier vor mir und sein ihm eigenes Weißmoment, den phantasierten Herakles, ein Gesicht oder ein Musikstück. Sie alle zeigen etwas voll Gesättigtes¹⁾, vermöge dessen sie prinzipiell stets in der Lage sind, in der Wirklichkeit Fuß zu fassen; dabei ist freilich nicht nur an die raumzeitliche Wirklichkeit gedacht, es gibt auch eine eigentümliche Wirklichkeits-sphäre, in der die ideellen Kulturgebilde etwa literarischer, musikalischer und juridischer Art ihre Stelle haben. Die individuellen Gegenstände haben etwas Kernhaftes, Lebensvolles, an ihrer Stelle Festgewurzeltes, mögen sie nun real oder nur phantasiert (quasireal) sein. Vergleicht man damit die Ideen, so wird man ohne Schwierigkeit gewahren, daß ihnen diese kernhafte Greifbarkeit durchaus abgeht. Sie scheinen den individuellen Gegenständen gegenüber eigentümlich ungesättigt, leer (aber deshalb nicht unscharf, vage, unklar!),

1) Es handelt sich hier um eine Sättigung eigener Dimension. Sie bildet nicht das Korrelat jener Sättigungs- und Ergänzungsbedürftigkeit, die etwa das Grünmoment gegenüber dem Ausdehnungsmoment zeigt.

nirgends verankert oder verankerbar in einem dem individuellen Nebeneinander vergleichbaren Stellensystem. Es geht ihnen eben das ab, was wir im Phänomen der Individualität erfaßt zu haben glauben, ohne daß an dessen Stelle etwas anderes tritt, wie das bei der Realität der Fall ist, an deren Stelle bei der Idee jene eigentümliche Seinsart der Ideellität steht. Mangel der Individualität ist also eine rein negative Außenbestimmtheit, ein bloßes Fehlen von etwas, nicht letztlich fundiert auf irgendeine positive Innenbestimmtheit im unindividuellen Gegenstand.

Es besteht Anlaß, die hier gemeinte Individualität mit aller Deutlichkeit von einigen anderen Bedeutungen des Ausdruckes Individualität zu unterscheiden. So bezeichnet man als individuell gelegentlich ausschließlich qualitativ Eigenartiges. Unindividuell ist dann etwa alle Fabrikware im Gegensatz zum Handerzeugnis. Für die von uns gemeinte Bedeutung und das durch sie bezeichnete Phänomen ist es gänzlich gleichgültig, wie oft gleichartige Gegenstände zu einem Individuum vorkommen. Sie hat es nur mit der sozusagen „formalen“ Seite der Gegenstände zu tun, ihre qualitative Beschaffenheit spielt hier keine Rolle. Bereits das als „dies da-und-da belegene Etwas“ bezeichnete Gebilde ist für uns individuell. In diesem Sinne sind individuell auch die absolut gleichen Berechtigungen und Pflichten, wie sie durch die Rechtsordnung den einzelnen Rechts-subjekten verliehen werden. Aus der Verwechslung dieser beiden Bedeutungen sind historisch eine ganze Reihe von metaphysischen und erkenntnistheoretischen Irrtümern entstanden. Hier sei an Leibniz' principium identitatis indiscernibilium erinnert. Gegenstände sind danach miteinander identisch, wenn sie nicht in etwas qualitativ voneinander verschieden sind. Individualität und qualitative Besonderheit sind gleichbedeutend (Monadologie 8 ff.). Daß für Leibniz dabei auch noch andere Motive als der ungeklärte Individualbegriff eine Rolle spielen, ist hier ohne Bedeutung.

Auch auf Rickerts Lehre von der absoluten „Heterogenität“ alles Individuellen ist die Ungeschiedenheit beider Individualitätsbedeutungen von Einfluß. Ohne hier eine erschöpfende Kritik an dieser Theorie üben zu wollen, sei doch auf die Gefahren hingewiesen, die bereits Rickerts Individualitätsbegriff enthält. Individuum ist danach „ein Gebilde, das nur einmal an dieser einen bestimmten Stelle des Raumes und der Zeit wirklich vorkommt, von allen anderen körperlichen oder seelischen Vorgängen verschieden, sich niemals wiederholt usw.“; Individualität bezeichnet „die nie wiederkehrende Besonderheit, Einzigartigkeit und Einmaligkeit jeder beliebigen

Wirklichkeit“¹⁾). Alles Wirkliche ist nun in der Tat individuell im oben von uns bestimmten „formalen“ Sinne, ist deshalb auch an einer bestimmten Stelle in Zeit und Raum lokalisierbar. Aber damit ist noch in keiner Weise einsichtig, daß das Individuelle auch qualitativ eigenartig und einzigartig sein muß, wie das die Rickertsche Definition voraussetzt.

Die Unmöglichkeit des absolut Gleichen versucht Rickert übrigens auf anderem Wege nachzuweisen. Aber hier wird ohne genügenden Grund aus einer Möglichkeit eine Notwendigkeit gemacht. Möglich ist natürlich, daß alles „formal“ Individuelle auch qualitativ individuell und verschiedenartig ist. Ebensogut ist aber eine Welt widerspruchsfrei möglich, in der keine derartige qualitative Differenzierung alles Individuellen vorliegt²⁾). Dafür, daß unsere wirkliche Welt durchgängig qualitativ individuelle Struktur besitzt, bestehen keine ausreichenden Anhaltspunkte. Bei gut gemischten Flüssigkeiten nimmt etwa der Chemiker an, daß die in gleicher Weise entnommenen Einzelproben einander absolut gleich sind. Auch Teile des individuellen Raums oder der individuellen Zeit sind qualitativ stets völlig gleich. Vollends für unser naiv-unmittelbares Weltbild, das noch nicht durch metaphysische Theorien oder künstlich verfeinerte Beobachtungsmethoden modifiziert ist, kommt unserer Meinung nach absolute Gleichheit ungemein häufig vor; auch diese intentionale Welt hat aber eine eigentümliche, nur eben lediglich intentionale „Realität“. Und selbst, wenn alles uns Bekannte restlos verschiedenartig sein sollte, bleibt es immer noch fraglich, ob nicht die Unendlichkeit möglicher qualitativer Differenzen durch die quantitative Unendlichkeit der individuellen Gegenstände und ihre unendliche Teilbarkeit in immer wieder neue Teile aufgewogen wird.

Der qualitativen Individualitätsbedeutung steht eine andere noch engere außerordentlich nahe, die als individuell nur noch das Originelle, Gänzlich-Neuartige, noch nie Dagewesene und niemals Wiederkehrende gelten läßt; etwa wenn man von einer individuellen Landschaft, einer individuellen Arbeit, einem individuellen Gesicht spricht. — Schließlich bezeichnet man als Individualität *kat'exochen* die starke Persönlichkeit im Gegensatz zu allen schwachen kleinen Geistern, mögen sie qualitativ noch so eigenartig, ja einzigartig-originell sein wie etwa ein Thersites.

1) Vgl. Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, 4. Aufl., Tübingen 1921, S. 150 f.

2) Das wird übrigens auch von Leibniz gelegentlich zugestanden; vgl. fünftes Schreiben an Clarke § 21.

Alle diese an sich sehr interessanten und vielsagenden Unterbedeutungen der Individualität — es handelt sich deutlich nicht um gewöhnliche Äquivokationen, sondern um immer engere besonders ausgeprägte Bedeutungskreise innerhalb der allgemeinen Individualitätsbedeutung — bleiben hier außer Betracht. Für uns ist die Frage lediglich die, ob der Mangel der „formalen“ Individualität, den alle Ideen teilen, bereits ausreicht, um den Ideecharakter zu begründen. Gibt es nicht auch Gegenstände, die unindividuell sind, ohne deshalb schon Ideen zu sein?

Diese Frage wurde eigentlich bereits im § 14 beantwortet. Dort war zunächst von den Zahlen die Rede. Daß sie, so wie sie im arithmetischen Zusammenhang auftauchen, keine Individuen sind, bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Erwähnung. Aber auch Ideen können sie nicht sein. Hierfür ist der Beweis noch zu erbringen.

Wir sprachen von Ideen bisher nur im Singular. Das geschah nicht ohne Grund. Bereits von Plato wurde mit allem Nachdruck betont, daß jede Idee einzig in ihrer Art sei, als *ἑν μορφοειδέες* über der Vielheit ihrer Exemplare schweben. Wie das genau zu verstehen ist, kann erst im folgenden Paragraphen ganz deutlich werden. Hier sei nur das eine hervorgehoben: Wesensmäßig kann es nicht eine Mehrheit gleicher Ideen geben. Damit würde die Idee ihren eigentümlichen Charakter verlieren. Es handelt sich um zwei ganz verschiedene Gegenstandsklassen, wenn ich einmal von dem Dreieck spreche, in dem die Winkelsumme $= 2R$ ist, und dann von zwei gleichen Dreiecken, die beide rechtwinklig seien. Ich kann das Dreieck überhaupt ebensowenig vervielfältigen, d. h. gleiche Dreiecke überhaupt zu ihm entwerfen, wie das So-Grün überhaupt, ohne mich auf eine ganz andere ontologische Ebene zu begeben. Dagegen lassen sich zu jedem Individuum prinzipiell beliebig viele absolut gleiche „Doppelgänger“ entwerfen.

Wie steht es nun bei den Zahlen? Gehen wir aus von dem Sachverhalt: $2 + 2 + 2 \dots = n$, so sind die einzelnen Summanden 2 zwar einander absolut gleich, aber dennoch nicht miteinander identisch. Sonst könnten sie nicht eine neue Zahl, die Summe n , aus sich hervorgehen lassen. Ich kann unmöglich einen Gegenstand zu sich selbst hinzuzählen. Die einzelnen 2-Ziffern meinen also offenbar unterschiedene, wenn auch gleiche Gebilde. Sie unterscheiden sich nicht durch irgendeinen Zug, sondern sie sind ohne besondere Fundamente durch ihr ganzes Sein hindurch gleichmäßig voneinander unterschieden. Solche Zahlgebilde sind nun unbegrenzt vervielfältigbar. Dann können sie aber nach dem, was im vorangehenden Absatz

festgestellt wurde, selbst keine Ideen sein. Denn jede Idee kommt wesensmäßig nur einmal vor. Sie müssen also eigentümliche unindividuelle „numerische Gegenstände“ sein, die von den Ideen verschieden sind.

Das schließt nicht aus, daß es außerdem noch besondere Zahlideen gibt. In den Urteilen: „Zwei ist die erste gerade Zahl“ und „Vier ist die zweite Potenz von zwei“ sind solche gemeint. Achtet man genau auf die hier gemeinten Subjektsgegenstände im Vergleich zu denen in einem arithmetischen Beispiel wie $2 + 2 = 4$, so wird man bemerken, daß sie verschiedenen ontologischen Gegenstandsklassen angehören. Die Zwei-überhaupt, die die erste gerade Zahl ist, läßt sich nicht vervielfältigen. Es ist etwas anderes, wenn ich sage: „Diese (eine einzelne) Zwei ist eine gerade Zahl.“ Erst von diesem Subjektsgegenstand aus ist Vervielfältigung möglich. Und erst auf dieser Stufe sind Aussagen vollziehbar wie: „Alle Zweien dieser Rechenaufgabe sind gerade Zahlen.“ Wir haben also die unindividuellen und beliebig vermehrbaren Zahlen als unindividuelle Exemplare zu unterscheiden von ihren Zahlideen, von denen es jeweils nur eine geben kann. Übrigens lassen sich vielfach sehr gut dieselben Sätze einmal als Urteile über Zahlen, das andere Mal als solche über Zahlideen auffassen. So kann z. B. $2 + 1 = 3$ bald verstanden werden als: „Die Zwei plus der Eins ergibt die Drei“, bald als: „Eine Zwei plus einer Eins ergibt eine Drei“. Nur in Fällen wie $2 + 2 = 4$ ist die letztere Auffassung zwingend, da es nicht mehrere Zwei-ideen geben kann. Inwiefern freilich $2 + 2$, zusammengefaßt zu einer Einheit numerischer Gegenstände, selbst als Idee betrachtet werden kann, davon wird noch am Ende von § 19 die Rede sein.

Man hat das mehrfache Auftreten ein und derselben Zahl in demselben algebraischen oder arithmetischen Ausdruck in der verschiedensten Weise mit der Einzigkeit der Zahlidee in Einklang zu bringen versucht. Husserl hat in seiner Philosophie der Arithmetik (S. 20) das Problem in der Weise zu lösen gesucht, daß er $2 + 2 = 4$ auslegte im Sinne von: Jede beliebige Zweimenge plus jeder beliebigen anderen Zweimenge = einer Viermenge. Die Vielheit der Zahlen ist also nichts anderes als die Vielheit der konkreten Mengen. Ich halte diese Lösung, die übrigens mit Husserls heutigen Anschauungen kaum mehr übereinstimmen dürfte, für eine Umdeutung des ursprünglichen Sinnes von $2 + 2 = 4$. Dieses Urteil bezieht sich evident nicht auf irgendwelche Mengen von Gegenständen, sondern auf die selbständigen Zahlen 2 und 2. — Dazu kommt, daß diese Umdeutung versagen muß gegenüber Fällen wie $2 \times 2 \times 2 \dots = n$,

$((2^2)^2) = n$, $\sqrt[3]{729} = 3$ usw. Man kann den Multiplikator, den Exponenten, den Wurzelexponenten niemals als Menge auffassen, sondern nur als „Zahl“. Ich kann nicht zwei Mengen mit zwei Mengen z. B. von Äpfeln multiplizieren usw. Folgerichtig wird man die Mengenumdeutung auch nicht mit dem Multiplikand der Multiplikation allein und den beiden Summanden der Addition vornehmen dürfen, selbst wenn sie hier zu keinem Widersinn führt.

Als zweite Klasse unindividueller aber gleichwohl vervielfältigbarer Einzelgegenstände wurden bereits in § 14 die Funktionsgebilde genannt. Wegen der Vielheit gleicher Gebilde unter ihnen können sie, so wie sie in normaler logischer Funktion auftreten, keine Ideen sein. Sie sind vielmehr wie die Zahlen eigentümliche ideelle numerische Gegenstände. Aber auch zu ihnen gibt es jeweils eine besondere Idee, deren Exemplare sie sind. Man beachte den Unterschied der Subjektgegenstände in den Urteilen: „Im Stil dieses Autors kommen viel zu viele Abers, Danns, Wohls, Geschweige-denns usw. vor“ und „Das Geschweige-denn ist ein häßliches Funktionsgebilde“. Das zweite Urteil bezieht sich auf eine ganz andere Gegenstandsart, auf un-*vervielfältigbare* Ideen. — Daß es auch sonst noch unindividuelle numerische Einzelgegenstände gibt, wird am Schluß des folgenden Paragraphen nachgewiesen werden.

Doch brauchen wir diesen Dingen hier nicht mehr weiter nachzugehen. Es genügt für uns, festgestellt zu haben, daß es unindividuelle Gegenstände gibt, die selbst noch keine Ideen sind. So richtig und bedeutsam es daher sein mag, daß die Ideen ihrem Wesen nach unindividuell sind, als konstitutives Ideeitätsprinzip kommt der Mangel der Individualität nicht in Betracht.

§ 19. Der Mangel der Numerität als Ideeitätsprinzip.

Im Vorangehenden wurde bereits eine Eigentümlichkeit der Idee hervorgehoben, die den Ansatzpunkt für die weiteren Nachforschungen nach ihrem Prinzip bieten kann. Wir fanden, daß die Idee ihrem Wesen nach nicht *vervielfältigbar* ist. Worin hat diese merkwürdige Tatsache ihren Grund? Wir erwähnten bereits, daß Plato die Idee als das Eine bezeichnet hat, unter dessen Voraussetzung überhaupt erst eine Vielheit von Einzelgegenständen möglich ist. Nur fragt sich, ob man das ganz wörtlich verstehen, ob man die Idee als numerisch einen Gegenstand, als einziges Modell, der Vielheit der Exemplare entgegenstellen darf.

Gegen diese Auffassung sprechen verschiedene Gründe. In erster Linie der, daß, wo ein Gegenstand als numerisch einzelner vor uns steht, prinzipiell immer die Möglichkeit besteht, ihn zu vervielfältigen. Sie ist nur da ausgeschlossen, wo der zu vervielfältigende Gegenstand bereits durch seine allumfassende Erstreckung jede Möglichkeit der Danebensetzung gleicher Gegenstände von vornherein unterbindet. So steht es etwa bei dem einen realen Raum, der einen realen Zeit, dem einen realen All aus Gründen, die mit der materialen Eigenart dieser Gebilde zusammenhängen. Dagegen besteht sonst kein prinzipielles Hindernis, an Stelle des einen „Musterbildes“ (*παράδειγμα*) eine ganze Reihe von ihm gleichgeformten anzusetzen. Nur dann kann Vervielfältigbarkeit ausgeschlossen sein, wenn die Grundlage aller Vervielfältigung, die numerische Einsheit fehlt.

Wichtiger noch ist dies: Betrachten wir einmal unbefangen die Subjektsgegenstände der Urteile: „So-Grün liegt zwischen Saftgrün und Moosgrün“ und „Das Lebewesen-überhaupt ist sterblich.“ Stellen wir dem So-Grün und dem Lebewesen-überhaupt gegenüber die Frage, ob sie numerisch eins oder viele seien, in demselben Sinne, wie wir danach bei individuellen Grünmomenten oder Lebewesen fragen. Mir scheint, die ganze Frage hat dann den Ideen gegenüber ebensowenig Sinn, wie die, ob Tugend dreieckig oder viereckig sei. Die Ideen verhalten sich einer solchen Frage gegenüber gänzlich indifferent, weil sie überhaupt numerisch quantitativlos, anumerisch¹⁾, anzahllos sind. So-Grün ist weder eins noch vieles und deshalb auch natürlich nicht vervielfältigbar. Ebensowenig ist die Zwei-überhaupt numerisch bestimmt, im Gegensatz zu den einzelnen Zweien²⁾.

Anumerische Gegenstände sind nun als solche in der bisherigen Ontologie etwas gänzlich Unbekanntes, und sie scheinen in der Tat auf den ersten Blick widersinnige, unmögliche Gebilde zu sein. Wie

1) Der Ausdruck ist zwar hybride, scheint mir aber charakteristischer und klarer wie „innumerisch“ oder „anarithmisch“, woran man denken könnte.

2) Neuerdings sieht M. Beck (vgl. S. 3 Anm. 1) eine Folgebestimmtheit seiner Idee darin, daß sie „jenseits aller Anzahl“ steht (Kap. VI). Aber obgleich er in § 1 betont, sie lasse sich selbst nicht vervielfachen, heißt es doch in § 2, sie sei „indifferent gegen jede Anzahl ihrer Multiplikation“, „sie könne in verschiedenen Synthesen (sc. zum Realsein) mehrere Male da sein, also doch vielfach existieren“. Es sei dahingestellt, ob das überhaupt widerspruchsfrei möglich ist. Für die von uns untersuchte Idee ist jedenfalls jede Vervielfachung, auch die multiplikative „Realisierung“, wie sie Beck zu meinen scheint, wesensmäßig ausgeschlossen. Die Idee selbst kann gar nicht in reale Synthesen eintreten. Vor allem aber, sie ist nicht bloß indifferent gegen jede Anzahl; Anzahligkeit steht in Widerspruch zu ihrem Wesen, ist damit völlig unvereinbar.

kann ein Gegenstand ein selbständiges von anderen unterschiedenes Etwas sein und doch anumerisch, unquantifiziert? Ist nicht jeder Gegenstand notwendig ein einer? Das bedarf vor allem der Aufklärung.

Mit der Anumerität kann natürlich nicht gemeint sein, daß die Idee überhaupt kein numerisch einheitlicher Gegenstand mehr sei. Sie ist insoweit sicher ein Gegenstand, als sie ein Gegenstand ist. Denn numerische Unterschiedenheit und demgemäß auch Zählbarkeit gehört notwendig zum Wesen jedes eigenständigen Gegenstandes. Daher ist das Arturteil über die Idee ein eindeutiges Singularurteil (vgl. Pfänder, Logik S. 261 [127]).

Es muß also mit der Anumerität offenbar etwas anderes gemeint sein als völlige numerische Quantitätslosigkeit. Sie bezieht sich gleichsam auf das Innere, auf den „Seinsstoff“, das „stoffliche“ Was der Idee. Diese zeigt trotz aller numerischen Eigenständigkeit in ihrem Wesen etwas eigentümlich Ungeschlossenes, numerisch Unentschiedenes. Sie ist der eine Gegenstand, bei dem es wesensmäßig in der Schwebe bleibt, ob er innerlich wie ein oder wie viele Exemplare gebaut ist. Nur die qualitative Seite ist bei ihm voll entwickelt wie bei den numerischen Gegenständen, die numerische fehlt ihm vollständig.

Das bleibt natürlich noch immer ein äußerst merkwürdiges Gebilde; aber es enthält keinen inneren Widerspruch mehr in sich. Wohl-gemerkt liegt nicht etwa nur eine numerische Unbestimmtheit vor wie beispielsweise dann, wenn wir von mehreren Gegenständen sprechen, deren Zahl wir nicht mehr angeben können; wir wissen z. B. nicht mehr genau, ob wir nur einen oder mehrere Bekannte in einer Gesellschaft gesehen haben. Eine solche numerische Unbestimmtheit kann prinzipiell immer noch geklärt und bestimmt werden. Die Idee ist dagegen nicht entweder eine Mehrheit oder eine Einzelheit, sondern keines von beiden. Man kann zur Erläuterung nur auf das Phänomen selbst hinweisen. So-Grün usw. gibt sich eben weder als eins noch als viele. Es ist anumerische „Qualität“ schlechthin. Das wird bei der Veranschaulichung der Idee noch genauer sichtbar werden.

Hier läßt sich nun ein Einwand denken: Es ist doch eine auffallende Tatsache, daß wir in einer ganzen Reihe von Urteilen über Ideen nicht ohne den Artikel auskommen. Wir können nicht sagen: „Hund ist ein Haustier“, sondern nur „Der Hund ist ein Haustier“. Was kann aber der Singularartikel anderes zum Ausdruck bringen als eben die numerische Bestimmtheit? Das mit „Hund“ für sich Gemeinte (die „Bedeutung“: Hund) wäre allenfalls ein anumerischer Gegenstand. Die Unentbehrlichkeit des singularen Artikels zeigt aber,

daß es so etwas beim Bedeutungsgegenstand, bei der Idee, nicht geben kann.

Diesem Einwand gegenüber wäre zunächst hinzuweisen auf die große Anzahl von Ideen, bei deren sprachlich-logischer Bezielung der Artikel durchaus entbehrlich ist. Dabei handelt es sich nicht nur um Ideen von unselbständigen Gebilden wie Grün, Härte, Geschwindigkeit usw., sondern auch um solche von selbständigen wie Schnee, Substanz, Recht usw. Vor allem ist darauf hinzuweisen, daß in anderen dem Deutschen sonst ähnlich gebauten Sprachen, wie dem Griechischen, der Artikel auch in den Fällen ausfallen kann, wo er im Deutschen noch notwendig ist; es sei nur an den Satz erinnert: *ἄνθρωπος μέτρον πάντων*. Das legt zum mindesten den Verdacht nahe, daß es sich im Deutschen nur um eine sachlich unbegründete façon de parler handelt. „Mensch“ für sich ist im Deutschen nicht in der Lage, einen eigenen selbständigen Gegenstand zu bezeichnen. Erst durch den Artikel konstituiert sich das vom isolierten Wort Gemeinte zum vollen Gegenstand. Vorher scheint die Gegenstandssetzung noch nicht abgeschlossen zu sein. Der Artikel bringt also nichts anderes zum Ausdruck, als die voll konstituierte Gegenständlichkeit eines Meinungsgegenstandes. Daß es sich nicht um mehr handelt, das zeigt sich schon daran, daß der Artikel nur bei Ideen von selbständigen Gegenständen obligatorisch ist, obschon es auch hier Ausnahmen gibt, nicht nur im Plural („Farben stehen in ästhetischen Beziehungen zueinander“), sondern auch, wo sonst im Regelfall der Artikel steht, z. B. bei Antwort auf die Frage: „Was ist das für ein Gegenstand: Mensch?“ — Antwort: „Mensch ist ein seelisch-geistiges Lebewesen.“ Der Artikel unterstreicht also nur gleichsam die Dinghaftigkeit. Mit der numerischen Quantität hat er nichts zu tun.

Andere Gegenstände als die Ideen, die gleichfalls diese eigentümliche Anumerität zeigten, scheinen mir nicht aufweisbar zu sein. Es besteht also kein Bedenken, sie als das konstitutive Prinzip der Idee anzusprechen. Sie war offenbar der Grund für die unmittelbare Zusammengehörigkeit der in § 15 prima facie miteinander verwandt erscheinenden Phänomene.

Anumerität ist selbst eine Außenbestimmtheit, gegründet auf den Sachverhalt, daß der Idee alles Numerische abgeht. Sie ist ihrerseits nicht mehr auf eine weitere positive Innenbestimmtheit der Idee begründet. An Stelle der Numerität steht in ihr nicht etwa irgendein anderes „Moment“.

Die Idee-überhaupt stellt sich hiernach bezüglich ihres konstitutiven Wesens dar als ideelles unindividuelles und anume-

risches Quale. Unter Quale ist dabei nicht so viel zu verstehen, wie Qualität im üblichen Sinne, sondern das, was von einem Gegenstande nach Abzug seiner Realität, seiner Individualität und seiner Numerität noch an Gegenstandsstoff verbleibt. Dieser anumerische „Stoff“ braucht deshalb keineswegs in seinem materialen Aufbau, seiner inhaltlichen Strukturformung die Einzelgegenstände genau abzubilden. Es wird sich später zeigen, daß mindestens in den höheren Komplexideen dieser anumerische Stoff ganz anders gegliedert ist, als der Inhalt der numerischen Exemplare.

Die numerisch unterschiedenen Einzelgegenstände scheinen so in der Idee zu einem einzigen einheitlichen anumerischen Gebilde zu verschmelzen. Insofern ist es durchaus berechtigt, wenn Hering (a. a. O. S. 528) im Anschluß an Schapp meint, das Wort „Rot“ für die Rotidee sei ein Eigenname, da ihm nur ein einziger Gegenstand entspreche. Allerdings wird es zweckmäßiger sein, die Bezeichnung Eigenname auf Namen von individuellen Gegenständen zu beschränken.

Eine eigentümliche und bisher übersehene Gruppe von Ideen soll hier noch kurz Erwähnung finden, die geeignet scheint, einen Einwand gegen die vorgetragene Theorie abzugeben. Es handelt sich um Ideen, die nur im Plural auftauchen können; sie mögen deshalb Pluralideen heißen. Sie sind natürlich zu unterscheiden von den bloß sprachlichen „Pluralia tantum“, die sachlich noch keine Mehrheiten von Einzelgegenständen oder singularen Ideen bezeichnen, wie „Alpen“, „castra“ usw., und die meist Bezeichnungen von Kollektivgegenständen sind. Pluralideen sind etwa „Eltern“, „Geschwister“. Hier, wo mindestens zwei, womöglich sogar gleiche Gegenstände innerhalb der Idee notwendig sind, kann doch offenbar von Anumerität keine Rede sein. Oder sollten wir es hier mit numerischen ideellen Gegenständen zu tun haben, zu denen es gegen die Regel wesensmäßig keine Ideen gibt? Ich halte weder die eine noch die andere Konsequenz für unentrinnbar. Freilich ist die Sachlage hier äußerst verwickelt, aber nicht unaufwickelbar. Wohl tauchen innerhalb der Ideen zwei numerisch unterschiedene Gegenstände auf. Dennoch braucht die Idee als Ganzes nicht numerisch zu sein. In dem Satz: „Geschwister stehen sich soziologisch am nächsten“ sind die Geschwister-überhaupt quantitativ nicht anders bestimmt als das Grün-überhaupt. Sie lassen sich als Art nicht ohne weiteres vervielfältigen. Deshalb kann es sich hier nicht um numerische Einzelgegenstände handeln. Beide Male stehen verschiedene Gegenstände in Rede, wenn ich sage: „Geschwister sind Verwandte“ und: „Geschwister erzählten mir das“. Die Letztgenannten sind natürlich numerisch bestimmt bzw. bestimmbar. — Im Inneren

mag die Struktur dieser Pluralidee freilich ungewöhnlich schwierig sein. Aber diese innere numerische Pluralität hat offenbar eine andere „Dimension“ als die Anumerität der Idee als Ganzes.

Gibt es nun nicht auch Pluralideen zu singularen Ideen? Man betrachte Sätze wie: „(Die) Farben-überhaupt stehen teils in Harmonien, teils in Disharmonien zueinander“ oder „(Die) Menschen in Masse sind wilde Tiere“¹⁾. Man vergleiche insbesondere den (inhaltlich natürlich schiefen) zweiten Satz mit diesem: „Der (einzelne) Mensch ist gut“. Beziehen sich die beiden Sätze, die doch offenbar als Antithesen durchaus parallel laufen, auf ontologisch gänzlich verschiedene Gegenstandsklassen? Das ist kaum anzunehmen. Daß sich der Pluralsachverhalt nicht auf unbestimmte individuelle Menschen bezieht wie in: „Menschen haben das geschaffen“ ist ohne weiteres einsichtig. Man könnte allenfalls daran denken, daß sich jener Sachverhalt auf (unbestimmt wie viele) numerische Einzelgegenstände bezieht. Dagegen spricht, daß numerische Gegenstände stets vervielfältigbar sind. Bei ihnen handelt es sich immer um einzelne Menschen, einzelne Zweien, einzelne Unds, nicht um unvermehrbar Menschen-überhaupt, Grün-überhaupt, die Zahl Zwei-überhaupt usw. Mit den Menschen-in-Masse-überhaupt meine ich also keine vermehrbare Einzelmengende, sondern eine Art schlechthin, die Mehrheit (von So-Gegenständen) überhaupt, von der ganz spezifische Sachverhalte gelten. — In dieser Weise kann auch $2 + 2$ als Pluralidee aufgefaßt werden. Die einzelnen Zweien sind zwar numerische Gegenstände. Aber die Einheit von $2 + 2$ -überhaupt ist eine Pluralidee; nicht nur diese plus jener Zwei, sondern die Summe aus zwei Zweien ergibt 4.

Die Frage ist nur, welcher Natur dann die Elemente der Pluralideen selbst sind. Offenbar bestehen die Pluralideen nicht wieder aus Ideen. Denn diese können ja nicht mehrfach auftreten. Viele Ideen bestehen aber aus mehreren inhaltlich völlig gleichen, nur numerisch verschiedenen Elementen. Müssen aber diese Elemente dann nicht individuell sein? Nehmen wir folgende Urteilssachverhalte: „Das Schachspiel enthält je 2 (gleiche) Türme, je 2 (gleiche) Läufer, je 8 (gleiche) Bauern usw.“, oder: „die Trireme hat 3 (gleiche) Reihen von Rudern übereinander“. Die beiden Urteile beziehen sich offenbar auf Ideen. Eine unindividuelle Idee kann sich nun nicht aus individuellen Elementen zusammensetzen. Dies auch deshalb nicht, weil es prinzipiell ausgeschlossen ist, daß Idee-Elemente als solche je

1) Andere Beispiele pluraler Ideen in: Gleiche Brüder, gleiche Kappen; Tres faciunt collegium.

real oder quasi-real (phantasiert) werden. Auch als irgendwelche noch unbestimmte oder ganz beliebige individuelle Turmfiguren oder Reihen können sie nicht aufgefaßt werden. Denn die Unbestimmtheit der Idee-Elemente ist prinzipiell nie zu beheben wie die von Individuell-Unbestimmtem. Niemals besteht das Schachspiel aus diesen oder jenen individuellen Türmen. Es besteht also aus 2 gleichen unindividuellen Türmen schlechthin. —

Nach all dem bleibt nichts anderes übrig, als daß die pluralen Elemente der Idee ideelle numerische Gegenstände sein müssen, ideelle Vereinzlungen, die innerhalb der Idee wohl vervielfältigbar sind (wodurch natürlich eine neue Idee aus mehr numerischen Elementen entsteht), sich als Ganzes aber so zusammenschließen, daß die Gesamtiege der „Mehrheit von Menschen, von 2 Turmfiguren usw. überhaupt“ anumerisch und unvermehrbar (unvervielfältigbar) ist.

Die ontologische Grundstruktur der Idee ist also hiernach diese:

1. gegenständliche äußere Einsheit (Eigenständigkeit);
2. innere Anumerität des Was,stoffes‘ (ideelle, unindividuelle, anumerische Stofflichkeit);
3. eventuell Einschließung von Elementen numerischer Struktur.

§ 20. Idee und Allgemeinheit.

Die Bestimmtheit, die man am häufigsten den Ideen zuschreibt, ist die der Allgemeinheit; man nennt sie mit Rücksicht darauf geradezu „allgemeine Gegenstände“. Wir müssen demgegenüber zunächst einmal klären, was denn mit dieser Allgemeinheit eigentlich gemeint sein kann. So deutlich man das im alltäglichen Denken zu wissen glaubt, so unklar ist, wie man bei genauerem Hinsehen entdeckt, das, was der Sprachgebrauch und auch der Logiker gewöhnlich darunter versteht. Anfänge einer solchen Klärung finden sich auch bei Pfänder: Logik S. 284 (150).

Machen wir uns klar, daß „allgemein“ ursprünglich nichts anderes heißt als „Allen gemeinsam“ (communis). So bezeichnet man etwa die Allmende als Allgemeinbesitz, den Staat als Gemeinwesen (commonwealth). Oder wir sprechen von allgemeiner Weltausstellung (weil sie alle Welt umfaßt), von allgemeinem Unglück (weil es alle betrifft), von Gott als der allgemeinen Ursache (weil er alle Dinge erschafft und erhält) usw. „Allgemein“ heißt also an sich nichts anderes als „zu allem in bestimmter Beziehung stehend“, die im einzelnen wieder sehr mannigfach sein kann (Beziehung des Be-

sitzes, der Einschließung, der Herrschaft, der Anwendbarkeit usw.). Allgemein ist also nichts anderes als eine Außenbestimmtheit, die einem Gegenstand kraft dessen zukommt, daß er zu allen Gegenständen in ein und derselben Beziehung steht; tatsächlich wird freilich nicht mehr gefordert als eine Mehrzahl von solchen beziehungs-betroffenen Gegenständen (Pluralbedeutung der Allgemeinheit im Gegensatz zur Universalbedeutung). Ein Gegenstand, der in diesem Sinne allgemein ist, braucht seiner Innenbeschaffenheit nach durchaus nicht eine Idee zu sein. Es kann sich sogar um ein Individuum handeln, wie die obigen Beispiele deutlich zeigen. „Die Allgemeinheit“ entwickelt sich so schließlich sogar zu einem individuellen Kollektivum, gleichbedeutend mit Gesellschaft oder Ähnlichem (Kollektivbedeutung). — In diesem Sinne ist jedenfalls Allgemeinheit nichts der Idee allein Eigentümliches.

Allgemeinheit kann aber noch eine speziellere Bedeutung haben und nur die Außenbestimmtheit meinen, die darin besteht, daß ein Gegenstand in mehreren Exemplaren vorkommt. Das scheint in der Tat zunächst etwas für die Idee Charakteristisches zu sein. In diesem Sinne spricht man etwa auch von allgemeiner Verbreitung einer Sitte (Idee), vom allgemeinen Wahlrecht usw. Hier ist indessen sofort eine Einschränkung nötig. Denn diese Allgemeineitsbedeutung wird zunächst nur mit Rücksicht auf wirklich mitgegebene Exemplargegenstände ausgesagt, zu denen die Idee „allgemein“ ist. Nur zu den allerwenigsten Ideen sind nun aber reale Exemplare vorhanden, jedenfalls ist das nie wesensnotwendig. Nur mit Bezug auf mögliche Exemplare könnte also die Idee generell in diesem Sinne als allgemein bezeichnet werden. — Der entscheidende Einwand gegen die Auffassung dieser Allgemeinheit als Ideeitätsprinzip liegt in der Existenz der Ideen von Individuellem, die erst später in § 36 behandelt werden können. Diese enthalten offenbar wesensmäßig keine Mehrheit von Exemplaren unter sich; vgl. übrigens auch S. 107.

Nun hat aber der Ausdruck „allgemein“ an der Idee einen ganz grundlegenden Bedeutungswandel erlebt. Aus der Bezeichnung einer Außenbestimmtheit ist er zur Bezeichnung des Grundes dieser Außenbestimmtheit geworden (vgl. S. 72 f.). Das commune hat sich zum universale entwickelt. Man dachte bei der Bezeichnung „allgemein“ zusehends mehr an die Seiten der Idee, kraft derer sie Allgemeinheit im vorgenannten Sinne besitzt, für alle Exemplare gilt, auf sie anwendbar ist, zu ihnen in der gemeinsamen gleichen Beziehung des „ideellen Entsprechens“ steht; über diese vgl. § 21. Was man dann genauer mit dem Allgemeinen der Idee meinte, das hing natürlich

ganz davon ab, was man für das konstitutive Prinzip der Idee ansah. Wir haben die hauptsächlichlichen Auffassungen hierüber in den vorangehenden Paragraphen behandelt und als unzureichend abgelehnt. Für uns kann die Bezeichnung der Idee als allgemeiner Gegenstand in dieser neuen Bedeutung nur dann einen Sinn haben, wenn damit der Mangel des Numerischen gemeint ist, das Ideeitätsprinzip, kraft dessen der Idee in der Tat erst „Geltung“ für „alle“ beziehungsweise viele individuelle und numerische Exemplare zukommt.

Unter Allgemeinheit versteht man häufig auch soviel wie Verschwommenheit, Unbestimmtheit, Inhaltsleere, mangelnde Berücksichtigung der qualitativen Besonderheiten. Daß dieser Zug für die Idee als solche nicht charakteristisch ist, braucht kaum ausdrücklich betont zu werden. Es kann einmal Individuelles unbestimmt, nur „im allgemeinen“ bestimmt sein, wie etwa meine individuellen Pläne, Wünsche, Hoffnungen, Bilder von anderen Individuen usw. Umgekehrt können Ideen, vor allem niederster Arten, und erst recht etwaige Individualideen voll bestimmt sein. — Oft mischt sich mit dieser Allgemeinheitsbedeutung der abwertende Beiklang der Langweiligkeit, Nichtssagendheit und Kälte, so wenn man von allgemeinen Redereien usw. spricht. Daß all das nicht oder nur teilweise richtig ist, werden wir bei der Behandlung der einzelnen Ideearten noch genauer sehen.

Vielfach hat man sich auch daran gewöhnt, unter allgemein einfach den Gegensatz von individuell zu verstehen. Hier handelt es sich also um die bloße Unindividualität, von der bereits in § 17 die Rede war und die zwar der Idee wesentlich, aber nicht ihr konstitutives Wesensprinzip ist.

Bei Hering (a. a. O. S. 530; ebenso bei Ingarden S. 176) findet sich im Anschluß an Schapp der Ausdruck allgemein für alle nicht vollbestimmten und noch weiter differenzierbaren Ideen im Gegensatz zu den speziellen Ideen oder niedersten Arten. Entsprechend ist bei ihm von größerer oder geringerer Allgemeinheit von Ideen die Rede. Dieser Sprachgebrauch ist natürlich möglich, und dann ist es sogar in gewissem Sinne berechtigt, „allgemein“ und „unbestimmt“ einander gleichzusetzen. Aber einmal ist dann die Allgemeinheit nichts mehr für alle Ideen Charakteristisches. Und die andere Frage ist die, ob diese terminologische Neuprägung glücklich ist, und man nicht für diese Dinge bezeichnendere Namen unverbrauchter Bedeutung wählt. Doch kann darüber erst später entschieden werden.

§ 21. Das Verhältnis von Idee und Exemplar.

Zu jeder Idee, außer den Individualideen, gehören mögliche Exemplare. Dabei ist freilich nicht ohne weiteres zu entscheiden, ob es nicht außerdem auch Exemplare zu Individuen gibt, wie das der

Sprache nach den Anschein hat. Ich kaufe etwa ein Exemplar des „Faust“. Der „Faust“ ist nun aber ein individuelles Kunstwerk, genau wie die Symphonie, von der ich eine Aufführung erlebe. Es scheint also danach Exemplare von Individuen zu geben. Oder hat hier nur der Druck des „individuellen Faust“ Exemplare, nicht der individuelle „Faust“? Korrekt müßte ich dann von einem Exemplar des Buchdrucks (einem Druckexemplar) vom „Faust“ reden, das ich kaufe. Das mag hier offenbleiben¹⁾. — Keine Exemplare gibt es offenbar zu den numerischen Gegenständen als solchen. Sie sind ja bereits vereinzelt und ihrerseits Exemplare von Ideen. Nur zu den Pluralideen kann es wieder Exemplare geben.

Wir wollen indessen diese Grenzfälle hier vorläufig außer Betracht lassen, und zunächst einmal das Wesen der Beziehung zwischen Idee und Exemplar im allgemeinen zu erkennen suchen. Um dabei alle anderen inhaltlichen Beziehungen auszuschalten, die uns in den folgenden Abschnitten noch beschäftigen werden, wählen wir als Beispiele am besten vollbestimmte Ideen und ihnen entsprechende Individuen. Um auch alle etwaigen Unterschiede in der Konfiguration der inhaltlichen Elemente zu eliminieren, gehen wir von einfachen individuellen Gegenständen und einfachen vollbestimmten Ideen aus, deren Vorkommen wir hier voraussetzen dürfen. Das Verhältnis von Idee und Exemplar ist dann in inhaltlicher Beziehung das der Gleichheit. Zu untersuchen bleibt das „formale“ Verhältnis der Anumerität und Numerität in Idee und Exemplar.

Die Frage dieses Verhältnisse hat die Ideenlehre seit Plato immer wieder beschäftigt. Er sprach von einer *μέθεξις*, einer Teilhabe der Einzelgegenstände an der Idee, mitunter auch von einer *παρονοία*, einem Gegenwärtigsein der Idee bei den Exemplaren. Das sind natürlich nur bildliche Ausdrücke. Wir wollen im Folgenden zu ermitteln suchen, was ihnen zugrunde liegt.

In den vorangehenden Paragraphen haben wir das konstitutive Wesen der Idee und des Exemplars ausreichend kennengelernt. Wir wissen, daß der entscheidende Unterschied beider auf dem Vorhandensein beziehungsweise Fehlen der Numeritätsbestimmtheit beruht. In welcher Relation stehen sie danach zueinander? — Von vornherein steht fest, daß zwischen Idee und Exemplar keinerlei *Stellungsrelation* bestehen kann. Bei ihrer gänzlich verschiedenen ontologischen Struktur können sie niemals in einem *Stellungsneben-*

1) „Beispiele“ scheint es allerdings nur zu Ideen und Idee-Sachverhalten zu geben, wenn auch nicht zu allen Ideen, z. B. nicht zu den später zu besprechenden Ideen von Individuellem.

einander stehen; dazu müßten sie mindestens derselben ontologischen Schicht angehören. Die Gefahr derartiger Auffassungen ist freilich bei den Platonischen Bildausdrücken immer naheliegend. — Von den früher behandelten Inhaltrelationen kann hier von vornherein nur Ähnlichkeit in Betracht kommen. Gleichheit scheidet ohne weiteres aus. Auch von völliger Verschiedenheit kann aber keine Rede sein, wenn man etwa So-Grün-überhaupt und einzelne So-Grünmomente miteinander vergleicht. Auf den ersten Blick denkt man vielmehr an Ähnlichkeit. Diese gliedert sich sofort wieder in die schon genannte Gleichheit hinsichtlich des materialen Inhalts und in eine eigentümliche andere, die Gesamtgleichheit ausschließende Beziehung, die es nun zu erforschen gilt.

Man kann auch beim Verhältnis von Numerität und Anumerität zunächst wieder an Ähnlichkeit denken. Doch bezog sich Ähnlichkeit so, wie wir bisher von ihr sprachen, immer nur auf numerische Gegenstände oder Ideen im Verhältnis zueinander. Ähnlichkeit kommt nur im Verhältnis von Gegenständen grundsätzlich gleicher ontologischer Struktur in Frage. Die fehlt aber zwischen Idee und Exemplar. Doch besteht deshalb noch keine völlige Verschiedenheit zwischen ihnen im Hinblick auf Numerität und Anumerität. Sie stehen vielmehr in einem ganz eigentümlichen positiven Verhältnis zueinander. Das Exemplar ist numerische Vereinzelnung der Idee, die Idee das ideelle Korrelat des Einzelgegenstandes. Gerade das Fehlen des Numerus setzt die Idee in positive Beziehung zu allen numerischen Exemplaren. Das Exemplar „erfüllt“ in gewissem Sinne die Ungeschlossenheit der Idee (vgl. S. 100), deckt sich mit ihr und überdeckt sie zugleich. Als sachentsprechendster, vielsagendster und doch unverfänglichster Ausdruck dieser Relation erscheint mir die Bezeichnung „ideelles Entsprechensverhältnis von Idee und Exemplar“.

Hierher gehört auch noch eine dem Idee-Exemplarverhältnis nah verwandte Beziehung. Dem Urteil „Dies Stück Stoff ist Schwefel“ liegt der Beziehungssachverhalt zugrunde, daß hier ein Exemplar der Art Schwefel vor mir steht ¹⁾. Vergleichen wir damit den Beziehungs-

1) Ob das oben bezeichnete Urteil in allen Fällen unmittelbar den Sachverhalt des Idee-Exemplarverhältnisses meint, ob vor allem wir ihn explizit damit meinen, spielt hier keine Rolle. Wesentlich ist allein, daß es diese Beziehung gibt; nur auf diese ontologische Frage kommt es an. — Vom Urteil aus gesehen wird es sich hier vielleicht um eine eigentümliche Schichtung der Sachverhalte handeln, um ein Meinen von „Bestimmungs-“ und „Attributionssachverhalten“ (vgl. Pfänder, Logik S. 186 [52] f.) durch den Idee-Exemplarsachverhalt hindurch. Die Urteilssupposition geht in der Regel nicht auf diesen Sachverhalt, sondern auf den durch ihn ver-

sachverhalt, der dem Urteil „Dies Stück Stoff ist gelb“ zugrundeliegt! Hier werden wir Bedenken tragen, das Stück Stoff als Exemplar des Gelb-überhaupt zu bezeichnen. Exemplar des Gelb-überhaupt ist allenfalls das individuelle Gelbmoment, das sich an diesem Stück Stoff findet. Dieses aber ist mehr als lediglich Exemplar von Gelb, es ragt über sein Gelbmoment, den Bezirk, mit dem es Bezirk von Gelb-überhaupt ist, hinaus. Dennoch besteht prinzipiell noch das gleiche Verhältnis ideellen Entsprechens von Numerischem und Anumerischem, das wir zwischen Idee und Exemplar vorfanden. Der Einzelgegenstand entspricht ideell der Idee, nur nicht total, sondern lediglich partial. Das rechtfertigt es, diese Beziehung mit zu der von Idee und Exemplar hinzuzuziehen.

An dieser Stelle scheint indessen noch einmal unser ganzes bisheriges Ergebnis gefährdet. Wir sprachen davon, daß man in gewissem Sinne auch von einer Gesamtähnlichkeit zwischen Idee und Exemplar im ganzen reden könne. Natürlich ist das nur da der Fall, wo, wie bei vollbestimmten Ideen, wenigstens inhaltliche Gleichheit oder Ähnlichkeit von Idee und Exemplar als fundierende Unterrelation der Gesamtähnlichkeit besteht. Daß diese bei den meisten Ideen nicht vorliegt, werden wir noch sehen. Jedenfalls handelt es sich aber um eine differenzierte Relation, die sich in verschiedene Unterrelationen des Inhalts und des „Numerus“ gliedert. Zerfällt nun nicht dementsprechend auch eine einfache Idee und ein einfaches Exemplar wieder in zwei Zersetzungsteile? Nun wissen wir zwar schon, daß Anumerität keine positive Innenbestimmtheit der Idee ist, daß sie also durch das Fehlen des Numerus keinen neuen Teil erhalten kann. Anders dagegen scheint es mit dem Exemplar zu liegen. Es muß ein besonderes Material- und ein besonderes Numeritätsmoment enthalten. Es könnte also hiernach keine numerischen Elementargegenstände geben. Nur Ideen wären als Elementargebilde möglich.

Wenn ferner der inhaltliche Teil des Exemplars der Idee gleich ist, so scheint doch kein prinzipielles Hindernis mehr dafür zu bestehen, daß Ideen in Einzelgegenständen enthalten sind. Es war dann also ein Irrtum, ein Vorurteil, zu behaupten, daß alles, was im Individuum (Einzelgegenstand) liegt, notwendig individuell-numerisch sein müsse (vgl. S. 90). Das Exemplar setzt sich zusammen aus der Idee und einem Numeritätszuschuß.

mittelten, auf die Bestimmtheit des Subjektgegenstandes durch sein individuelles „Was“ und seine individuellen Attribute, deren Entwerfung durch die Idee ermöglicht wird. Die nähere Ausführung dieser Gedanken gehört natürlich nicht in diese ontologische Untersuchung; vgl. übrigens den fünften Abschnitt.

Was zunächst die Teilbarkeit des einfachen numerischen Exemplares anlangt, so müssen wir uns einmal die Konsequenzen dieser Annahme klarmachen. Jedes Exemplar zerfällt in je ein besonderes Material- und ein Numeritätsmoment. Ich erhalte also auf diesem Wege wiederum zwei numerisch unterschiedene Materialmomente. Bei jedem neuen Abtrennungsversuch der Numerität vom gereinigten Materialmoment wiederholt sich derselbe Vorgang: der materiale Rest bleibt immer selbst noch numerisch. Nur das Numerische läßt sich bei der Zersetzung von Materialem befreien und bei entsprechender Variation des Materialgehalts sogar ebensogut für sich darstellen, wie Realitätsmoment und Individualmoment; so z. B. als das sich Erhaltende bei kontinuierlicher Überführung ein und derselben geometrischen Einzelfigur (z. B. Punkt) in eine völlig verschiedene (z. B. Tetraëder). Trotzdem ist es ein aussichtsloser Versuch, einen Gegenstand gleichmäßig in ein Material- und ein Numeritätsmoment aufteilen zu wollen. Es liegt hier eine viel innigere Verschmelzung vor, als die gewöhnlicher Momente untereinander. Von einer echten Zerteilbarkeit des einfachen Exemplars in Momente kann also trotz seiner differenzierten Relation zur ideell entsprechenden Idee keine Rede sein, nur von einer einseitigen Abtrennbarkeit des Numeritätsmoments vom Materialgehalt. Folgerichtig wird man auch den Materialgehalt nicht als Gegenstandsteil bezeichnen dürfen. Teile eines Gegenstandes müssen mindestens grundsätzlich ein und derselben ontologischen „Kategorie“ angehören. Sie verhalten sich sonst zu ungleichwertig zum Ganzen. Man sollte deswegen den Materialgehalt besser als „Ingrediens“ denn als Teil des Exemplars bezeichnen.

Wie steht es nun aber damit, daß das Exemplar einen der Idee absolut gleichen Materialgehalt enthalten soll, und deshalb die Idee im Exemplar selbst vorkommen kann? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns verdeutlichen, was es genau heißt, daß das Exemplar eine Vereinzelnung der Idee ist. Selbstverständlich kann nicht die Idee selbst vereinzelt werden. Das widerspricht ihrem Wesen. Dagegen lassen sich zu ihr material genau gleiche Einzelgegenstände entwerfen. Dabei ist es nicht so, daß wir die Idee selbst zu einem Einzelgegenstand verarbeiten, in dem sie dann wie verarbeiteter Stoff im Produkt, wie der aufgelöste Zucker im Zuckerwasser enthalten ist. Es läßt sich überhaupt nichts vereinzeln im Sinne einer Umwandlung aus etwas Nicht-Einzelnem in Einzelnes. Insofern ist die Vorsilbe „ver“ irreführend. Es lassen sich nur von vornherein numerische Gegenstände anumerischen zuordnen. Dabei mag es freilich im inädaquaten Denken so zugehen, daß ein unbe-

stimmtes Gegenstandsrudiment, das selbst noch keine Idee ist, sondern nur als Idee fungiert, numerisch aufgefaßt und bestimmt wird.

Nach all dem ist die Gleichheit der Idee und des Materialgehalts im Exemplar offenbar keine schrankenlose. Das So-Grün der Idee ist eben wesensmäßig anumerisches, das der Exemplare wesensmäßig numerisch einzelnes So-Grün, das dann auch individuell und real oder quasi-real werden kann. Idee und Materialgehalt stehen mit Rücksicht auf diese verschiedenen Außenbestimmtheiten also eher im Verhältnis totaler Ähnlichkeit zueinander (nur bei Gleichheit der Innenbestimmtheit natürlich!), als in dem der Gleichheit. Denn beide sind nicht miteinander vertauschbar. Vertauschbarkeit aber gehört mit zum Wesen der Gleichheit.

Der Materialgehalt ist danach das, was der Idee im Exemplar ideell entspricht, deshalb aber nicht selbst eigenständiges anumerisches Etwas ist, sondern völlig von Numerität durchsetztes „Ingrediens“ bleibt. Es ist das, was sich bei Projektion der Idee auf das Exemplar in diesem mit der Idee deckt, auf ihm sich abzeichnet. Niemals aber kann die Idee selbst projiziert werden im wörtlichen Sinne, genau so wenig wie die Farbkörperchen auf dem Diapositiv; projiziert wird nur das „Bild“ der Idee. Von diesem Bild wird noch die Rede sein.

Das muß freilich zugegeben werden, daß der numerische Gegenstand von seiner Idee aus gesehen, in einer ganz neuen Richtung gedanklich zersetzt werden kann. Dabei muß aber streng im Auge behalten werden, daß

1. hier eine ganz neuartige Zersetzungsebene durch den numerischen Gegenstand gelegt wird, die in ganz anderer Richtung verläuft als diejenigen, von denen im ersten Abschnitt die Rede war, und daß diese Zersetzung nur zur einseitigen Abteilung des Numeritätsmoments, nicht zur gleichgewichtigen Zerteilung des Einzelgegenstandes führen kann;

2. daß der numerische Gegenstand nicht in Idee und Numeritätsmoment (beziehungsweise Individualmoment) zerfällt, sondern an Stelle der Idee ein eigentümliches Drittes steht, das direkt unfaßbare Ingrediens „Materialgehalt“;

3. daß sich die beiden neuen Komponenten nicht beim Vergleich zweier numerischer Gegenstände miteinander abheben können, sondern nur beim Vergleich von numerischem Gegenstand und Idee. Daher ist es auch ausgeschlossen, einfach durch Fortlassung des Numeritätsmoments zur Idee zu gelangen. Um das Numeritätselement zu erhalten und fortlassen zu können, muß man ja bereits die Idee vor Augen haben.

Daß an diesen Ergebnissen noch vieles besserungs- und klärungsbedürftig bleibt, braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden.

§ 22. Die adäquate Veranschaulichung der Idee. —
Die Ideation (Idee-Entwerfung).

Bisher wurde immer nur von den Eigentümlichkeiten der Idee gesprochen, so wie wir sie als gegeben vermeinen. Damit ist aber noch keineswegs der Nachweis erbracht, daß eine so beschaffene Idee möglich ist, daß es sie „gibt“, noch weniger natürlich, daß sie irgendwie „existiert“. Dazu muß in erster Linie die innere Widerspruchslosigkeit und Einstimmigkeit der Idee in sich selbst nachgewiesen werden. Letztlich kann darüber nur der Versuch der adäquaten Veranschaulichung entscheiden. Wir müssen uns also schon unter ontologischem Gesichtspunkt mit der Möglichkeit einer Veranschaulichung der Idee beschäftigen.

Eigentlich kann man hier nichts anderes tun, als auf die unmittelbare Anschauung der Ideen verweisen. Ein solcher Verweis trägt indessen immer etwas Mißliches an sich. Es sieht leicht so aus, als ob der Verfasser damit das onus probandi auf den Leser abwälzen wollte. Gefährlich aber wird das geradezu, wenn nicht eindeutig klar ist, welchen Weg man zu gehen hat, um zur volladäquaten Anschauung zu gelangen. Echte Phänomenologie muß sich immer die Wegweisung dahin angelegen sein lassen, muß immer zugleich Einführungskunst sein. Bloße Beispiele genügen für diesen Zweck nicht.

So wenig es nun möglich sein wird, hierbei den Leser jeder eigenen Bemühung zu überheben, so soll doch der Versuch gemacht werden, Fälle aufzuzeigen, in denen es verhältnismäßig leicht sein wird, unmittelbar und selbst-leibhaftig anumerische Ideen vor Augen zu bekommen.

Man denke zunächst an die Sachlage bei schwierigen logischen Subsumtionen unter einen allgemeinen „Begriff“ oder bei kritischer Beurteilung, namentlich wenn eine sorgfältig prüfende, vergleichende Überlegung vorangeht. Daß der Begriff, unter den dabei angeblich subsumiert wird, mit der Idee selbst identisch ist, wird im fünften Abschnitt noch genauer gezeigt werden. Prüfen wir etwa so, ob eine bestimmte Handlung Betrug ist, so beziehen wir das Subsumendum fortgesetzt auf das als mögliche Prädikatsbestimmtheit durchgehaltene ontologische Gebilde „Betrug“. Fassen wir dies für sich ins Auge, so gewahren wir hier nichts von Numerität. Die Frage nach der Anzahligkeit dieses Gebildes wäre sinnlos. Es steht jenseits von Einheit und

Vielheit, ist kein individuell-numerischer Repräsentant für alle anderen möglichen individuellen Betrüge. Der Gedanke an diese spielt überhaupt keine Rolle. Ein Vergleich mit einem echten repräsentierenden Individuum etwa einer Musterprobe wird das sofort verdeutlichen. Hier liegt also eine unmittelbare unfundierte Wahrnehmung einer anumerischen Idee vor, eine schlichte Ideenschau.

Von hier aus mag man auch versuchen, sich die Subjektsgegenstände der in § 15 aufgeführten Urteile adäquat zu vergegenwärtigen. Auch hier wird man Gebilde vor den geistigen Blick ziehen können, die nichts von Numerisch-Individuellem an sich tragen. Daß diese direkte Ideanschauung („Ideenschau“) niemals eine sinnliche Anschauungsart sein kann, bedarf kaum der Erwähnung. Anumerisches kann wesensmäßig niemals sinnenmäßig gegeben sein.

Schwierigkeiten scheinen erst dann zu entstehen, wenn wir, von den Individuen herkommend, die uns zunächst allein bekannt sind, zu ihren Ideen gelangen wollen, wenn wir Einzelgegenstände zur Idee zu erheben, „ideeieren“, oder besser wenn wir von ihnen aus Ideen zu entwerfen versuchen. Es handelt sich also um das, was man sonst als Abstraktion der Idee zu bezeichnen pflegt, welchen Ausdruck wir aber vermeiden, da er immer wieder die Vorstellung erwecken muß, als werde dabei irgend etwas aus den Einzelgegenständen herausgenommen. Es geht damit zugleich um Wesen und Methode der sogenannten eidetischen Reduktion, die bekanntlich ein Grundbestandteil der phänomenologischen Philosophie ist ¹⁾.

Gehen wir von der ursprünglichen sinnlichen Anschauung aus, so scheint hier alles individuell-numerisch bestimmt zu sein. Ein anumerisches So-Grün-überhaupt kann uns da niemals gegeben sein, sondern immer nur ein oder das andere So-Grünmoment. Wie können wir von hier zu Anumerischem gelangen? Sicher kann uns dabei die Methode nichts helfen, mit der wir von der Anschauung sinnlich konkret-selbständiger individueller Gegenstände zur Veranschaulichung individuell-numerischer Momente gelangten. Sie ist nicht imstande, die Ausscheidung von Individualität und Numerität zu ermöglichen. Überhaupt kann hier eine bloße Trennungs- und Isolierungsmethode nicht zum Ziel führen. Ideen sind ja, wie genügend betont, nicht im Individuellen enthalten. Durch Teilung kommen wir immer nur zum Individuellen, Numerischen. Der Weg, den wir daher zu gehen haben, ist offenbar kein „analytischer“ (keine Zergliederung),

1) Vgl. Husserl, Ideen . . . , § 75 S. 140. Das Eidos oder „reine Wesen“ Husserls ist ja, wie bereits in der Einleitung betont wurde, mit der Idee identisch.

Husserl, Jahrbuch f. Philosophie. XI.

sondern gewissermaßen ein „synthetischer“. Wir können die gesuchten Ideen nicht aus den Individuen herauslösen, sondern wir müssen sie von ihnen aus erst entwerfen.

Was zunächst die Erstellung eines unindividuellen rein numerischen Gegenstandes anlangt und damit auch die etwaiger numerischer Idee-Elemente (z. B. der je 2 gleichen Turmfiguren in der Idee des Schachspiels usw.; vgl. S. 103 f.), so ist diese Aufgabe relativ einfach zu lösen. Wir können zu jedem individuellen Gegenstand ein unindividuelles aber noch numerisches Gegenstück bilden. Ihm fehlt die eigentümliche Individualitätsfülle, das Eingebettetsein in die individuelle Gesamtwelt, von dem wir sprachen. Ein solcher lediglich numerischer unindividueller Einzelgegenstand zeigt vor seiner Einbettung in die Schicht der individuellen Gebilde eine eigentümliche Schemenhaftigkeit, ein Losgelöstsein von allem wurzelhaft Seinsfähigen. Hiernach bedarf es nur einer gewissen Losknüpfung des Individuell-Anschaulichen, eines Herausnehmens aus diesem seinem Zusammenhang, einer gewissen Entleerung und Übersetzung ins Schemenhafte, die sich sehr wohl vollziehen läßt. Den Zahlen und Funktionsgebilden haften diese Bestimmtheiten von vornherein wesensmäßig an. Sie können uns die Richtung anzeigen, in der sich die Entindividualisierung zu bewegen hat.

Schwieriger steht es, wenn wir gegenüber einem solchen entindividualisierten Gegenstand nun auch noch die numerische Quantität entfernen wollen. Gehen wir aus von einer Reihe qualitativ gleicher So-Gelbmomente! Wir können diese alle miteinander verschmelzen, gleichsam ineinanderschießen lassen. Es handelt sich dabei um den genauen Umkehrungsprozeß zur Vervielfältigung, den man am besten mit Verringerung bezeichnet. Die gedachten Einzelgegenstände ziehen sich dabei gleichsam in einen einzigen ideellen numerischen Gegenstand zurück, ähnlich wie zwei ursprünglich für unterschieden gehaltene Gegenstände für die Erkenntnis zu einem einzigen identischen Gegenstand zusammenschießen. Man könnte hier von numerischer Identifikation reden.

Damit ist dann zwar die Pluralität der Einzelgegenstände überwindbar, nicht aber ihre Numerität. Hier scheint auf den ersten Blick ein prinzipielles Hindernis zu bestehen. Alles, was wir von der sinnlichen Anschauung herkommend vor Augen haben, scheint notwendig numerisch geschlossen zu sein. Ohne das, so wird man meinen, wäre es ein Nichts, das auch kein Quale mehr an sich tragen kann und das sich daher prinzipiell in keiner Weise anschaulich machen läßt. Es bedarf jedenfalls einer besonderen Wendung, um dieses Hindernis zu überwinden.

Vergleichen wir einmal zwei lediglich numerisch verschiedene, qualitativ völlig gleiche Gruppen von Einzelgegenständen, etwa einen großen und einen kleinen Schwarm gleicher Bienen. Zwischen beiden Gruppen gewahren wir dann wieder jene uns bereits bekannte differenzierte Ähnlichkeit (sofern wir nicht lediglich die Größenungleichheit beachten). Diese ist hier allerdings in so eigenartiger Weise modifiziert, daß man kaum mehr von Ähnlichkeit sprechen möchte. Es besteht Gleichheit hinsichtlich des „Stoffes“ der beiden Gruppen, Verschiedenheit dagegen hinsichtlich der Anzahl, des „Numerus“ der in ihnen enthaltenen Elemente. Wir können daher auf diese Weise scheinbar jede der beiden Gruppen in ihren „Stoff“ und ihre Anzahligkeit (Numerusbestimmtheit) zersetzen. Zunächst scheint nun jede der beiden Gruppen in ihren besonderen „Stoff“ und ihre besondere Anzahligkeit zu zerfallen. Das Problem ist dann aber, was der „Stoff“ der beiden Gruppen ohne ihre Anzahligkeit sein kann (vgl. auch S. 110). Auf beiden Seiten steht je ein anzahlloser „Stoffteil“. Beide sollen nicht mehr anzahlilig sein, sich aber doch anzahlilig unterscheiden. Offenbar ist also noch nicht alle Anzahligkeit von ihnen abgelöst; denn zwei gleiche anumerische „Stoffteile“ nebeneinander kann es, wie kaum wiederholt zu werden braucht, unmöglich geben. Eine Zersetzung der beiden Schwärme analog derjenigen der individuell-numerischen Gegenstände in Momente kann also in diesem Fall offenbar nicht in Frage kommen.

Es scheint nun so, als ob bei Durchführung der Zersetzung und bei Ausscheidung jeder Anzahligkeit die „stofflichen“ Reste in eins verschmelzen, ihre Eigenständigkeit völlig verlieren. Die Anzahligkeit war es, die sie überhaupt auseinanderhielt. Fällt sie fort, so tritt unmittelbar die Idee in Erscheinung. Natürlich nicht mehr als Teil des numerischen Gegenstandes, sondern als neu entstehendes von diesem sich emanzipierendes Gebilde. Unter keinen Umständen darf hier der Eindruck entstehen, als sei die Idee bereits im numerischen Gegenstand enthalten gewesen. Was da vorfindlich war, das ist völlig von Anzahligkeit durchsetzt. Durch Aufhebung der Numerität wird nur gleichsam die Schranke frei für das Entstehen eines neuen Gegenstandes aus den beiden alten. Die differenzierte Ähnlichkeit, von der wir sprachen, beruht also nicht auf einer Kombination der auf Seite 32 f. aufgeführten Unterrelationen, sondern auf einer neuartigen Kombination aus Verschiedenheit der Anzahligkeit und Identität der durch sie vereinzelt Idee. Nicht als ob die Idee selbst dabei zum Einzelgegenstand würde; es werden nur ihr ideell entsprechende Exemplare verschiedener Anzahl entworfen.

Durch Variation der Anzahligkeit also tritt die Idee als das von aller numerischen Variation Unberührte, sich jenseits der Variationsachse konstant Erhaltende in Erscheinung als das, was in gewisser Weise alle numerische Variation überhaupt erst möglich macht.

Damit ist uns erstmalig die adäquate Entwerfung einer anumerischen Idee, der Idee „die Biene-überhaupt“, von den Einzelgegenständen aus gelungen. Diese Idee ließ sich aufweisen als das, was sich bei analytischer Vergleichung und Zerteilung lediglich numerisch verschiedener Gruppen aus den verglichenen Gegenständen heraushebt. Darauf unseren Blick richtend, können wir sie selbst für sich und unmittelbar (unvermittelt durch Schlüsse, Bilder usw.) zu Gesicht bekommen, mag auch diese Anschauung die vorangegangene Anschauung numerisch-anschaulicher Gegenstände voraussetzen.

Noch von einer anderen Stelle aus lassen sich von den Individuen aus unmittelbar Ideen zur Erscheinung bringen. Gehen wir etwa fortgesetzt von einem gleichen Gegenstand, z. B. einem Stück Raum, zu anderen gleichen über. Dann ist es nicht wie bei der im ersten Abschnitt behandelten Variation so, daß etwas in all diesen Gegenständen identisch beharrend zurückbliebe. Sondern alles, was vor unsere sinnliche Wahrnehmung tritt, wechselt, ist zwar dem alten gleich, aber numerisch neu. Dennoch ist es so, als ob sich etwas dabei vor unserem geistigen Blick ständig erhält. Es ist doch wohl mehr als eine sprachliche Inkorrektheit, wenn wir angesichts eines solchen ewig eintönigen Wechsels ausrufen: Immer dasselbe. Gewiß, das Individuell-Numerische, was an unseren physischen Augen vorbeipassiert, wechselt ständig, bringt nichts Identisches in sich. Aber in diesem Strom vorbeiflutender Individualität scheint doch etwas zu beharren, wie ein durchgehaltener Grundakkord in einer Melodie, oder „wie der Strudel im ständig wechselnden Bach“ (Schopenhauer) *W. a. W. u. V.*, Bd. I S. 414 (das darf natürlich nur als Bild verstanden werden: auch der Strudel ist trotz ständigen Wechsels des individuellen Wasser-Stoffes individuell). Ein anumerisches „Bild“, Schema oder wie man es zur Verdeutlichung sonst nennen mag, hält sich bei allem Wechsel unverändert durch, an dem all die gleichen Individuen vorbeitreiben, hebt sich ständig aus diesen empor.

Hier scheint nun noch eine viel weitergehende Möglichkeit der Idee-Entwerfung aufzutauchen. Nach Husserl „können wir zwei Dinge nicht als gleiche bezeichnen, ohne die Hinsicht anzugeben, in der sie gleich sind“ (2. Log. Untersuchung § 3). Das, worauf dabei „hingesehen“ werde, sei jedesmal eine Idee. Die Gleichheit individueller Gegenstände könne also nur mit Hilfe von Ideen erkannt werden, in

Hinsicht auf die Individuen gleich seien. Danach müßte es nun möglich sein, durch bloßen Vergleich gleicher numerischer Gegenstände die Idee selbst zur adäquaten Veranschaulichung zu bringen. Diese Auffassung scheint mir indessen den tatsächlichen Verhältnissen beim Vergleich nicht ganz gerecht zu werden. Zwei Gegenstände können, wie mir scheint, ganz unmittelbar zueinander in Beziehung gesetzt und miteinander verglichen werden. Es bedarf keines Hinblicks auf irgendeine „Hinsicht“, um die Gleichheit zweier Blaumomente zu erkennen. Auch ist die „Hinsicht“, das *tertium comparationis* des Vergleichs durchaus nicht immer etwas so Unkompliziertes, noch notwendig eine Idee. Vergleiche ich z. B. zwei Gebäude in Hinsicht auf ihre Farben, so ist in dieser „Hinsicht“ durchaus nichts Anumerisches, Ideehaftes zu erblicken. Wenn ich hier auch davon sprechen kann, die Gebäude seien sich hinsichtlich der Farbe gleich — was aber seinen Grund letztlich immer darin hat, daß ihre Farben einander gleich sind —, so ist das in keiner Weise zwingend und erlaubt keinerlei Rückschluß auf die Unentbehrlichkeit der Idee im Vergleich. Der Vergleich wird sich also nicht als zuverlässiges Mittel zur Entwerfung von Ideen verwenden lassen.

Versuchen wir uns jetzt noch einmal zusammenfassend klarzumachen, wie sich anumerische Ideen wie Grün-überhaupt, Farbe-überhaupt hinsichtlich des Ideeitätsprinzips der Anumerität zur Selbstgegebenheit bringen lassen! Sehen wir dabei von allen inadäquaten Veranschaulichungssurrogaten wie Verschwommenheit usw. ab, die auch bei numerischen Gegenständen vorkommen können, so stehen wir vor folgender Sachlage: Bei Variation der numerischen Qualität gleicher Gegenstände bald durch Vervielfältigung, bald durch Verringerung bleibt doch etwas von all diesem Entstehen und Vergehen von Einzelgegenständen unberührt. Wir können dann bildlich wieder von einer Variationsachse reden. Blenden wir nun all das Wechselnde im Variationsgeschehen ab, so bleibt etwas Beharrendes neben der Achse zurück. Im Vorübertreiben all der verschiedenen Einzelgegenstände wird die Idee für sich sichtbar als das, was sich „neben“ allem Wechsel ständig erhält, während alles Numerisch-Einzelne sich unaufhörlich mehrt und mindert. Die anumerische Idee leuchtet so als das allem numerischen Geschehen gegenüber Indifferente aus diesem hervor. Wir können also von Einzelgegenständen her jederzeit Ideen auf Grund der Anzahligkeitsvariation von Gleichem entwerfen.

Wie gelangen also hier in einem eigentümlichen Anschauungsakt zur „Schau“ von Ideen. Dieser ist gegründet auf Einzelanschauungsakte niederer Stufe, die selbst aber wohlgemerkt nicht notwendig

sinnlicher Natur sind; man denke an die Anschauungsakte einzelner Funktionsgebilde, deren Idee erfaßt werden soll. Gleichsam auf dem Rücken dieser Einzelanschauungsakte wird dann die Idee selbst sichtbar. Die Idee-Entwurfung ist also in Einzelanschauungen unterbau-fundiert (vgl. S. 55). Das schließt aber nicht aus, daß wir die Ideen schließlich selbst leibhaftig sehen. Es ist sogar prinzipiell möglich, daß wir sie ihrem ganzen Umfang nach adäquat erfassen können, da sie ohne jede Täuschungsgefahr in einem einzigen Griff voll von uns erfaßbar sind; das gilt natürlich nur nach der anumerisch-formalen Seite der Idee, nicht nach der inhaltlichen (vgl. die Konstitution der Komplexeideen im Bewußtsein [§ 35]).

Diese Charakterisierung des Ideeanschauungs- und Idee-Entwurfungsaktes steht zum Teil in ausgesprochenem Gegensatz zu bisher geäußerten Theorien. Im Verhältnis zu Husserl liegt indessen, wie ich glaube, weniger eine sachliche Meinungsverschiedenheit vor, als eine Weiterverfolgung der von ihm vertretenen Gedanken. Zwei Motive spielen bei ihm für die Charakterisierung des Ideationsaktes (damit wird gleichzeitig „Abstraktion“ [Entwurfung] und Schau der Idee bezeichnet) eine Rolle. Einmal wird darauf hingewiesen, daß wir Ideen nur auf Grund der Wahrnehmung von Einzelgegenständen durch entsprechende Blickwendung zu Gesicht bekommen. Und ferner wird gesagt, daß der Akt der Ideation kein gewöhnlicher sinnlicher Anschauungsakt sei, sondern ein kategorialer (6. Log. Untersuchung § 52). In beidem scheinen mir richtige Hinweise zu liegen, sie reichen aber nicht aus, um die fraglichen Phänomene klar zu umreißen und zur Selbstgegebenheit zu bringen. Zwar die Ideenschau selbst kann unfundiert und direkt erfolgen. Doch ist der Akt der Idee-Entwurfung, der Zugang zur Idee, notwendig in Einzelanschauung fundiert. Aber damit allein ist noch nicht viel gesagt. Es gibt, wie wir schon früher sahen, sehr verschiedene Fundierungen. Es fehlt bei Husserl die *differentia specifica*, die uns angibt, in welcher Richtung wir vom Fundierenden fortzuschreiten haben, um zum Fundierten zu kommen. Unter diesem Gesichtspunkt bringt auch der Ausdruck „ideierende Abstraktion“ noch keinen Aufschluß. Es fragt sich eben, wie die „Abstraktion“ beschaffen sein muß, die zur Idee führt. Hier wird die anschauliche Bekanntschaft mit der Idee bereits vorausgesetzt. Sie wird zwar klar von allen verwandten Gegenständen unterschieden, aber es fehlt noch die positive Beschreibung, die eindeutig zu ihr hinführt und sie selbst leibhaftig vor Augen stellt.

Die zweite Charakterisierung des Ideeanschauungsaktes als eines kategorialen steht gleichfalls zu unseren Ergebnissen nicht in Wider-

spruch. Nur daß das Wesen des Kategorialen, wie mir scheint, dabei noch nicht genügend geklärt ist. Versteht man unter „kategorial“ einfach soviel wie unsinnlich, so ist damit nur etwas Negatives gesagt. Die wesentliche Bedeutung des Kategorialen ist offenbar die, daß das schließlich anschaulich Gegebene nicht unmittelbar sinnlich gegeben ist, sondern wesensmäßig uns erst auf Grund vorangegangener umformender Denkoperationen zu Gesicht kommen kann. Der „Stoff“ ist letztlich immer ein anschaulicher, d. h. in schlichter Anschauung urgegebener. Das kategoriale Denken kann nichts tun, als ihn in bestimmten Richtungen umzugestalten. Was sich dabei ergibt, wird, anschließend an die kategoriale Umformung, in einem schlichten rezeptiven Anschauungsakt wahrnehmend erfaßt. Nur die Herkunft der am Ende wahrgenommenen Idee ist also eine eigentümliche, nicht ausschließlich anschauliche, sondern „kategorial“ denkmäßig vermittelte; sie selbst wird immer nur durch Anschauung selbst-leibhaftig gesehen. Es ist deshalb mindestens gefährlich, die Ideenschau selbst kategorial zu nennen. Zudem führt ein derartiger Ausdruck leicht dazu, daß Anschauungen, die insbesondere in der Aristotelischen und Kantischen Philosophie mit diesem Terminus verbunden worden sind, auf Phänomene übertragen werden, bei denen sie, wie hier, keine legitime Stelle haben. Wenn daher für die unsinnliche Anschauung eine besondere positive Bezeichnung erforderlich ist, so möchte ich dafür den Ausdruck „denkbegründete Anschauung“ in Vorschlag bringen. Was dabei unter Denken verstanden wird, das kann erst im folgenden Paragraphen erläutert werden.

Husserl spricht in diesem Zusammenhang auch von einem ideierenden Herausschauen der Idee aus den Einzelgegenständen. Das darf jedenfalls nicht so verstanden werden, als ob die Idee als etwas ursprünglich in diesen Enthaltene aus ihnen herausgelöst, herauspräpariert würde. Es bedarf vielmehr einer Art von Totaltransformation des Einzelgegenstandes, um ihn zu entnumerisieren, von ihm aus eine Idee zu entwerfen. Dabei wird dann aus dem Materialgehalt des Einzelgegenstandes heraus gleichsam der Innenbestand der Idee ideell projiziert (vgl. S. 111). Alle Vereinzeltetheit der numerischen Gegenstände muß dazu gleichsam entwertet, außer Kraft gesetzt werden. Das, was dabei entsteht, verliert so jeden Zusammenhang mit der Welt der Einzelgegenstände. Es springt aus ihr heraus, scheint in eine andere Ordnung überzutreten.

Das alles sind freilich nur sehr indirekte Hinweise. Sie zeigen jedenfalls, daß es sich um keine eigentliche Herstellung der Idee aus Einzelem handeln kann. Vielmehr sind es nur Wege, die zur Idee

hinführen, ihn freimachen. Die Idee ist eben kein reines Denkprodukt, sondern etwas lediglich Denkbegründetes, zu dem man zwar nur auf Grund denkender Akte gelangt, das aber nicht „erdacht“ wird, sondern sich nun unmittelbar als von sich aus Fertiges gibt. Das ist also der wahre Sinn der Abstraktion der Idee aus Einzelnem oder der „Ideation“. — Daß damit nicht der einzige Weg beschrieben ist, auf dem wir zu Ideen gelangen können und vor allem faktisch gelangen (besonders bei Berücksichtigung der Ideesurrogate), braucht nicht eigens hervorgehoben zu werden, wird aber im folgenden Paragraphen ohnehin noch deutlich zutage treten.

§ 23. Die inadäquaten Gegebenheitsarten der Idee.

Der Einwand, der gegenüber der vorangehenden Charakterisierung nicht nur der adäquaten Ideeversanschaulichung, sondern auch der Idee selbst vor allem zu erwarten ist, wird der sein: All das stimmt doch gar nicht mit den Akten überein, in denen wir Ideen tatsächlich kennenlernen. Es ist eine neuartige Konstruktion, eine Fälschung der ursprünglichen Aktphänomene.

Dieser Einwand wäre sicher nicht grundlos, aber er wäre darum noch lange nicht hinreichend begründet. In der Tat, es mag zutreffen, daß der von uns beschriebene Schauensakt von der Mehrzahl der Menschen niemals vollzogen wird, daß sie sich stets mit vorläufigen inadäquaten Gegebenheitsarten begnügen, in denen sich die Ideen niemals unmittelbar und von allen Zutaten befreit selbstleibhaftig gibt. Mit diesen inadäquaten Akten stimmt dann unsere Beschreibung in der Tat nicht überein. Deshalb wurde auch eine tunlichst genaue Anweisung gegeben, die den Zugang zu diesem vom Alltagsleben übersprungenen, sozusagen eliminierten Akt erleichtern sollte. Es ist eben nicht so, daß sich Phänomenologie immer nur mit längst bekannten und lediglich achtlos beiseite geschobenen Phänomenen zu begnügen hat. Es gibt auch für sie absolutes Neuland, das sie zu erforschen, in das sie einzuführen hat. Zu dieser Führungsaufgabe gehört es auch, Verwechslungen mit anderen bekannten Phänomenen nach Möglichkeit auszuschließen. Nur zu diesem Zweck sollen im Folgenden kurz die wichtigsten inadäquaten Gegebenheitsweisen von Ideen aufgezählt und andeutungsweise beschrieben werden. Es werden sich von da aus auch einige naheliegende und häufig auftretende Mißverständnisse aufhellen.

Beachten wir zunächst die Akte, in denen wir im alltäglichen Leben meist auf Ideen gerichtet sind, etwa wenn wir dem Sach-

verhalt zugewendet sind, daß Grün eine Farbe, Schwefel ein Metalloid ist. Gegenständlich ist uns dabei von den Ideen eigentlich gar nichts bestimmt Beschreibbares gegeben, wir sind nur auf sie hin gerichtet, wir meinen sie unanschaulich, wie man in der Phänomenologie sagt. Dabei handelt es sich keineswegs um ein verständnisloses Aussprechen von Worten, wie wenn wir einen Text einer uns unbekannt Sprache lesen. Vielmehr wissen wir auch hier ganz genau, was wir meinen. Daran wird dadurch nichts geändert, daß wir oft böse Enttäuschungen erleben, wenn wir uns oder anderen Rechenschaft über das Gemeinte geben wollen. Wir glaubten dann eben nur es zu wissen — das gehört notwendig mit zum unanschaulichen Meinen — ohne daß das wirklich der Fall war. Es besteht eben phänomenologisch gesehen doch noch ein Unterschied zwischen einem Papagei und einem gedankenlosen Phrasendrescher. In dieser Einstellung des „Schon-Wissenden“ befinden wir uns meist den Ideen gegenüber, schon aus denkökonomischen Gründen. Das Wesentliche am Akt des unanschaulichen Meinens ist jedenfalls dies, daß der gemeinte Gegenstand ersetzt wird durch einen Unterakt des vermeintlichen „Wissens um“, aus dem der eigentliche Gegenstand jederzeit entnehmbar ist, auf den man zurückkommen kann und auf den das pointierende „Meinen“ vorläufig Bezug nimmt als die Quelle, von der aus der vorderhand noch gänzlich leere und überall gleiche Gegenstand inhaltlich „ausgefüllt“ und ausgebaut werden kann.

Von hier aus werden wir es nun begreifen, wie vielfach die Ansicht auftauchen konnte, daß Ideen niemals erschaut, sondern immer nur unanschaulich gemeint würden. Das lag nicht nur an einer verschiedenen Auffassung der Bedeutungskreise von Anschauung und Meinung. Um hier jedes Mißverständnis auszuschließen, sei noch einmal festgelegt, daß unter Anschauung jeder kognitive, schlicht aufnehmende Akt verstanden werden soll, in dem sich ein Gegenstand gleichviel welcher Art in seiner ganzen Fülle gibt, sei es selbst leibhaftig (in der Wahrnehmung) oder nur „im Bilde“, sei es unmittelbar oder nur auf Grund vorangegangener Denkbearbeitung. All diese Gegebenheitsarten erklärte die Theorie, nach der Ideen nur gemeint werden könnten, bei diesen für unmöglich. Man orientierte sich dabei offenbar einseitig an dem oben geschilderten surrogativen Akt.

Es wird nicht unangebracht sein, wenn wir uns an dieser Stelle grundsätzliche Klarheit über das Wesen des Meinens zu verschaffen suchen. Man muß sich zunächst davor hüten, den Ausdruck „Meinen“ hier im sprachüblichen Sinne zu verstehen. In erster Linie denkt man da an das Für-wahr-halten eines Sachverhalts (etwas von etwas

meinen, vermeinen eines Sachverhalts mit Bezug auf einen Gegenstand). Aber weder an dies, die bloße „Doxa“, das mehr oder weniger überzeugte unzureichend begründete theoretische Glauben, wird hier gedacht; noch an die andere sprachübliche Bedeutung, die des Hindeutens auf einen Einzelgegenstand oder einen Sachverhalt in Wendungen wie: „Dieses Buch war es, das ich meinte.“ Das Meinen im ersten Sinne ist ein eigentümlicher kognitiver Akt, der sich nur auf Sachverhalte und deren Bestehen beziehen kann, das Meinen im zweiten Sinne ist dagegen kein im eigentlichen Sinne kognitiver, sondern ein zentrifugaler geistiger Akt, der nicht auf hinnehmende Erkenntnis zielt, sondern auf geistige Gestaltung, Heraushebung gegebener Gegenstände aus unserer intentionalen gegebenen Welt als Thema kognitiver Meinungen über sie oder praktischer Betätigungen an ihnen (vgl. Reinach, Ges. Schriften, Halle 1921, S. 67 oben). Was dagegen in spezifisch phänomenologischem Zusammenhang unter Meinen verstanden wird, das ist grundsätzlich hiervon verschieden, obgleich es durchaus noch nicht eindeutig festgelegt ist¹⁾. Auch für Reinach ist zwar das Meinen ein zeitlich punktueller Akt der Spontaneität, ein Abzielen wie das pointierende Meinen (S. 67). Charakteristisch ist aber für das neue Meinen, daß es wesensmäßig für sich selbständig bestehen kann (wenn auch nicht bestehen muß), ohne daß ein Gegenstand präsent wäre, auf den es bezogen ist, während jenes bloße Pointieren nur gegenüber bereits Präsentem einen Sinn hat. Meinungsverschiedenheit besteht darüber, ob solches Meinen nur beim verstehenden Aussprechen von Namen vorkommen kann (vgl. Reinach S. 66, 76) oder auch ohne sprachliche Unterlage.

Ich halte die hier gebotene Beschreibung des Wesens von Meinen weder für klar noch für richtig. Vor allem: Es trifft gewiß zu, daß im Meinen ein pointierendes Abzielen auf ein nicht anschaulich Gegebenes vorliegt. Aber das Meinen soll zugleich ein erster kognitiver, verstehender Akt sein. Wie ist das möglich, wenn hier überhaupt nichts Gegenständliches vor mir steht? Und ferner: Ich kann nicht auf etwas abzielen, wenn mir nicht dies Etwas als Ziel irgendwie gegeben ist. Sonst ziele ich in Wahrheit nicht ab, sondern schieße ins Blaue. Insofern ist das Meinen eines Nicht-Präsenten ein Ding der Unmöglichkeit. Gewiß, dieses Etwas kann selbst noch völlig unanschaulich sein, es braucht auf der noematischen Seite nicht mehr als

1) Vgl. hierzu die oft stark abweichenden Formulierungen von Husserl, Reinach, Ritzel (Jahrbuch für Philosophie und phän. Forschung, Bd. III [1916]). Pfänder versteht in der „Phänomenologie des Wollens“ (S. 23) unter Meinen einfach Vorstellen eines Nichtgegenwärtigen, das als solches völlig anschaulich bleiben kann.

das überall gleiche Schema eines Meinungspols vorhanden zu sein. Aber sofern ich überhaupt weiß, welcher Gegenstand dabei gemeint wird, gehört zum unanschaulichen Meinen außer dem pointierenden Meinen mindestens noch auf der noetischen Seite das Bewußtsein des „Schon-Wissens, was gemeint ist“, des „sich jederzeit den Gegenstand in seiner Fülle Veranschaulichen-Könnens“. Es macht keinen Unterschied, ob als noematischer Zusatz noch ein Wort als Grundlage des Veranschaulichen-Könnens hinzutritt. In jedem Falle setzt alles sinnvolle Meinen ein vermeintliches anschauliches Kennen des gemeinten Gegenstandes voraus und ist auf dieses intentional bezogen. Am angemessensten würden wir hier von unanschaulichem Bezogen-sein auf etwas, einem Meinen von unveranschaulichten Gegenständen sprechen.

Mag es also auch ein Meinen von Ideen geben, es setzt selbst seinem Wesen nach mögliche Anschauung von ihnen voraus, die diesem Meinen überhaupt erst „Sinn“ gibt. Meinen kann also nicht die einzige Gegebenheitsart von Ideen sein.

Mit der hier kritisierten Theorie steht eine andere weitverbreitete in nahem Zusammenhang, die behauptet, Ideen bzw. Begriffe (der etwaige Unterschied beider Gebilde ist für diese Frage ohne Bedeutung) würden nicht angeschaut, sondern *gedacht*. Ritzel faßt etwa das Meinen geradezu als eine Unterart des Denkens auf. Es handelt sich dabei letztlich um eine historisch ungemein fest verwurzelte Theorie, die Denken und Anschauung als zwei einander gleichwertige kognitive Akte gegeneinander ausspielt. „Was nicht sinnlich anschaulich ist, wird gedacht“; das ist das stillschweigende Vorurteil, das all dem zugrunde liegt. Von hier aus hat man insbesondere gegen die Phänomenologie immer wieder Angriffe gerichtet, vor allem dagegen, daß sie Ideen und „Wesen“ zu schauen behauptete. Die Bedeutung dieses Vorurteils mag es rechtfertigen, wenn im folgenden das Denken einer etwas ausführlicheren, wenn auch nur grundsätzlichen Untersuchung unterzogen wird. Diese Angriffe haben zum großen Teil ihre Wurzel in der mangelnden Klarheit über das Wesen des Denkens, trotz aller Logik als Denklehre und aller Psychologie des Denkens. Daran schließt sich naturgemäß eine weitgehende Unklarheit in der Terminologie. Aber statt mit Wortstreitereien und Definitionskritik zu beginnen, die sicher ein gut Teil der ganzen Polemik gegen die Phänomenologie als gegenstandslos erweisen könnten, halte ich es für richtiger, erst einmal das Phänomen ins Auge zu fassen, das von der Sprache mit dem Wort Denken belegt wird, und sein Wesen so weit zu ergründen, als das zur Beant-

wortung der Frage erforderlich ist, ob Ideen „gedacht“ werden können.

Dabei seien von vornherein alle diejenigen Bedeutungen ausgeschlossen, die sich auf andersartige und mit dem eigentlichen Denken unzusammenhängende Phänomene beziehen. So das statische „Denken an“, das im wesentlichen ein anschaulich erinnerndes Vorstellen ist; dabei versenke ich mich in eine vorgestellte Situation, ohne irgendwelche echten Gedanken zu haben. Überhaupt ist die Sprache gerade mit den Bedeutungen des Wortes Denken auffallend lax. Man kann Denken und Vorstellen geradezu promiscue gebrauchen; „das habe ich mir nur so gedacht“. In diesem weitesten Sinne steht es auch für Vermuten, Annehmen usw. Dies Denken bildet nicht mehr den Gegensatz zur Anschauung, sondern allenfalls zur Wahrnehmung. — Mit dem eigentlichen Denken hat all das nichts zu tun. Hier handelt es sich um das Denken von Gedanken über etwas, das Durchdenken, Überdenken (= Überlegen), Bedenken, auch Erdenken von etwas.

Was ist nun das Wesentliche an diesem Denken? Es ist zunächst seinem Wesen nach kein punktueller Akt, sondern ein sich zeitlich erstreckender Vorgang. Es ist aber auch kein statisch gleichförmiges Erlebnis, wie eine Wahrnehmung, eine Freude über etwas, sondern eine fortschreitende Tätigkeit, ein dynamischer Prozeß, kurz eine Handlung. Infolgedessen müssen ihm auch all die Bestimmtheiten zukommen, die zum Wesen der Handlung überhaupt gehören.

Jede Handlung geht von einem gegebenen Anfangsstadium aus, um von ihm zu etwas Neuem fortzuschreiten. Dies Fortschreiten kann natürlich sehr verschiedener Art sein. Es kann z. B. in einem bloßen Suchen bestehen, etwa wenn ich nach der Ursache suche, die eine bestimmte Erscheinung erklären soll, oder nach dem Gesetz, das dem zugrunde liegt. Dem suchenden Denken entspricht als Abschluß das Finden, das für gewisse Fälle glücklich mit „Einfall“ bezeichnet wird. Denn sein Resultat steht nur teilweise in unserer Macht. So ist erklärlich, daß man das Denken gelegentlich als rein automatisches, passives Geschehen am Ich auffassen wollte. Gerechtfertigt ist das freilich vom phänomenologischen Standpunkt sicher nicht. Es geht entschieden zu weit, wenn man auch nur das suchende Denken mit der Formel: „Es denkt in mir“ hat adäquat zum Ausdruck bringen wollen. Nicht nur, daß der Einfall auch hier von vorangehendem Denken abhängig ist, — es sei denn, es handelt sich um einen plötzlichen „unmotivierten“ Einfall, der nichts mit Denken zu tun hat —

der Einfall ist auch niemals das Denken selbst, sondern nur sein Abschluß. Mein Denken ist um nichts weniger Denken, wenn mir schließlich nichts einfällt, sondern ich nur fruchtlos kombiniere. Gegenstandsregionen durchwandert, verglichen usw. habe. Der Einfall selbst ist gar kein Denken mehr, so sehr auch das Denken auf ihn hindrängt. Zudem gibt es sicher Fälle, wo wir schließlich unter großer Mühe etwas finden, ohne daß dabei ein „Einfall“, ein plötzliches und weit antizipierendes Aufleuchten der Lösung vorangegangen wäre.

In direktem Gegensatz zu diesem suchenden Denken steht das **s c h a f f e n d e** Denken (Erdenken), das konstruktiv aus gegebenem oder ad hoc erdachten Material (z. B. bei Vervielfältigung) neue Gegenstände und Sachverhalte formt und entwirft, sei es unter Zerstörung, sei es unter „Aufhebung“ des Ausgangsmaterials im Endprodukt. Hierher gehören alle geistigen Gestaltungsakte, z. B. das Rechnen, ja selbst die produktive Phantasie, sofern sie gänzlich Neues erfindet (man denke an den Erfinder im Unterschied zum Entdecker); nur daß sie oft in einer Weise ungebunden verläuft, und dabei auf rein Anschauliches beschränkt bleibt, wie es dem streng sachlichen, „abstrakten“ Denken nicht eigen ist.

Beim schaffenden produktiven Denken kann der Abschluß kein rezeptives Finden oder gar ein Einfall sein. Hier wird das Denkergebnis Schritt für Schritt schöpferisch geformt. Wohl kann unsere konstruktive Arbeit schließlich scheitern, weil uns die Natur der Sache unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt oder aus subjektivem Unvermögen. Aber alles, was wir aufbauen, ist doch ganz unser eigenes Werk. Natürlich gibt es Fälle, wo die richtige Lösung einer mathematischen Aufgabe von einem glücklichen Einfall abhängt oder wesentlich gefördert wird. Dann liegt indessen meist schon eine Zwischenart von suchendem und schaffendem Denken vor. Besonders ist das dann der Fall, wenn zu einem gegebenen Gegenstand eine noch nicht bestehende, erst zu schaffende Ergänzung gesucht wird, an die bestimmte Anforderungen gestellt werden. Hierher gehört in gewissem Sinne auch das Schließen und Urteilen (Urteil bilden), die zusammen mit dem rein schaffenden Begriffsbilden häufig als einzige Fälle des Denkens angeführt werden. — Zum rein schaffenden Denken gehört auch das **s e t z e n d e** Denken, das sich etwa bei Fiktionen, noch ausgeprägter bei juridischen Akten findet, die eine Verbindlichsetzung, eine Rechtsveränderung oder -schaffung zum Inhalt haben, etwa einer Vertragsschließung, einer Eigentumsübertragung, einer Vereinsbegründung.

Hier kämen noch eine Menge von Zwischenformen in Betracht, vor allem das kombinierende Denken, das in der Form des Aufeinanderbeziehens, des Vergleichens, des Ordnen usw. neue Beziehungen zwischen gegebenem Material herstellt. Auf Vollständigkeit kann es bei dieser Aufzählung nicht ankommen. Von Bedeutung ist für uns noch eine dem schaffenden Denken verwandte Art, die man am besten als *ö f f n e n d e s D e n k e n* bezeichnet. Die Denktätigkeit wird hier unmittelbar nicht am Denkgegenstand, sondern am eigenen Ich geübt; sie ist reflexiv. Sie bahnt den Erkenntnissen in uns den Weg. Gleichzeitig mit der Öffnung und Offenhaltung strömt dann meist Erkenntnis herein. Aktiver und passiver Prozeß verlaufen also gleichzeitig; doch sind sie zu unterscheiden.

Hier liegt wohl vor allem die Wurzel der Verwechslung von Denken und Erkennen. Denken ist aber kein Erkennen. Das dürfte nach dem Vorangegangenen klar sein. Es wäre aber auch unrichtig, das Denken als den Inbegriff der erkenntniszieligen Akte des Ich zu definieren, wie das häufig geschieht. Das Denken braucht nicht notwendig Erkenntnisziele zu haben. Der Denkvollzug kann auch auf Kombination, Ordnung, Verteilung, Vervielfältigung, Zerteilung usw. gerichtet sein und dabei rein praktische Ziele verfolgen. Zu eng ist es auch, im Denken ein bloßes aktives Ordnen zu sehen (Bäumker, *Anschauung und Denken*³ S. 163). Auch im Suchen, Setzen, Teilen, ja selbst im planmäßigen Verwirren liegt ein Denken. Ohne in dieser provisorischen Skizze eine erschöpfende Begründung dafür geben zu können, würde ich die Bestimmung des Denkens als *m e t h o d i s c h e g e i s t i g e B e t ä t i g u n g m i t B e z u g a u f i n t e n t i o n a l e G e g e n s t ä n d e* für die sachentsprechendste halten.

Worauf es indessen hier vor allem ankommt und was wohl ausreichend klar geworden sein dürfte, ist dies: Denken ist ein Übergangsakt, von einem Ausgangsakt zu einem Abschlußakt führend, in den es einmündet. Der Ausgangsakt ist ein kognitiver Akt. In ihm muß erstens das Material erkannt sein, an dem sich das Denken betätigen soll. Es muß ferner die Aufgabe erfaßt sein, die dem Denken gestellt ist, es sei denn, es handle sich um ein willkürliches spiele- risches Denken, das aber dann kaum noch den Namen Denken verdient. Für diese Aufgabe sucht nun das eigentliche Denken eine Lösung. Es produziert, kombiniert, variiert, vergleicht usw., aber in dieser Tätigkeit ist nichts Kognitives, nichts von Rezeptivität und Erkenntnis. Für sich isoliert genommen ist das eigentliche Denken völlig blind wie alles Tun, sieht und erkennt nichts. Wohl ist das Denken von vornherein in einen anschauungsdurchsetzten Gesamt-

prozeß eingestellt und auf abschließende Anschauung hin orientiert. Dem Denken läuft daher normaler Weise stets ein kontrollierendes Erkennen parallel. Bei komplizierteren Aufgaben halten wir immer wieder im Denken inne, stellen uns dem Erarbeiteten rein rezeptiv anschauend und kritisch prüfend gegenüber. Man kann das alles natürlich mit dem Namen Denken zusammenbegreifen. Aber das ändert nichts daran, daß das eigentliche Denkhandeln selbst niemals ein Erkennen oder rezeptives Anschauen ist und daher niemals irgendwelche Gegenstände, nicht einmal erdachte oder unsinnliche, unmittelbar zur erkenntnismäßigen Gegebenheit bringt. Das vermag erst der abschließende rezeptive Anschauungsakt, in dem das Resultat der Denktätigkeit fertig vor uns steht. De facto brauchen diese verschiedenen Akte natürlich nicht immer zeitlich aufeinander zu folgen, obgleich das häufig vorkommt. Prinzipiell aber ist das Denken immer bereits zu Ende in dem Augenblick, wo die Lösung der Aufgabe vor uns steht. Das Denkergebnis wird nicht gedacht, sondern rezeptiv aufgefaßt und erkannt. Ihm ist es, für sich betrachtet, nicht anzusehen, ob es uns unvermittelt eingefallen, überliefert oder ob es durch Denken gefunden ist. Das Denken gehört zur Geschichte seiner Verwirklichung, in der Gegenwart des rezeptiven Anschauungsaktes ist es nicht mehr aufweisbar.

Es können also hiernach niemals Denkakte sein, in denen uns ein Gegenstand erkenntnismäßig gegeben ist. Es mag richtig sein, daß gewisse Gegenstände erst durch Denken anschauungs- und erkenntnisreif werden, etwa durch Variieren, Isolieren usw. Aber das ist darum selbst noch kein Erkennen, sondern nur eine Voraussetzung dafür. So ist es aus dem Wesen des Denkens heraus unmöglich, daß wir Begriffe oder Ideen im Denken erkennen. Zur adäquaten Erfassung der Ideen ist also, sofern das schlichte Anschauen dazu nicht ausreicht, ein besonderer vom Denken verschiedener kognitiver Akt erforderlich.

Auch auf anderem Wege kann das gezeigt werden. Was ist überhaupt möglicher Gegenstand für das Denken? Die Frage ist hier nicht erschöpfend zu beantworten; das würde zu weit von unserem eigentlichen Ziel abführen. Negativ können wir aber jedenfalls feststellen: Inhalt des Denkens kann nicht einfach ein Gegenstand für sich sein, z. B. ein Quadrat. Allenfalls kann ich ihn schaffend erdenken. Aber vor mir haben kann ich ihn nur in statischer Vorstellung, nicht in fortschreitenden Denkakten. Denken kann ich nur Gedanken über einen Gegenstand. Dann ist er Thema, aber nicht alleiniger Inhalt unserer um ihn kreisenden Gedanken. Was hier mit Gedanken gemeint ist, wie es mit der Denkbarkeit von Sachverhalten usw. steht,

das alles muß und kann hier offenbleiben. Es ist aber jedenfalls auch aus diesem Grunde ausgeschlossen, Ideen, die ja gleichfalls Gegenstände sind, zu denken und denkend zu erfassen.

Im Grunde steckt hinter der Behauptung, daß Ideen nur gedacht, nicht erschaut werden können, immer noch ein Rudiment des Sensualismus und Positivismus. Man will von Schau nur da sprechen, wo sinnliche oder sinnlichkeitsanaloge Anschaulichkeit in Frage kommt. Daß es auch andere als sinnenmäßig gegebene Gegenstände gibt, hat man zwar erkannt. Aber man will noch nicht sehen, daß ihnen auch besondere Anschauungsakte entsprechen müssen. So wählt man mehr aus Verlegenheit als aus positiver Erkenntnis heraus für den Erfassungsakt der Idee den ungeklärten Ausdruck „Denken“. Hier von Anschauung zu sprechen ist um so weniger bedenklich, als man auch von der Anschaulichkeit von Tönen, Gerüchen Gefühlen usw. redet. Die Besonderheit des Ideeanschauungsaktes wird zudem durch den Ausdruck Schau oder Erschauung angezeigt.

Man wird vielleicht in den obigen Ausführungen über Anschauung und Denken wieder nur eine terminologische Umprägung sehen. Solche Umprägungen stehen jedermann frei, er hat nur die wissenschaftliche Pflicht, fremde Terminologien dabei sorgfältig zu beachten und nicht durch Verwirrung der Bedeutungen das Bild der Dinge zu verfälschen, ganz abgesehen von der Selbstschädigung, die jede solche Umprägung mit sich führt. Es kommt mir aber auf mehr an, als auf bloße Umgruppierung und Umtaufung der Bedeutungskreise. Terminologische Umprägung ist überall da sachlich geboten, wo ohne sie eine Verwischung der Phänomene eintritt. So schien es mir im vorliegenden Fall zu liegen. Die vage Unklarheit der Bedeutungssphäre des Wortes Denken und die Ungeklärtheit des damit Gemeinten hat nicht nur in erkenntnistheoretischem Zusammenhang die größten Verwirrungen hervorgerufen. Hier sei nur an die Cohen-Natorpschen Ansichten über das Denken, seine Gleichsetzung mit dem Erkennen usw. erinnert.

Das Denken ist also weder eine adäquate noch eine inadäquate Gegebenheitsart der Idee, mag es auch ihre Selbstgegebenheit vorbereiten und vermitteln. Es steht also auch hinter dem unanschaulichen Meinen der Idee zurück.

Daneben gibt es aber nun noch andere inadäquate Gegebenheitsarten der Idee. Von unanschaulichen Meinen führen kontinuierliche Übergänge zur adäquaten Veranschaulichung hinüber. Alle möglichen symbolischen Veranschaulichungsgebilde, Surrogate und Vorläufer der Idee spielen dabei eine Rolle. Sie sind dieser mehr oder weniger

angenähert. Einige ausgezeichnete Beispiele seien hier erwähnt. Dabei sei noch einmal betont, daß an dieser Stelle die inhaltliche Seite der Idee und ihre mehr oder minder adäquate Gegebenheitsweise noch gar nicht in Rede steht.

Eine besonders große Rolle übernehmen bei der inadäquaten Veranschaulichung der Ideen konkret-individuelle Gegenstände. Ein Geometer etwa, der schwierigere Untersuchungen durchzuführen hat, wird dabei meist figürliche Darstellungen auf dem Papier zu Hilfe nehmen. Er weiß ganz genau, daß diese individuelle Figur auf dem Papierblatt nicht der eigentliche Gegenstand seiner Forschung ist, wenn sie diesem auch in den meisten Zügen entspricht. Sie „repräsentiert“, vertritt ihm nur die wahre Parabel, den Ikosaeder usw., über die er Erkenntnisse zu gewinnen sucht. Er weiß: Ich muß bei dieser Figur ihre Realität, ihre Individualität, ihre Numerität außer Betracht lassen, um zum eigentlichen Untersuchungsgegenstand, zu der Parabel, zu dem Ikosaeder selbst zurückzugelangen. Dieses Forderungsbewußtsein färbt dann in eigentümlicher Weise den Akt der repräsentativen Gegebenheit. Die individuelle Figur auf dem Papierblatt wird nicht als bloßes Individuum betrachtet, als wäre sie alleiniger Untersuchungsgegenstand, sondern sie ist hier nur Exemplar der Idee. Ihr hängt gleichsam der Index an: „Nicht für sich als endgültig anzusehen“, „auf die Idee umzutransponieren!“ Das ist der Charakter jener von Husserl immer wieder hervorgehobenen indirekten Ideewahrnehmung auf Grund der Wahrnehmung von Einzelgegenständen.

Noch andere Formen inadäquater Ideegegebenheit wären zu nennen. Die Phantasie ist bekanntlich ein besonders wichtiges Hilfsmittel eidetischer Forschung überhaupt und der Ideenforschung im besonderen. Phantasiertes kann deshalb bei der Veranschaulichung von Ideen dieselbe Rolle spielen, wie repräsentative reale Einzelgegenstände. Als solche Surrogate kommen ferner die verschiedensten Formen vager und unscharfer Vorstellungsbilder in Betracht. Das hat verschiedentlich zu dem bereits widerlegten Irrtum geführt, Verschwommenheit überhaupt sei das konstitutive Wesensprinzip der Idee (vgl. S. 106 f.). Man hatte hier das Uneigentliche, den bloßen Surrogatcharakter der „Idebilder“ übersehen.

Analoges findet sich übrigens auf den verschiedensten Gebieten. Operationen an Bildern, graphischen Schemata finden von der Technik bis zur Logik zur Verdeutlichung und Vereinfachung Verwendung. Aber auch hier sind die Schemata usw. nicht der eigentliche Untersuchungsgegenstand. Dieser wird nur durch sie hindurch indirekt veranschaulicht. Er steht hier nicht selbst vor uns, sondern nur „im Bilde“ repräsentiert.

Wir können von hier aus gut begreifen, wie es zu all jenen Theorien über Idee und Begriff kommen konnte, die durch den englischen Empirismus hervorgerufen wurden und deren Unhaltbarkeit durch Husserl in der II. Logischen Untersuchung aufgezeigt worden ist. Wenn man das Spezifische der Idee bald in dem besonderen Aufmerksamkeitsrelief der individuellen Gegenstände, bald in ihrer Vertretungsfunktion für andere individuelle Gegenstände sehen wollte, so hatte man sich, ganz abgesehen von allgemeinen empiristisch-sensualistischen Vorurteilen, einseitig an inadäquaten Gegebenheitsakten orientiert, in denen so etwas in der Tat vorkommen kann. In der Vertretungstheorie erkannte man sogar, daß den unmittelbaren Anschauungsgegenständen hier keine Eigenbedeutung zukommt, sondern daß sie für etwas anderes fungieren. Aber über dieses andere Vertretene selbst ging man in die Irre, weil man die echte Ideeanschauung nicht kannte, bzw. von bestimmten vorgefaßten Theorien befangen, nicht sehen konnte. Man leugnete daher schließlich folgerichtig die Idee selbst und geriet so zu allerlei konstruktiven Theorien, um die Idee in Individuelles umzudeuten. Man setzte an Stelle der Idee Dreieck überhaupt Gegenständlichkeiten wie: „alle Dreiecke“, „jedes (beliebige) Dreieck“ usw., die alle nicht nur von der Idee, sondern auch voneinander evident verschieden sind. Darauf hier des Näheren noch einzugehen, besteht weder Anlaß noch Möglichkeit. Es genügt, in den inadäquaten Gegebenheitsakten der Idee einen der Gründe ihrer empiristischen Verkennung aufgewiesen zu haben.

III. Abschnitt.

Über Elementarideen.

§ 24. Arten der Elementarideen.

Das eigentümliche Wesen der Idee besteht nicht nur in ihrem Ideeitätsprinzip. Ihre Eigenart drückt sich auch in ihrer inneren Struktur, der Aufbauform ihres Inhalts und der Konfiguration ihrer Elemente aus. Wenn diese auch nicht das konstitutive Prinzip der Idee ausmachen, so hat sich eine Untersuchung des gesamten Wesens der Idee dennoch ausführlich auch mit dieser Seite der Ideen zu befassen.

Zwei grundverschiedene Strukturformen fallen hier von vornherein in die Augen: die einfachen oder Elementarideen und die komplexen Ideen. Maßgebend für den Begriff der einfachen Idee ist dabei wieder die Einfachheitsbedeutung, für die wir uns in § 1 ent-

schieden hatten, die der Unteilbarkeit, die (als Grundlage des Unzerlegbar-Einfachen) auch alles Teillose mitumfaßt (vgl. S. 23). Wenn im Folgenden zuerst die Elementarideen behandelt werden, so hat das verschiedene Gründe, die zum Teil erst im IV. Abschnitt ganz verständlich werden können. Es mag richtig sein, daß die Elementarideen ein ebenso spätes und künstliches Produkt sind wie die im ersten Abschnitt behandelten einfachen numerischen Gegenstände. Aber jedenfalls sind es bei den Ideen gerade die zusammengesetzten, die die schwierigeren Strukturprobleme stellen. Die Elementarideen sind so mindestens die erkenntnistmäßig einfacheren Gebilde. Sie sind es deshalb, die die Grundlage der ganzen Strukturlehre der Idee zu bilden haben. — Dazu kommt, daß die Elementaridee bei der Erforschung der Ideen in ihrer Eigenart meist nicht berücksichtigt wurde, ebensowenig wie in der Logik der entsprechende einfache Begriff. Wenn man diesen etwa als Komplex von Merkmalen definierte, so ignorierte man damit die Möglichkeit unzusammengesetzter Begriffe. — Zudem erwies sich ihre Existenz bereits bei der Untersuchung des konstitutiven Prinzips der Idee als zentral bedeutsam. Das mag es auch rechtfertigen, daß ihnen trotz des geringen Umfangs des Gebiets und der darauf bezüglichen Untersuchung in dieser Arbeit sogar ein eigener Abschnitt eingeräumt wird.

Nun läßt sich freilich noch einwenden, so etwas wie einfache Ideen gäbe es überhaupt nicht. In der Tat haben wir in den vorangehenden Abschnitten die Existenz von Elementarideen einfach vorausgesetzt. Um so wichtiger ist es, das Recht dieser Voraussetzung nachträglich zu erweisen.

Das ist jetzt allerdings verhältnismäßig einfach. Wir brauchen uns nur dessen zu erinnern, daß allen numerischen Gegenständen jeweils inhaltlich genau entsprechende niederste Ideen zugeordnet sind. Nun haben wir im ersten Abschnitt bereits mehrere unteilbar-einfache numerische Gegenstände kennen gelernt. Zu ihnen muß es also auch einfache Elementarideen geben.

Die erste Klasse unteilbarer numerischer Gegenstände bildeten die unzerlegbar-einfachen Elementarglieder. Ihnen entsprechen die unzerlegbaren Elementarideen (Elementarglieder-ideen) wie „Raum-überhaupt“, „der Ton c“ usw. — Unzerstückbar-einfache Ideen gibt es natürlich nur im selben Sinne wie unzerstückbare Einzelgegenstände. Einmal zerstückbare Ideen sind deshalb niemals unzerstückbar-einfach. — Auch den unzersetzbar-einfachen numerischen Gegenständen sind jeweils besondere Elementarideen (Elementarmoment-ideen) zugeordnet; derartige Ideen sind etwa „die So-Tonhöhe“, die

„So-Rotnuance“ usw.— Und ebenso, wie es in jeder Art unteilbare Einzelgegenstände gibt (vgl. S. 46 Nr. 1), finden sich auch in jeder Hinsicht unteilbar-einfache Elementarideen, z. B. der Sollcharakter-überhaupt (vgl. S. 81).

In anderer Richtung verläuft der Unterschied absolut-einfacher und relativ-einfacher Elementarideen. Absolut-einfach sind Elementarideen, wenn ihre Einfachheit a priori feststeht, durch keinerlei Erfahrung prinzipiell erschüttert werden kann; relativ-einfach sind sie, wenn ihre Einfachheit nur im Hinblick auf einen gegebenen Bewußtseinsbestand eindeutig bestimmt ist. Relativ unzersetzbar sind etwa für uns die Ideen So-Tonglanz, So-Tonhärte, So-Tonfülle (vgl. S. 40); So-Tonfarbe gilt uns heute nicht mehr als einfach. Relativ-unzerlegbar sind Ideen wie die des Elektrons. Absolut einfach sind dagegen etwa Gleichheit-überhaupt, der Sollcharakter-überhaupt und zwar absolut-unzerlegbar, weil sie als adäquat gegeben auch bei genauerem Zusehen keine neue Gliederung mehr aufweisen können, absolut-unzersetzbar, da a priori zu ihnen keine neuen differenziert-ähnlichen Gegenstände mehr möglich sind. — Mutatis mutandis gilt für die Elementarideen überhaupt alles, was über die entsprechenden Einzelgegenstände gesagt wurde. Alle diese Elementarideen sind Ideen auf der Stufe der niedersten Arten. Sie sind inhaltlich voll bestimmt, wenn sie auch nur Teilen voll bestimmter Einzelgegenstände entsprechen.

Die Frage ist nun, ob es auch auf höherer Stufe noch Elementarideen gibt. Das wird von vielen Seiten behauptet. So ist man etwa der Ansicht, die Idee Farbe sei ebenso einfach wie die Idee So-Grün, die Idee Tonhöhe ebenso einfach wie die Idee Tonhöhe c. Daß dem nicht so sein kann, daß einteilbare Ideen niemals elementar sind, kann abschließend erst im folgenden Abschnitt nachgewiesen werden (S. 175). Schon an dieser Stelle ist aber leicht zu sehen, daß Farbe-überhaupt und So-Grün-überhaupt von ganz verschiedener Struktur sein müssen. Man versuche nur sich beide zu veranschaulichen. Wo bleibt bei der Farbe-überhaupt die eindeutig-einfache Bestimmtheit, die sinnliche Anschaulichkeitsfülle, die sich in der So-Grün-Idee zeigt?

Hering und Ingarden legen in diesem Zusammenhang besonderes Gewicht auf die sogenannten einfachen Wesenheiten als die Grundlagen aller einfachen Ideen wie aller Ideen überhaupt. Solche einfachen Wesenheiten sollen etwa „Röte“ oder „Rothaftigkeit“, „Farbhafte“, „Quadratheit“ sein; sie alle sind angeblich einfach (vgl. Hering, a. a. O. S. 519, 535). — Was es mit diesen Wesenheiten überhaupt auf sich hat, davon wird später (§ 44 S. 229 f.) noch die Rede sein. Doch vermag ich nicht einmal die Einfachheit der von Hering und Ingarden angeführten einfachen Ideen zuzugestehen (vgl. § 1).

§ 25. Die Struktur der Elementarideen.

Schon im vorangehenden Abschnitt war davon die Rede, daß die innere Struktur und Aufbau-konfiguration der Elementarideen keine andere sein kann als die einfacher numerischer Gegenstände. Wo überhaupt keine Mehrheit von Elementen mehr vorhanden ist, da kann es auch keine Konfiguration der Elemente und entsprechend keine Verschiedenartigkeit der Konfiguration mehr geben. Darüber hinaus ergeben sich hieraus für die Elementaridee eine Reihe von wichtigen Folgerungen.

Vergleichen wir das So-Gelb-überhaupt mit einem individuell-numerischen So-Gelbmoment! Sowohl vom einen wie vom anderen sagen wir ohne Bedenken, sie seien gelb oder seien schön. Aber ist das wirklich so unbedenklich? Ein individuelles Gelbmoment kann natürlich gelb oder schön sein. Aber ist auch eine Idee, ein unwirkliches und wesensmäßig nie verwirklichtbares Gebilde gelb oder gar schön? Hat man je eine farbige oder schöne Idee gesehen?

Man kann zur Widerlegung dieser Bedenken auf den analogen Fall in der Phantasiesphäre verweisen. Auch der Herakles des Mythos ist löwenstark, und dem widerspricht es nicht, daß Phantasiertes als solches keine reale Stärke, Schwere usw. haben kann. Diese Bestimmtheiten und ihre Verbundenheit mit ihrem Träger sind eben genau so bloß vorgestellt wie der ganzen Träger selbst.

Nun kann man freilich noch einwenden, zwischen Phantasiegegenständen und Ideen bestehe der grundlegende Unterschied, daß jene prinzipiell stets realisierbar und quasi-real sind, diese Eigentümlichkeit fehle bei den Ideen vollkommen. — Doch ist dieser Unterschied von keiner entscheidenden Bedeutung. Es ist in der Sphäre der Idee ebensogut möglich, schön und gelb verbunden vorzustellen, wie in der der Phantasie. Die eigentümliche Seinsweise der beiden verbundenen Ideen spielt dabei keine Rolle.

Trotzdem bestehen strukturell noch einige Unterschiede zwischen Elementar-Ideen und elementaren Einzelgegenständen. Momente sind z. B. ihrem Wesen nach unselbständig und gegenseitig ergänzungsbedürftig. Zusammengebracht verschmelzen sie deshalb auch sofort zu einer homogenen Einheit. Ob das im gleichen Sinne auch von den Elementarmomentideen gilt, scheint zum mindesten zweifelhaft. Gewiß, auch die Idee Gelb fordert die Idee Ausgedehnt. Beide verweisen auf einander. Aber sie verschmelzen doch nicht zu einer homogenen Einheit wie die entsprechenden Momente. Sie stehen vielmehr in einer gewissen Selbständigkeit nebeneinander, nachdem

sie erst einmal aus der Sphäre des Individuell-Numerischen herausgetreten sind.

Analoges gilt für die Elementar g l i e d ideen. Auch sie liegen nicht in derselben Weise nebeneinander wie die ihnen entsprechenden Einzelgegenstände. Die Idee „positives Elektron“ z. B. liegt nicht neben der Idee „negatives Elektron“, wie ein individuelles positives oder ein negatives Elektron in einem individuellen Atom zusammenliegen, ihre Ideen kreisen nicht umeinander wie die einzelnen Exemplare. Ideen, auch solche gleicher Höhe, stehen überhaupt in anderen Stellungsrelationen zueinander als die entsprechenden Einzelgegenstände. Sie verhalten sich allgemein selbständiger zueinander wie numerische Einzelgegenstände. Diese Ideen scheinen gleichsam jede in einem besonderen Raum zu schweben, den sie restlos erfüllen, so daß nichts außer ihnen darin Platz hat.

Das Gesagte gilt zunächst nur von den einfachen Ideen, die weder zerlegbar noch zerstückbar noch zersetzbar sind. Nun gibt es aber auch Elementarideen, die, bereits zu den eigentlichen Komplexideen überleitend, nur die eine oder andere Einfachheit besitzen, analog den sechs Möglichkeiten (Nr. 2—7) bei den entsprechenden Einzelgegenständen (vgl. S. 46). Davon scheidet allerdings die zerlegbaren Ideen (Nr. 5—7) hier aus, da sie als teilhaltig bereits völlig zur Komplexidee gehören. An sich kann nun die bloße Möglichkeit gedanklicher Teilung nichts für die Innenstruktur der Idee ausmachen. Trotzdem entsteht die Frage, welche Natur die einzelnen künstlich-gedanklichen Teile solcher nur in bestimmter Hinsicht einfacher Ideen haben werden. Sind sie selbst neue Ideen? Dagegen spricht vor allem dies: Durch Teilung, insbesondere durch Zerstückung und Zerlegung von Ideen, erhalten wir häufig mehrere inhaltgleiche Idee-Elemente. Mehrere inhaltgleiche Ideen kann es nun wesensmäßig nicht geben. Die Teilungsprodukte können also in diesem Fall keine Ideen sein. Es geht nun nicht an, die Ideeteile verschieden zu behandeln und die Ideeteile dann für Ideen zu halten, wenn die Teilungsprodukte inhaltlich voneinander verschieden sind; denn die Teilungsprodukte unterscheiden sich in beiden Fällen offenbar nicht wesensmäßig voneinander. Die Idee-Elemente sind also in beiden Fällen keine Ideen. — Aber auch individuell können sie nicht sein (vgl. S. 103 f.). Es bleibt also nichts anderes übrig, als die durch Teilung erhältlichen Elemente der Elementaridee als numerische (ideelle) Einzelgegenstände aufzufassen.

Daraus folgt auch, daß elementare Ideen niemals durch bloße Teilung von Ideen gewonnen werden können. Die so gefundenen

künstlichen Teile der Idee müssen dazu immer erst eigens „ideiert“ werden, es muß zu ihnen erst eine Idee gesucht werden. Umgekehrt können aus demselben Grunde nicht mehrere Ideen zu einer neuen Idee verschmolzen werden — dazu sind sie ja auch zu selbständig, es entstände dabei höchstens ein Ideenaggregat — nur mit ihren numerischen Korrelaten kann so etwas geschehen. Ideen heißen hier nach auch nicht deswegen einfach, weil sie nicht mehr in weitere Ideen zerteilbar sind, sondern weil sie keine Elemente mehr in sich enthalten, aus denen einfachere Ideen ableitbar wären.

Sonst besteht zwischen der lediglich zerstückbaren, der zersetzbaren und der sowohl zerstückbaren wie zersetzbaren Idee einerseits und ihren numerischen Elementen andererseits prinzipiell dasselbe Verhältnis wie zwischen Ganzem und gedanklichen Teilen im allgemeinen. Ihre Konfiguration unterscheidet sich nicht von der der einfachen Einzelgegenstände, von der im ersten Abschnitt ausführlich die Rede war.

§ 26. Die Anschauungsgegebenheit von Elementarideen. Das Eidos.

Es kann nach dem Vorangegangenen nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Elementaridee So-Gelb in demselben Sinne wie das individuelle So-Gelbmoment eines Stückes Schwefel so-gelb ist, nicht nur So-Gelbheit irgendwie unanschaulich in sich enthält oder bezieht. Sie ist ihrer inhaltlichen Seite nach selbst farbig und damit sinnlich anschaulich. Dies unbeschadet dessen, daß sie als Ganzes wesensmäßig in der originären unmittelbaren Sinneswahrnehmung niemals vorkommen kann.

Die inhaltliche Seite der Elementaridee wird, von der sinnlichen Wahrnehmung aus gesehen, in einer eigentümlichen Art von Vorstellung selbst-leibhaftig erfaßt und wahrgenommen. Der Gesamtwahrnehmungsakt der Idee bleibt zwar immer unsinnlich. Dennoch hat in diesem Falle die inhaltliche Seite der Idee die ganze anschauliche Fülle der sinnlichen Wahrnehmung, bei den Elementarideen natürlich einer durch unterbauende Umgestaltungsakte fundierten, modifizierten Wahrnehmung von Unselbständigen (vgl. S. 55).

Bis hierher wäre es noch immer möglich gewesen zu bezweifeln, ob wirklich die Elementaridee selbst einfach ist. Als bloße Idee von Elementarem könnte sie selbst noch ein komplexes Gebilde sein, wie das die mannigfachsten Begriffe von Einfachem zeigen. Dies aber, daß die Elementaridee inhaltlich ein genaues Abbild der einfachen

numerischen Gegenstände ist, zeigt deutlicher als alles andere, daß sie selbst einfach-unteilbar sein muß.

Das griechische Wort Eidos bedeutet bekanntlich ursprünglich soviel wie Aussehen, Gestalt, visuelle Form. Restlose bildmäßige Anschaulichkeit, wie sie insbesondere realen Urgegenständen zukommt, das ist der Kern des mit diesem Wort zum Ausdruck Gebrachten. Das ist es, was nun auch die Elementaridee zeigt und zwar in einer Weise, wie das bei der Idee als solcher, vor allem der Komplexidee, durch das Ideeitätsprinzip der Anumerität durchaus nicht wesensmäßig gefordert ist; das wird im folgenden noch deutlich werden. Natürlich darf man dabei nicht lediglich an äußere oder innere sinnliche Anschauung denken. Auch die Soll-Idee, die Idee des Sollcharakters einzelner Sollensgebilde, ist vollanschaulich genau wie ihre Exemplare. Jede Idee, die in derselben Weise geschlossen-anschauliche Fülle aufweist wie die Elementaridee, soll deshalb die Bezeichnung Eidos (Mehrzahl Eidä [$\epsilon\acute{\iota}\delta\eta$]) tragen¹⁾. Zweck und praktische Bedeutung dieser Terminologie kann erst im folgenden Abschnitt erkannt werden. Die Elementaridee ist also wesensmäßig ein Eidos.

Mit der Besonderheit der Elementaridee hängen noch einige andere Eigenheiten ihrer Veranschaulichung zusammen. Zunächst kann eine teillose und in jeder Art unteilbare Elementaridee wie jedes elementare Gebilde nur entweder mit einem Schlage adäquat gegeben oder ohne jede Anschaulichkeit „gemeint“ sein. Eine partiale, etwa unscharfe Selbstgegebenheit der Elementaridee nach der inhaltlichen Seite hin ist ausgeschlossen, da sie ja keine Teile enthält. Möglich ist nur eine gewisse alternative Vagheit, ein Gegebensein mehrerer Elementarideen, unter Umständen noch in Komplexideen eingebettet, zwischen denen wir in der Veranschaulichung schwanken. Über diese eigentümliche Gegebenheitsart wird uns der nächste Abschnitt noch genaueren Aufschluß geben. — Anders steht es natürlich mit den noch in irgendeiner Art teilbaren Ideen, insbesondere den zerstückbaren. Hier ist es denkbar, daß einzelne noch unabgestückte Partien für sich allein klar gegeben sind, etwa Ausschnitte der unzerlegbaren, unzersetzbaren Raumidee.

Das Verhältnis der inhaltlichen Seite von Idee und Exemplar wurde schon in anderem Zusammenhang (vgl. § 21) ausführlich besprochen. Es erübrigt sich, hier noch einmal in extenso darauf einzugehen. Das Verhältnis besteht, wie noch einmal kurz betont sei,

1) Vgl. hierzu Lotze, Logik § 30 a. E., durch den ein solcher Sprachgebrauch auch historisch gerechtfertigt wird.

darin, daß sich der Inhalt der Idee mit dem Inhalt des Exemplars deckt. Trotzdem ist die Rede von völliger Gleichheit des materialen Gehalts in Elementaridee und Elementarexemplar nur dann unbedenklich, wenn man sich darüber im klaren ist, daß beide wesensmäßig verschiedene Außenbestimmtheiten haben, daß das Materialmoment des Exemplars nur mit Numerität, der Materialgehalt der Idee nur mit Anumerität verbunden sein kann. Das wurde bereits in den früheren Ausführungen näher dargelegt.

IV. Abschnitt.

Über Komplexideen.

§ 27. Vorläufige Übersicht über die Komplexideen.

Unsere bisherigen Untersuchungen über die Struktur von Gegenständen überhaupt und von Ideen insbesondere waren sämtlich analytisch. Wir teilten Gegenstände, soweit das irgend möglich war, und ließen als einfach nur dasjenige gelten, was jeden Teilungsversuch von sich abprallen ließ. Aber schon zu Beginn wurde darauf hingewiesen, daß jede solche Teilung zugleich eine Zerstörung von Zwischenstehendem, nicht bloß ein bedeutungsloses Auseinandernehmen einschließt. Aus diesem Absehen vom Zerstörten, das jede Teilung notwendig mit sich bringt, wird allzu leicht ein Übersehen, wie es praktisch vor allem für die sogenannte Elementenpsychologie von unheilvoller Bedeutung war. Denn nun besteht die Gefahr zu meinen, die bloße Summe der Elemente müsse wieder das Ganze ergeben. Aber das würde auch in der Ontologie nichts anderes heißen, als wenn ein Botaniker eine lebende Pflanze, die er sezirt hat, wieder zusammenfügt und meint, nun müsse sie auch wieder zu leben beginnen. „Dann hat er die Teile in der Hand, fehlt, leider! nur das geistige Band.“ Dieses geistige Band darf auch bei den Komplexideen nicht verloren gehen. Es ist eine der Hauptaufgaben nicht nur der Logik, sondern auch der Ontologie, auf ihrem Gebiete diesen „Geist“ (von dem man allerdings heute noch in der Schulphilosophie nur in Anführungsstrichen reden darf) wieder zu Ehren zu bringen.

Mit der Bezeichnung Komplexidee soll zunächst nicht mehr über die hier zu behandelnden Gegenstände ausgesagt werden, als daß es sich hier nicht um einfache Gebilde, Elementarideen handeln wird. In erster Linie sind das die tei l h a l t i g e n und als solche zerlegbaren Ideen, die in anderer Richtung auch noch zerstückbar und zersetzbar

sein können (vgl. S. 46 Nr. 5—8). Hierzu kommen ferner teillose Ideen, die noch zerstückbar oder (bzw. und) zersetzbar sind, soweit die gedankliche Teilung bereits stattgefunden hat. Über Struktur und Konfiguration der in ihnen enthaltenen natürlichen und gedanklichen Teile wird damit in keiner Weise schon etwas entschieden. Das Hauptproblem für die Untersuchung der Innenstruktur dieser Komplexideen wird es gerade sein, zu ermitteln, worin die Einheit dieser Elemente besteht und begründet ist, wie sie miteinander zusammenhängen, ob sie ein voll anschauliches geschlossenes Ganzes, ein Eidos, oder ein Aggregat von „Merkmalen“ oder sonst etwas bilden.

Zu Beginn müssen wir uns freilich noch eine Übersicht über die Hauptarten von Komplexideen verschaffen, damit wir die Gattung Komplexidee nicht zu eng fassen und vollständig berücksichtigen. Es kann sich dabei natürlich vorerst nur um eine vorläufige und bewußt oberflächliche Überschau handeln, die nur die prima facie klar zusammengehörigen Fälle umfaßt.

An erster Stelle seien wieder die Ideen genannt, die uns, wenn wir von den individuellen und numerischen Gegenständen herkommen, zuerst entgegentreten, die komplexen niedersten Arten oder „eidetischen Singularitäten“. Ein verhältnismäßig kleiner Ausschnitt aus diesem Gebiet waren die gesamten Elementarideen, der übrige Bezirk wird von einem Teil der Komplexideen ausgefüllt. Ihr Hauptcharakteristikum als niederste Arten ist es, daß sie inhaltlich in derselben Weise vollbestimmt und differenziert sind, wie individuell numerische Gegenstände (im Unterschied von den Vorstellungsbildern von ihnen, die in der mannigfachsten Weise unbestimmt sein können). Bezüglich der niedersten Arten im allgemeinen sei hier auf die Ausführungen S. 85 f. verwiesen. Als weitere Beispiele komplexer niederster Artideen sei noch genannt: ein vollbestimmter komplexer Idealtyp, der Zahl 3, das Quadrat von 1 cm Seitenlänge.

Dieser Gruppe von Ideen sind entgegenzustellen die inhaltlich nicht vollbestimmten „mehrdeutigen“ höheren Ideen. Genannt seien Ideen wie Quadrat-, Haus-, Baum-, Farbe-überhaupt. Bei ihnen ist entweder nur ein Teil der Idee vollbestimmt (auch der freilich nicht immer völlig eindeutig), oder gar keiner. Beim Quadrat-überhaupt sind etwa die vier absolut gleichen Winkel eindeutig bestimmt. Beim Baum dagegen ist das Vorhandensein seines Stammes, beim Haus das von Dach, Wänden und Fenstern nur einigermaßen bestimmt, sie können immer noch sehr verschieden modifiziert sein. Dagegen ist in all diesen Fällen die Größe fast völlig unbestimmt, besonders beim Quadrat. Je „höher“ die Idee, desto mehr nimmt die Unbestimmtheit

zu. Schließlich gibt es Komplexideen, bei denen die Bestimmtheit dem gesamten Inhalt der Komplexideen gleichmäßig fehlt, bei denen es sich je nach der verschiedenen Höhe nur um eine geringere oder größere Unbestimmtheit handelt; hierher gehören Farbe, Eigenschaft, Größe, Zahl. Daß bei ihnen den unter ihnen liegenden Ideen nichts Vollbestimmtes gemeinsam ist, werden wir später genauer sehen.

Die „Unbestimmtheit“ bezieht sich dabei unter Umständen nicht nur auf den Inhalt bestimmter „Stellen“ in der Komplexidee, sondern auch auf diese Stellen selbst, d. h. auf die Anzahl der in der Idee enthaltenen Unbestimmtheiten; so bei den Ideen Vielheit, Figur usw. Bei der Idee Gegenstand oder Etwas ist es nicht einmal bestimmt, ob es sich um einen einfachen oder einen komplexen Inhalt handelt. In welchem Sinne eine solche Idee trotzdem wesensmäßig komplex ist, das kann erst später gezeigt werden.

Prinzipiell bedeutungslos ist die Frage, ob die Komplexidee als Ganzes einem konkret-selbständigen, keiner Ergänzung bedürftigen Einzelgegenstand entspricht, wie z. B. die Idee Haus; oder abstrakt im spezifischen Sinne, unselbständig auf andere Ideen hinweist, wie z. B. das individuelle Farbmoment durch ein Ausdehnungsmoment ergänzungsbedürftig ist. In diesem Sinne wäre etwa Tonfarbe eine abstrakte Komplexidee, enthaltend Tonfülle, Tonhärte, Tonglanz, Tonwärme usw.

Damit ist natürlich nur ein ungefährender Überblick über das ganze Gebiet erzielt. Andere Einteilungen und neue Komplexideen werden sich im weiteren Verlauf dieses Abschnittes ergeben.

§ 28. Die Struktur der vollbestimmten (niedersten) Komplexideen (Komplexeidä).

Wir betrachten zunächst die Struktur der vollbestimmten (voll-differenzierten) Komplexideen für sich. Nicht nur weil sie relativ am einfachsten gebaut sind, sondern weil sie auch sonst eine Sonderstellung einzunehmen scheinen. Wir wissen bereits, daß Ideen, die elementar im Sinne der Unzerlegbarkeit sind, doch noch komplex im Sinne der Zersetzbarkeit und (bzw. oder) Zerstückbarkeit sein können (vgl. S. 46 Nr. 2—4). Solche Ideen erwiesen sich bereits im vorigen Abschnitt als anschaulich geschlossene Eidä. Zerstückbarkeit oder Zersetzbarkeit bildet bei den Elementarideen ebensowenig ein Hindernis für anschauliche Geschlossenheit, wie das bei numerisch-individuellen Gegenständen der Fall war. Es ist nicht einzusehen, warum das bei der Zerlegbarkeit anders sein sollte. Zerlegbare, d. h. teil-

haltige Gegenstände können durchaus eidetisch geschlossen sein. Noch viel weniger wird ein noch weiter teilbarer Gegenstand anders strukturiert sein müssen als ein bereits unteilbarer. Dieser ist aber, wie wir gesehen haben, eidetisch geschlossen. Die vollbestimmten Komplexeideen werden also nicht anders gebaut sein wie die Elementareidä; sie sind also Komplexeidä. Alles, was von den Elementareidä galt, wird daher auf die vollbestimmten Komplexeideen oder niedersten Arten zu übertragen sein.

Nehmen wir die Idee So-Haus, von dem es heißt, es sei das ideale Wohnhaus — man denke an Typenhäuser — und vergleichen sie mit einem ihm ideell entsprechenden individuellen So-Haus. Zunächst ist die Idee inhaltlich sicher ebensowenig ein bloßes Aggregat von Elementen als das Exemplar. Suchen wir sie uns, von ihr redend, zu veranschaulichen, so erhalten wir nach der inhaltlichen Seite ein ebenso sinnlich-anschaulich geschlossenes Bild wie beim Individuum. Dies Bild vertritt aber nicht nur den Inhalt der Idee, stellt eine Grundlage inadäquater Veranschaulichung für sie dar, sondern es ist zugleich eine Seite der Idee selbst. Die vollbestimmte Komplexeidee ist eben zugleich Komplexeidos. Nicht anders liegt es bei vollbestimmten Ideen von an sich unsinnlichen Gegenständen, wie z. B. Zahlen, Werten. Die inhaltliche Struktur der Idee und die Konfiguration ihrer Elemente entspricht in diesen Fällen genau der besonderen Struktur der numerischen Gegenstände und ihrer eigentümlichen Anschaulichkeit.

Im übrigen kann hier fast durchweg auf die entsprechenden Ausführungen über die Elementarideen verwiesen werden; nicht nur was Struktur und Elemente der Komplexeideen anlangt, sondern auch bezüglich Anschaulichkeit, Verhältnis zu den Exemplaren usw. Eine Konfiguration der Elemente ist zwar vorhanden, sie weicht aber nicht von der in den Exemplaren vorliegenden ab. Die Komplexeidee enthält wie diese nicht nur gedankliche, sondern auch natürliche Teile.

In diesem Zusammenhang muß wenigstens noch auf einen wichtigen Sonderfall des Komplexeidos hingewiesen werden, auf den sogenannten Idealtypus und den Normaltypus. Man kann natürlich die Ausdrücke „Typ“ und „Art“ synonym gebrauchen. Man kann in diesem Sinne davon sprechen, ein Mensch gehöre zum Typ oder falle unter den Typ des Melancholikers, und dieser Typ komme oft vor. — Daneben hat dann Typus noch eine sehr viel prägnantere außerhalb der Idee fallende Bedeutung. Etwas ist Typus für eine bestimmte Klasse von Gegenständen, für eine Menschenart, für ein Verhalten. Ein individueller Mensch, z. B. Napoleon, ist der Typus des dämo-

nischen Menschen. Scheinbar ohne Bezug auf eine Artidee sagt man sogar: „Dieser Mensch ist eine ‚Type‘“ — sc. man weiß schon wofür. Typus heißt hier offenbar nichts anderes als klassisches Exemplar, Schulbeispiel. — „Typisch“ wird schließlich synonym mit charakteristisch gebraucht: „Das ist typisch für diesen Menschen.“

Offenbar hat man etwas anderes im Auge, wenn man vom Idealtyp oder Normaltyp spricht. Hier handelt es sich um nichts Individuelles, sondern um eine Idee, etwa wenn die Sozialökonomik den Typus der kapitalistischen Wirtschaft behandelt. Man denkt hier an so etwas wie eine ausgezeichnete Art, an ein Modell, einen „typisierten“ Artgegenstand. Es handelt sich also bereits um eine inhaltlich vollbestimmte Komplexidee. Idealtypen sind dabei solche niederste Artideen, bei denen das Bildungsgesetz, nach dem die Elemente der Idee zusammenhängen, von allen Trübungen gereinigt, bei denen allein die der Idee immanente ideale Vorzeichnung befolgt ist. Eine solche Reinigung und etwaige Korrektur der aus der Erfahrung abgeleiteten niedersten Arten ist keine Abstraktion. Fortgelassen wird dabei fast nie etwas, sondern nur ersetzt, modifiziert. Auch wird die Idee in keiner Weise nach Wertgesichtspunkten umgestaltet. Vielmehr handelt es sich um eine rein theoretische Idealisierung (vgl. Pfänder, Grundprobleme der Charakterologie S. 309 ff.). Prinzipiell liegt es auch beim Normaltyp nicht anders; man denke etwa an den empirisch nie aufweisbaren Durchschnittsmenschen, den *bonus paterfamilias*. Nur daß hier an Stelle des reinen Bildungsgesetzes der statistisch-arithmetische Mittelwert tritt, nach dem nun die empirisch abgeleiteten Arten zu modifizieren sind. Auch hier vollzieht sich also bei der Typenbildung eine eigentümliche Umstilisierung des erfahrungsgegebenen Ideematerials. — Diese Andeutungen müssen in diesem Zusammenhang genügen.

§ 29. Die materiale Struktur der höheren Komplexideen. Die Materialelemente.

Ist nun auch die höhere, unbestimmte Komplexidee ein Eidos, ein den Einzelgegenständen inhaltlich genau gleichendes, eidetisch geschlossenes Gebilde? Es liegt nahe, das zu bejahen. Die Unbestimmtheit der höheren Komplexidee scheint dafür kein Hindernis, da auch komplexe Einzelgegenstände häufig eine bald partielle, bald totale Unbestimmtheit (Verschwommenheit) ihres Inhalts zeigen.

Ist diese Vermutung aber gerechtfertigt? Entspricht zunächst die etwaige Unbestimmtheit des Individuell-Numerischen der Unbestimmt-

heit der höheren Idee? Wollte man das annehmen, so würde der Begriff und entsprechend auch die Idee jedenfalls jenes Merkmal der durchgängig festen Bestimmtheit verlieren, das z. B. von Sigwart zum Charakteristikum des Begriffes gemacht wird. Denn die höhere Idee wird damit zum wesensmäßig vagen Gebilde. Doch scheint mir die ganze Annahme schon in sich undurchführbar zu sein. Fassen wir ein unbestimmtes Individuum ins Auge, z. B. irgendeine individuelle unklar verschwommene Gestalt, die im Dunkel auftaucht. Auch zu ihr läßt sich eine vollbestimmte niederste Komplexidee entwerfen. Als niederste Komplexidee ist diese notwendig vollbestimmt trotz ihrer inhaltlichen Unklarheitsunbestimmtheit. Die spezifische Unbestimmtheit der höheren Ideen, die diese von den niedersten unterscheidet, bewegt sich also jedenfalls in anderer Richtung als die inhaltliche Unklarheit. Diese kann zudem bei allen möglichen Gegenständen prinzipiell stets behoben werden. Denn Unbestimmtheit im Sinne der Vagheit bezieht sich immer auf die Gegebenheitsweise eines nicht völlig selbst-leibhaftig gegebenen Gegenstandes. Diese Unbestimmtheit ist ein phänomenologischer Charakter, niemals ein ontologischer. Dagegen kann die Unbestimmtheit der höheren Idee niemals behoben werden; sie ist für deren Wesen konstitutiv, ist etwas Ontologisches. Nur dann liegt die behebbare Unklarheitsunbestimmtheit auch bei ihr vor, wenn uns eine Idee selbst noch nicht klar gegeben ist.

Welche Anschaulichkeit kann nun bei den höheren Komplexideen sonst noch in Frage kommen? Gehen wir vom anschaulichen Eidos des So-Hundes zur Idee des Hundes-überhaupt über. Auch bei dieser wird es uns noch gelingen, eine gewisse sinnliche Anschaulichkeit zu erreichen; ein unklar schematisches Gebilde scheint vor uns zu stehen, das freilich schon den Stempel des Uneigentlichen an sich trägt. Wie steht es hier mit Größe, Fell, Farbe, Kopfform? Es ist, als ob ein verhüllender Nebel über all dem liege. Dennoch gehören diese Elemente offenbar mit zum Hund-überhaupt. Der Hund, der das treueste Haustier ist, ist nicht größen- und kopflos. Das ganze anschauliche Bild der Idee ist also hier schon im Schwenden begriffen. Und ist der Vogel-überhaupt, von dem wir sagen, er sei das schönste Tier — angenommen, es sei so — wirklich ein solches Gespenst mit unklar verschwommenen Partien? So etwas ist doch typisch unschön. Schon hier zeigt sich, daß das noch vorhandene Bild gar nicht mehr die Idee selbst sein kann, daß also die höhere Idee kein Eidos mehr ist.

Je mehr wir in der Reihe der Ideen bzw. Begriffe aufwärtssteigen, desto mehr verschwinden selbst diese schematischen „all-

gemeinen“ Bilder. Schon beim Säugetier kann von einem Bilde kaum mehr die Rede sein. Immer dichter sinken die „Unklarheitsnebel“ herab. Beim Tier-, beim Lebewesen-überhaupt scheinen nur noch Bildrudimente zurückzubleiben. Was ist schließlich im Ding-, im Geschehens-, im Gegenstandsbegriff überhaupt noch von bildhafter Anschaulichkeit enthalten? Bestimmt-anschauliche Bilder können in diesen Fällen nur noch als beispieismäßige Illustrationen fungieren. Sie sind aber niemals selbst Ideen. Eingestanden oder uneingestanden liegt dies bereits der Klage über die Unanschaulichkeit „abstrakter“ Untersuchungen zugrunde und der Notwendigkeit, diese durch Beispiele zu verdeutlichen, die nicht die Ideen selbst sind. Höhere Komplexeideen sind also keine Komplexeidä mehr. Sowie das anschauliche Bild der vollbestimmten Idee zu verschwimmen anfängt, ist die Sphäre der Eidä verlassen; Bild und Idee fallen auseinander.

Ein noch bedeutsameres Argument ergibt sich aus folgendem: Man hat bekanntlich die Lockesche Lehre von der „general idea“ eines Dreiecks, das „weder schief- noch rechtwinklig, weder gleichseitig noch gleichschenkelig noch ungleichseitig, sondern alles das und keines davon auf einmal ist“ (Essay conc. hum. und. B. IV, Ch. 7 § 9), von jeher als absurd auf das schärfste abgelehnt. Berkeley (Principles of hum. know. Introd. XIII) hatte natürlich leichtes Spiel, ein solches in sich offenbar widersinniges Gebilde lächerlich zu machen und damit die ganze Konzeption des allgemeinen Gegenstandes in Verruf zu bringen, wenn auch Elementar- und Komplexeidä von der ganzen Frage nicht hätten berührt zu werden brauchen¹⁾. Locke selbst hat übrigens das Problematische des von ihm postulierten Gebildes deutlich empfunden, wie der ausführliche Wortlaut der zitierten Stelle zeigt. Historisch mag auch dahingestellt bleiben, ob die Charakterisierung des allgemeinen Dreiecks, die sich eingestreut im IV. Buch des Lockeschen Essays findet, seinen sonstigen Ansichten über die general ideas entspricht. An dieser Stelle ist allein wesentlich, daß die obige Bestimmung, so widersinnig sie äußerlich scheint, doch einen sehr berechtigten Kern enthält, mit dem sich jede Lehre von der Struktur der höheren Komplexeideen ebenso wie der Begriffe auseinanderzusetzen hat. Bisher ist das nur in unzureichendem Maße geschehen, soweit man nicht das Problem durch Leugnen der Idee überhaupt zu beseitigen suchte. Auch bei Husserl bleibt die Frage, wie denn die fragliche Aporie sich für die „idealen Spezies“ löst, offen.

1) Ähnlich übrigens schon Aristoteles, Topik VI, Kap. 6 § 6, 143 b gegen die antike Ideenlehre.

Auf der einen Seite ist klar, daß das Dreieck-überhaupt, dessen Winkelsumme $= 2 R$ ist, weder stumpf- noch spitz- noch rechtwinklig ist, auch nicht ein, zehn oder hundert Zentimeter Seitenlänge hat. Es ist von keinem so bestimmten Gegenstand die Rede, aber auch nicht von mehreren Dreiecken, die als vollbestimmte Dreieckseidä einzelne dieser Bestimmtheiten an sich tragen. Gibt es nun aber ein Dreieck ohne Winkel, ohne Seitenlänge überhaupt? Wir behielten nach deren Fortlassung allenfalls noch drei in ihrer Lage zueinander unbestimmte Eckpunkte übrig. Wir würden aber niemals etwas ein Dreieck nennen, das allein drei solcher Punkte enthielte. Wir werden auch nicht von einem rechtwinkligen Dreieck sprechen, wenn zu diesen drei Punkten allein noch ein rechter Winkel tritt. Zum Dreieck gehören vielmehr wesensnotwendig volle drei Seiten und drei Winkel. Man kann nun versuchen, sich dabei zu beruhigen, daß das Dreieck zwar jede bestimmte Winkelgröße und Seitenlänge von sich abweise, aber allgemein Winkelgröße- und Seitenlänge-überhaupt an seinen drei Winkeln und Seiten habe. Damit ist aber das Problem nur verschoben. Denn nun entsteht die Frage, was denn jene Winkelgröße-überhaupt sei. Gibt es ein derartiges Gebilde? Ist Winkelgröße-überhaupt nicht gleichfalls „keine von allen Winkelgrößen und doch alle zusammen“? Hier stoßen wir erst auf das Problem in seiner ausgeprägtesten Form. Es besteht überall da, wo eine Idee ihrem gesamten Inhalt nach gleichmäßig „unbestimmt“, undifferenziert ist, überhaupt keine bestimmten Elemente mehr enthält, wie sie das Dreieck mindestens in den drei Eckpunkten noch besitzt.

Zahl und Art dieser Ideen ist ungeheuer groß; wir werden sie später noch genauer kennenlernen. Ein besonders anschauliches Beispiel scheint die Idee der Farbe zu sein. Zunächst tritt uns hier keine ihrem Inhalt nach sinnlich anschauliche Farbe-überhaupt, kein Farbeidos, entgegen, sondern nur einzelne Farben. Was ist dann aber Farbe-überhaupt? Sicher weder So-Rot noch So-Grün noch So-Gelb usw. Und dennoch scheint es, als ob die Farbe-überhaupt sie alle irgendwie enthalten muß; ohne sie wäre Farbe überhaupt nichts mehr. Eine Farbe an sich, die alle einzelnen Farben von sich ausschlosse, wäre gleichsam eine farblose Farbe.

Was sollte auch Farbe-überhaupt nach Fortlassung aller Einzel-farben noch enthalten? Alle Fortlassung hat, wie im ersten Abschnitt gezeigt wurde, natürliche oder künstliche Teilung des Ausgangsgegenstandes zur Voraussetzung. Dort haben wir auch gesehen, in welche Teile ein Gegenstand überhaupt zerfallen kann und wann er schlechthin einfach ist. Andere Teilungsarten als die dort genannten sind

durch das Wesen der Gegenstände a priori ausgeschlossen. Die einzelnen Farben sind nun so gut wie völlig unteilbar, man könnte höchstens noch Farbglanz, Farbsättigung und ähnliches an ihnen unterscheiden. An einfachen Gegenständen kann ich nun aber nichts mehr fortlassen als sie selbst als Ganzes. Dann behalte ich aber nichts mehr für die höhere Idee, die Farbe-überhaupt selbst übrig.

Indessen man sagt, es gäbe in den einzelnen Farben neben ihrer besonderen Tönung noch so etwas wie Farbqualität-überhaupt¹⁾. Ich bestreite nicht, daß wir im alltäglichen Leben sinnvoll von Farbqualität-überhaupt reden. Aber ich bestreite, daß wir damit etwas meinen, was neben dem So-Rot in der einzelnen Rotnuance oder dem Rot-überhaupt steckt. Nicht nur weil es unmöglich ist, daß Ideen als Elemente in anderen Ideen stecken, sondern vor allem, weil ich ein derartiges Gebilde im So-Rot usw. schlechterdings nicht zu erblicken vermag. Es scheint mir ebensowenig möglich zu sein, dem Rot die Farbqualität auch nur gedanklich abzunehmen — soweit wie das nach unseren früheren Ausführungen (§ 10) zur isolierenden Veranschaulichung bei Momenten nötig ist — wie umgekehrt die prätendierte Farbqualität vom differenzierenden Rot zu befreien²⁾. Beide sind nicht einmal gedanklich voneinander abhebbar. Ohneinander sind sie ein Nichts (nicht nur unselbständig-ergänzungsbedürftige Gebilde) wie Momente, Ziele gegenstandsloser Meinungen. Es ist also unmöglich, das So-Rot-überhaupt in das höhere Rot-überhaupt und eine spezifische hinzutretende Rotdifferenz zu zerlegen, die das Rot-überhaupt zum So-Rot-überhaupt macht.

Es scheint also bezüglich der Farbe-überhaupt eine unlösliche Antinomie vorzuliegen. Farbe ist weder So-Rot noch So-Grün usw., ist aber doch auf sie angewiesen, wenn sie überhaupt etwas sein soll. Nicht anders steht es mit der Seitenlänge und Winkelgröße im Dreieck, die notwendig zu ihm gehören, nach dem Vorstehenden aber auch nichts anderes sein können als alle Seitenlängen und Winkelgrößen und doch wieder keine von ihnen. Alle haben eben gleich viel

1) Natürlich soll hier kein entscheidendes Gewicht gerade auf das Beispiel der Farbe gelegt werden. In mancher Hinsicht ist vielleicht das der Qualität-überhaupt eindrucksvoller. Bei ihr entsteht dann die Frage, ob es in allen Farb-, Gestalt-, Geruchsqualitäten noch etwas wie eine gleiche Qualitäts-Qualität geben kann, die den einzelnen Qualitäten gemeinsam ist.

2) Durch diese doppelseitige Unabhebbarkeit unterscheidet sich der Fall auch von dem der nur einseitigen Unabhebbarkeit des Materialgehalts vom Numeritätsmoment, die speziell durch das Vereinzelnungsproblem bedingt war (S. 111 f.). Dort ließ sich immerhin das Numeritätsmoment noch für sich abheben.

und gleich wenig Anrecht auf die Dreiecks-idee. Dies ist der eigentliche Kern des Lockeschen Problems, das er in seiner Theorie des allgemeinen Dreiecks natürlich nicht gelöst, sondern nur durch einen Gewaltstreich aus der Welt zu schaffen gesucht hat. Aber das Problem, das zu diesem Gewaltstreich drängte, war dennoch kein eingebildetes.

In der Einheit eines eidetisch geschlossenen Gegenstandes lassen sich die geforderten Bestimmtheiten in der Tat nicht vereinen. Das widerspricht dem ontologischen Grundgesetz, daß keinem Gegenstand gleichzeitig und in der gleichen Hinsicht einander widerstreitende Bestimmtheiten zukommen können (Ontologischer Satz vom Widerstreit). Der Gegenstand, in dem diese Bestimmtheiten vereinbar sind, muß offenbar anders gebaut sein als das Eidos. Natürlich scheidet die Möglichkeit aus, daß sich derartige Bestimmtheiten auf verschiedene Partien der Idee verteilen, so daß diese je eine der Bestimmtheiten tragen, wie ein Apfel zugleich rot, gelb und grün sein kann. So etwas kann nur bei Einzelgegenständen und den ihnen entsprechenden Eidä vorkommen. Bei den höheren Ideen liegt es offenbar anders. Sie enthalten keine „Partien“, auf die sich widersprechende Bestimmtheiten verteilen könnten, um doch noch eidetisch geschlossen zu bleiben.

Wie aber, wenn die höhere Idee selbst nicht mehr anschaulich geschlossen wäre? In einem eidetischen Träger verschmolzen sind jene widersprechenden Elemente in der Tat unvereinbar, kollidieren, reißen ihn hin und her in entgegengesetzten Richtungen. Können sie danach auch nicht zu einem bildhaften Eidos vereinigt sein, so können sie doch recht gut nebeneinander stehen, ähnlich wie die Elemente eines Inbegriffs, in dem die einzelnen Elemente frei nebeneinander liegen. Ebensowenig wie es dem Wesen des Inbegriffs widerstreitet, widersprechende Elemente zu enthalten, die in einem einheitlichen Träger unvereinbar wären, wird das innerhalb einer analog gefaßten Idee der Fall sein. Farbe ist also nicht So-Rot, So-Grün usw., sie enthält lediglich alle diese als Elemente in sich. Damit zeigt sich zugleich, daß Farbe eine Komplexidee ist, keine Elementaridee sein kann. Daß diese Materialelemente der Komplexideen nicht notwendig anumerische Unterarten wie So-Rot, So-Grün usw. sind, sondern auch numerische Gebilde sein können, ist auf Grund unserer früheren Ausführungen (S. 134) leicht ersichtlich.

Schon hier sei bemerkt: Die Komplexidee Farbe ist deshalb noch nicht die inbegriffartige Summe (Aggregat) von Rot, Grün, Blau usw. Die Summe aller Farben ist evident etwas anderes als die Farbe-

überhaupt. Wir prädierten sonst auch von neuem Ungereimtes von einem Gegenstand, wenn wir ihn als farbig bezeichnen; er müßte dann rot und grün usw. auf einmal sein. Die positive Konfiguration der Idee-Elemente kann erst im nächsten Paragraphen geklärt werden. Vorläufig müssen wir noch die Erkenntnis sichern und klären, daß die Elemente der höheren Komplexideen für sich gesondert nebeneinanderstehen, ganz unabhängig von der Frage, wie sie dann wieder aufeinander bezogen sein mögen.

Ein drittes Argument gegen die eidetische Anschaulichkeit und für das gegeneinander abgesetzte Nebeneinander der materialen Elemente innerhalb der Komplexidee liegt in folgendem: Suchen wir uns einmal zu veranschaulichen, was Wissenschaft ist. Man wird in Verlegenheit sein. An sinnliche Anschaulichkeit ist jedenfalls nicht zu denken. Besteht die Möglichkeit, daß es sich hier um irgendein unsinnliches Eidos handelt?

Vielleicht wird man daran denken, alle einzelnen Wissenschaften vorzunehmen, Mathematik, Geologie, Geschichte als Systeme von wahren Erkenntnisurteilen, und meinen, das alles zusammengenommen sei nun Wissenschaft-überhaupt. Doch es ist nur eine Summe von Wissenschaften und nicht die Wissenschaft selbst. Das hatte schon Plato erkannt (Theät. 146). Die Summe der Arten ist niemals die Gattung. Wer eine einzelne Wissenschaft, z. B. Chemie, kennt, hat zwar eine notwendige Vorbedingung erfüllt für die Erkenntnis dessen, was Wissenschaft-überhaupt ist. Aber, wie manche methodologische Untersuchungen der Spezialwissenschaftler zeigen, er kennt darum noch lange nicht explizit das Wesen von Wissenschaft-überhaupt. Anschauliche Gegebenheit der Beispiele bedeutet noch lange nicht Selbstgegebenheit der Idee. Was steht uns dann aber vor Augen, wenn wir erkennen, was Wissenschaft selbst ist? Eine sachlich richtige Antwort auf diese Frage könnte natürlich nur auf Grund einer ausgeführten Wissenschaftslehre gegeben werden. Hier, wo die sachlich unbegründete und falsche Antwort ebenso ihren Zweck erfüllt wie die sachlich-richtige, legen wir einmal die Definition zugrunde: Wissenschaft ist rationalisierte Erkenntnis, d. h. ein System planmäßig nach bestimmten Regeln aufgesuchter und dann übersichtlich geordneter Erkenntnisinhalte eines zusammengehörigen Gegenstandsgebietes.

Nun ist natürlich diese Definition nicht die Wissenschaft selbst. Auch bedeutet das Wissen der Definition noch nicht unmittelbar das Wissen des Definierten. Denn es gibt viele Definitionen der Wissenschaft, aber nur eine Wissenschaft-überhaupt. Man kann sogar genau wissen, was eine Idee bzw. ein Begriff ist, ohne sie definieren zu

können (z. B. Elementarideen, ebenso die total unbestimmten Komplexideen wie Farbe-überhaupt). Offenbar muß uns aber das Eine gegeben sein, wenn wir wissen sollen, was Wissenschaft ist: die Kenntnis der in der Definition vorkommenden konstitutiven Elemente der Wissenschaft und zwar jeweils für sich abgehoben. Man muß das Element des Systematischen, der Ordnung, auf die wissenschaftliche Erkenntnis hinstrebt, der Übersichtlichkeit, des Auf-feste-Begründungsverhältnisse-aufgebaut-seins, des Einem-beliebigen-Stoffgebiet-zugewandtsein-könnens, der regionalen Zusammengehörigkeit der einzelnen Erkenntnisse usw. für sich als Elemente der Wissenschaftsidee erfaßt haben. Erst so weiß man, was Wissenschaft ist, was Erkenntnis zur Wissenschaft macht.

Das kann noch von einer anderen Seite deutlich werden. Woran erkennen wir, ob ein neuer Wissenskomplex, etwa Naturheilkunde oder Graphologie, eine Wissenschaft ist? Etwa durch einen Vergleich mit dem „Bilde“ der Wissenschaft? Das gibt es ja gar nicht. Auch nicht durch ein analytisches Urteil über die bekannten Wissenschaften. Denn jener Unterfall ist ja völlig neu, kann noch nicht im „Begriff“ der Wissenschaft eingeschlossen sein. Oder wodurch erkennen wir, ob eine Handlung Betrug ist? Nicht durch Nebeneinanderhalten des individuellen Verhaltens mit der einheitlichen Idee des Betrugers oder mit eidetisch geschlossenen Bildern von Betrugsfällen. Ein Gesetz mit bloßer Kasuistik, wie es primitive Kodifikationen zeigen, bleibt immer unvollkommen. Entscheidend für die klare Erfassung der Idee Betrug ist die klare Herausarbeitung der einzelnen „Tatbestandsmerkmale“ (Bereicherungsabsicht, Vorspiegelung, Täuschung, Vermögensverfügung des Geschädigten und Motivationsbeziehung zwischen den zwei letztgenannten Vorgängen), der Idee-Elemente. Einzig dadurch, daß wir den neuen Fall mit den materialen Elementen der Komplexidee in Beziehung setzen und darauf achten, ob ihnen der zu subsumierende Fall entspricht, können wir erkennen, ob er ins Gebiet der bekannten Idee fällt. Auch aus diesem Gesichtspunkt ist also die abgehobene Erkenntnis der Idee-Elemente für die Kenntnis der Idee unentbehrlich.

Was folgt nun aus all dem positiv für die Struktur der Komplexideen? Beschränken wir uns zunächst auf die total unbestimmten Ideen wie Farbe-, Tonhöhe-, Geruch-, Qualität-überhaupt. Sie bestehen nach den bisherigen Ergebnissen aus den verschiedenen Farben, Tonhöhen, Gerüchen nebeneinander, d. h. aus gegeneinander abgehobenen, nicht zu einer eidetischen Einheit zusammenschließbaren Materialelementen. Ohne sie hätte die total unbestimmte Idee

überhaupt keinen Inhalt. Sie mögen aus einem noch zu erörternden Grunde **Alternativ-elemente** heißen. Ohne sie hätte die total unbestimmte Idee überhaupt keinen Inhalt. Wie diese gegeneinander abgesetzten **Materialelemente** doch wieder positiv zusammenhängen, bleibt hier noch dahingestellt.

Etwas komplizierter steht es mit den **Materialelementen** der nur partiell unbestimmten höheren **Komplexideen**. Kehren wir wieder zur **Lockeschen Dreiecks-idee** zurück. **Seitenlänge** und **Winkelgröße** sind darin in derselben Weise enthalten, wie sie als gesonderte total unbestimmte Ideen beschaffen wären. In gewissem Sinne enthält also die **Dreiecks-idee** alle möglichen **Seitenlängen** und **Winkelgrößen**. Aber wie steht es mit den inhaltlich voll differenzierten **Idee-Elementen**, den **Konstantelementen**, z. B. den drei **Eckpunkten**, die in jedem **Dreieck** vollkommen gleich sind? Bilden sie eidetisch geschlossene Kerne, um die sich die vielen isolierten **Alternativ-elemente** herumgruppieren?

Die Frage läßt sich nicht eindeutig beantworten. Wo die vollbestimmten **Materialelemente** der Idee zusammen noch eine geschlossene anschauliche Einheit ergeben, am besten ein selbständiges Gebilde, da mag es in der Tat so sein. In der Idee des rechtwinkligen **Dreiecks** bleiben zwar die möglichen verschieden langen **Katheten** und **Hypotenusen** unverbunden nebeneinander stehen; der rechte Winkel bildet aber bereits einen geschlossenen-eidetischen Kern in der Idee. Ähnlich steht es bei der Idee des harmonischen **Akkords** zum **So-Ton c**. Auch hier kann der eindeutige **So-Ton c** als eidetischer Kern in der **Akkordidee** stecken. — Aber in vielen Fällen wird es selbst hier anders liegen. Wo die Anschauung so völlig versagt, wie bei den höheren abstrakten Ideen, aber auch schon bei Ideen wie **Lebewesen**, **materielles Ding** usw., wird auch das konstante **Gemeinsame** der einzelnen **Lebewesen-** und **Dingarten** nicht mehr in einem anschaulich geschlossenen Bilde vereint sein. Vielmehr werden bei völliger Klarheit über das Wesen von **Ding**, von **Lebewesen**, von **Wissenschaft** die abgehobenen **Konstantelemente** dieser **Gegenständlichkeiten** nebeneinander vor uns stehen; beim **Lebewesen** etwa **Körperlichkeit** und **Leben** mit all ihren **Bestimmtheiten**, gewöhnlich natürlich unexpliziert, nur „gemeint“; bei der **Wissenschaft** die **Elemente**, von denen auf S. 147 die Rede war.

Die **Materialstruktur** der partiell unbestimmten höheren **Komplexidee** ist also im wesentlichen die folgende: 1. **Eidetisch geschlossener** oder **aufgelockerter Kern** der vollbestimmten oder **Konstantelemente**; 2. um ihn gelagert die für sich abgehobenen und sich gegenseitig aus-

schließenden Elemente der Unbestimmtheitssphäre, die Alternativ-elemente.

Neben dieser Einteilung der Materialelemente von höheren Komplexideen in konstante und alternative Materialelemente kommt noch eine andere in Betracht, die in obligatorische und fakultative Materialelemente. Selbstverständlich gehören auch die fakultativen Materialelemente wesensmäßig mit zur Idee. Das Fakultative an ihnen liegt allein in ihrer Bedeutung für die Idee-Exemplare, insbesondere für die Ideeverbildlichung, von der noch die Rede sein wird. Der Unterschied von obligatorischen und fakultativen Materialelementen einer höheren Komplexidee zeigt sich vor allem darin, daß ihre Exemplare zu allen obligatorischen Idee-Elementen entsprechende Partien haben müssen, wenn sie gerade dieser Idee entsprechen sollen; ob sich dagegen auch die fakultativen Idee-Elemente in ihnen abbilden oder nicht, macht für die Zugehörigkeit zum Bereich dieser Idee nichts aus. So ist etwa in der Idee des rechtwinkligen Dreiecks obligatorisch das Konstantelement des einen rechten Winkels, obligatorisch sind aber auch die jeweils eine Alternativgruppe bildenden Elemente aller möglichen drei Seiten und zwei anderen Winkel in ihrer verschiedenen Größe. Je eines von den Elementen der Alternativgruppen muß im Exemplar verwirklicht sein, damit ein rechtwinkliges Dreieck vorliegt; sonst hätten wir es nur mit einem Exemplar der Idee „der rechte Winkel“ zu tun. Fakultativ sind dagegen z. B. bei der Idee der Pflanze die Materialelemente irgendwie gefärbter Ranken, bei der der Menge die über zwei Elemente hinausliegenden Elemente. Ein Exemplar-gewächs mit wie ohne Ranken ist eine Pflanze, eine Menge aus tausend oder zwei Elementen eine Menge. In diesen Beispielen handelt es sich zunächst um fakultative Alternativelemente. Doch sind auch fakultative Konstantelemente denkbar. Man denke an die Idee des So-Hauses (etwa eines Typenhauses), bei der lediglich die Zugehörigkeit eines vollbestimmten Materialelementes, z. B. des So-Balkons fakultativ geblieben ist. Das zeigt sich praktisch im folgenden: Gehört das Materialelement So-Balkon fakultativ mit zur Idee, so liegt auch bei seiner „Realisierung“ im Exemplar noch ein So-Haus vor; gehört es nicht mehr dazu, so ist im gleichen Fall die So-Haus-Bestimmtheit bereits ausgeschlossen. Die alternative Unbestimmtheit der Komplexidee bezieht sich hier also auf die Funktion der ganzen Stelle, in der ein inhaltlich konstantes oder alternatives Element steht. Allgemein sind fakultative Idee-Elemente solche, deren Stelle in der Idee keine notwendige Funktion hat, die

im Exemplar verwirklicht oder nicht verwirklicht sein können. Insofern bilden Ideen mit Fakultativelementen einen Sonderfall der später noch genauer zu behandelnden Alternativideen. Trotzdem sei hier der Name Alternatividee im engeren Sinne nur für die Ideen vorbehalten, bei denen mehrere positive Materialelemente miteinander alternieren. Im anderen Falle soll von stellenmäßig unbestimmten oder stellenalternativen Ideen die Rede sein. Die beiden Alternativitäten können sowohl selbständig wie miteinander verbunden in einer Idee auftauchen. Bei obligatorischen Idee-Elementen dagegen hat die betreffende Stelle für die Idee wesensnotwendige Funktion, ist darin also konstant bestimmt; ihr Inhalt freilich kann noch alternativ sein.

Welche Stellung haben nun die Fakultativelemente innerhalb einer Idee? Können sie überhaupt in einem anschaulich geschlossenen Eidos vorkommen, oder welche andere Struktur muß eine Idee mit Fakultativelementen haben?

Gehen wir hier aus von dem obengenannten Komplexeidos des So-Typenhauses, bei dem nur ein inhaltlich konstantes Materialelement fakultativ ist, z. B. der So-Balkon, das So-Fenster. Es liegt daher gleichermaßen ein So-Hausexemplar vor, mag ein Balkon vorhanden sein oder keiner. Wäre nun die Idee ein anschaulich geschlossenes Eidos, so gerieten wir damit in dieselben Aporien, die bei dem Lockeschen Dreieck auftraten, das zugleich rechtwinklig, spitzwinklig und stumpfwinklig usw. sein sollte. Das So-Haus hätte einen So-Balkon, hätte ihn aber zugleich auch nicht usw. Die Lösung muß auch hier dahin gehen, daß die Idee mit Fakultativbereich kein Eidos sein kann; sonst enthielte sie in sich widerspruchsvolle Bestimmtheiten und wäre innerlich unmöglich. Der obligatorische Kern der fakultativ ergänzten Idee mag die Form eines Komplexeidos haben (sofern er inhaltlich konstant ist), die fakultativ hinzutretenden Materialelemente aber müssen für sich abgehobene Idee-Elemente sein. Sie tragen dabei eigenartigen Bedingtheitscharakter. Der Unterschied gegenüber den Fällen inhaltlicher Alternativität von Materialelementen besteht lediglich darin, daß das Fakultativelement nicht nur mit anderen positiven zusammengehörigen Elementen alterniert, sondern mit keinem, mit dem Fehlen eines solchen an seiner Stelle; seine Stelle in der Idee hat nur fakultative Bedeutung, unter Umständen wird sie überhaupt nur von diesem einen positiven Materialelement (als Konstantelement) eingenommen.

Zu der bisherigen Einteilung nach Konstant- und Alternativideen tritt also die nach der Einschließung von lediglich obligatorischen

oder auch von fakultativen Elementen hinzu. Eine prinzipielle Sonderstellung braucht den Ideen mit Fakultativbereich gegenüber denen mit nur inhaltlich alternativen Elementen nicht eingeräumt zu werden.

Ein vielgenannter Satz der Begriffslehre lautet bekanntlich dahin, daß, je größer der Umfang eines Begriffes ist, desto kleiner sein Inhalt sein müsse und umgekehrt. Schon für die Logik ist dieser Satz nur *cum grano salis* richtig. Hier sei auf die Bemerkungen bei Pfänder, Logik S. 291 ff. (155 ff.) verwiesen. Auf die Komplexidee übertragen ist dieser Satz vollends falsch. Denn je höher eine Idee steht, je mehr vollbestimmte Ideen unter ihr liegen, desto größer ist die Zahl ihrer Alternativelemente. Allenfalls für die Konstantelemente, insbesondere in den später noch genauer zu behandelnden Teilkonstantideen, ist der erwähnte Satz bedingt richtig, sofern man allein die Konstantelemente zu deren Inhalt rechnet. Für die Alternativelemente dagegen, die ja notwendig mit zur höheren Komplexidee gehören, liegt der Fall genau umgekehrt, wie das Inhalt-Umfangsgesetz behauptet; je höher die Idee, desto größer ihr Umfang und zugleich ihr Inhalt.

§ 30. Die Konfiguration der Materialelemente in der höheren Komplexidee. Die Funktionselemente.

Die Diskussion der aufgetauchten Schwierigkeiten hat uns die Unmöglichkeit eidetisch geschlossener Struktur bei den höheren Komplexideen gezeigt. Sie hat positiv ergeben, daß diese Ideen nicht nur potentiell teilbar, sondern auch aktuell in gesondert nebeneinanderstehende Elemente gegliedert sind, wenn ihre Elemente auch nicht sämtlich unteilbare Elementargebilde zu sein brauchen; das wird noch genauer zu erörtern sein. Es wird sich nunmehr darum handeln, festzustellen, in welcher Weise diese Idee-Elemente positiv zusammenhängen, worauf die Einheit der Komplexidee beruht. Denn eine Einheit bildet sie bestimmt, und dann muß sie doch irgendeine Konfiguration ihrer Materialelemente besitzen.

Eine weitverbreitete und weit zurückreichende Theorie sieht im Begriff lediglich die Summe seiner Merkmale — die Möglichkeit einfacher Begriffe wurde dabei offensichtlich übersehen. Sie findet sich zunächst bei den Stoikern (vgl. Prantl, Geschichte der Logik, Bd. I S. 424). Diese Ansicht läßt sich nun ohne weiteres auf die Komplexideen übertragen, soweit nicht in Wahrheit diese mit den Begriffen von Anfang an gemeint waren. Davon wird im fünften Abschnitt noch einmal die Rede sein.

Wir setzen hier zunächst an die Stelle von „Merkmal“ den Ausdruck „Element“. Beim Merkmal, von dem wir bisher grundsätzlich nie gesprochen haben, bleibt es immer unklar, ob wir es mit einem Teil eines Exemplars oder einem Element einer Idee zu tun haben. Beides wird deshalb auch häufig vermengt. Sowohl der individuelle Gegenstand wie die Idee soll dann aus Merkmalen bestehen. Zudem, Merkmalsein ist eine relative Außenbestimmtheit. Es gibt nur Merkmale (= Kennzeichen, Kriterien) für etwas. So ist z. B. ein individuelles Moment Merkmal für das ideelle Entsprechen eines Einzelgegenstandes zu einer Idee. Für sich genommen besteht dieser aber nicht aus Merkmalen, sondern allenfalls aus Teilen. Das Wesen eines Gegenstandes kann deshalb niemals in seinen Merkmalen bestehen. Das gilt nun auch von der Idee, auch ein Idee-Element ist Merkmal, nicht nur für die „Zugehörigkeit“ dieser Idee zu einer höheren, sondern auch umgekehrt für ihre Übergeordnetheit über eine niederere Art oder ein Exemplar. Praktisch verwischt der Ausdruck Merkmal die prinzipielle Verschiedenheit, die zwischen individuell-numerischen Exemplarteilen und den entsprechenden Idee-Elementen besteht.

Wir verstehen also die fragliche Theorie dahin, daß die unbestimmte Komplexidee lediglich die Summe (Inbegriff), das statische Aggregat ihrer Elemente sei. Zunächst müssen wir uns dabei freilich klarmachen, was denn hier mit Summe oder Inbegriff überhaupt gemeint sein kann. Diese Begriffe haben ihr eigentliches Gebiet in der Mathematik. Dabei muß strenggenommen unterschieden werden zwischen der Summe als Aufgabe und der Summe als fertig Zusammenbegriffenem. Letzteres sei hier Inbegriff genannt. Ein Inbegriff faßt dann eine Vielheit selbständiger Gegenstände zu einer Einheit zusammen. Die Verbindung, die so zwischen den einzelnen Elementen entsteht, ist dabei „lose und äußerlich, so sehr, daß man fast Anstand nehmen möchte, hier von einer Verbindung zu sprechen.“ (Husserl, *Philos. d. Arithm.* S. 15.) Die Frage, wieweit dem algebraischen Inbegriff überhaupt objektives Dasein unabhängig vom Akt des Kolligierens zukommt, lassen wir hier dahingestellt. Wichtig für uns ist vor allem, daß sich die Elemente eines Inbegriffs in keiner Weise gegenseitig einschränken, sondern frei nebeneinanderstehen und nur von außen durch eine gedankliche Klammer, wie wir statt „figurales Moment“ besser sagen wollen, umgriffen werden. Diese Klammer ist so weit, daß die im algebraischen Inbegriff enthaltenen Größen unbeengt nebeneinander Platz haben. — Eine Sonderstellung nehmen dabei noch die Inbegriffe von individuell-realen Gegenständen

ein, die sogenannten Kollektiva, z. B. eine Bibliothek, ein Schwarm. Bei ihnen tritt zu der gedanklichen Klammer noch das Moment gestaltartiger, etwa räumlicher, Konfiguration hinzu. Doch können wir diese Fassung des Inbegriffs hier ganz beiseite lassen, da zwischen den Idee-Elementen, z. B. der Farbe-überhaupt, eine derartige Verbundenheit jedenfalls nicht in Frage kommt.

Handelt es sich nun bei der Komplexidee nur um eine solche Inbegriffseinheit? Sind die Materialelemente „gleichseitig“, „rechtwinklig“, „viereckig“ und „eben“ zusammengenommen wirklich gleichbedeutend mit „quadratisch“? Das würde bedeuten, daß das Quadratische alles Gleichseitige, alles Rechtwinklige, alles Viereckige usw. in vollem Umfang nebeneinander umfaßt. Die oberflächlichste Betrachtung zeigt, daß dem nicht so sein kann. Das dreieckig Gleichseitige, das rechteckig Rechtwinklige, das unregelmäßig Viereckige sind evident nicht im Quadratischen enthalten. Nur wenn mindestens alle konstanten obligatorischen und je eins der alternativen obligatorischen Elemente zusammen „verwirklicht“ sind, liegt Quadratisches vor. Der Inbegriff der Materialelemente kann also offenbar niemals die Komplexidee sein. Das zeigt deutlich auch ein Vergleich mit einer Idee von einem echten Inbegriff, z. B. der Idee „Ideensystem“ oder der Idee der Wissenschaft als dem Inbegriff aller Erkenntnisse eines bestimmten Gebiets. Die einzelnen Lehrsätze sind dann als uneingeschränkte Elemente nebeneinander auch in der Idee enthalten. In einer ganz anderen Konfiguration liegen in ihr die Elemente des Planmäßig-Methodischen, der Zusammengehörigkeit der Erkenntnisinhalte usw. Deren Inbegriff ergibt in keiner Weise die Komplexidee Wissenschaft.

Die Elemente einer Komplexidee stehen also hiernach nicht unabhängig nebeneinander, sondern sind irgendwie aufeinander bezogen, schränken sich gegenseitig ein. Sprachlich kommt diese Aufeinanderbezogenheit durch die adjektivische Endung der Attribute des Substantivs im Definitionssatz zum Ausdruck (gleichseitig e, rechtwinklig e usw. Figur). Am besten läßt sich in einem graphischen Bilde der Sachverhalt so kennzeichnen: Auf der einen Seite ein Nebeneinander isolierter Kreise, die die Elemente ihrem gesamten Umfang nach bedeuten mögen und die von einem umfassenden Kreis (dem Inbegriff) umschlossen werden; auf der anderen Seite dieselben Kreise sich schneidend und einen bestimmten Ausschnitt in allen gemeinsam einschließend als „Geltungsbereich“ oder „Anwendungsgebiet“ der Idee. Das ist natürlich nur ein vorläufiges Bild, kann aber immerhin das wechselseitige Ineinandergreifen der Materialelemente zum Ausdruck

bringen und zeigen, daß es sich hier um eine sehr viel intimere Beziehung als die des bloßen Nebeneinanderstehens handeln muß.

Welches ist nun aber diese Beziehung? Von vornherein sei betont, daß sie keineswegs überall gleich sein muß. Die genauere Darstellung dieser Dinge kann erst in den folgenden speziellen Paragraphen erfolgen. Hier kann es sich nur darum handeln, die allgemeinen Grundzüge dieser Beziehungen klarzulegen.

Fassen wir zunächst die reinen Alternativideen ins Auge. Sage ich, eine Kugel sei buntfarbig oder habe Buntfarbe bzw. sei qualitativ bestimmt, so folgt daraus: sie ist entweder so-rot, so-grün oder so-blau usw. (durch alle anderen Buntfarbennuancen hindurch), bzw.: sie hat diese oder jene oder . . . Qualität; sie ist also vorläufig alternativ unbestimmt¹⁾. Diese Disjunktion muß nun offenbar schon in jenem „buntfarbig“ bzw. „qualitativ bestimmt“ angelegt gewesen sein. Daß die einzelnen Farbennuancen bzw. Qualitäten in der Alternatividee als Materialelemente enthalten sein müssen, haben wir ja bereits im vorigen Paragraphen gesehen. Ihre Funktion zeigt, daß das nur in disjunktiver Weise möglich ist. Dabei ist freilich „buntfarbig“ oder „Buntfarbe“ bzw. „qualitativ-bestimmt“ oder „Qualität-überhaupt“ selbst nicht entweder rot oder grün usw. in dem Sinne, daß diese Alternative wie im disjunktiven Schlusse entschieden werden könnte, und nun die Farb- oder Qualitätsidee selbst einmal rot, ein andermal grün wäre. Die Disjunktion ist vielmehr innerhalb der Idee wesensmäßig unentscheidbar. Die Alternatividee selbst ist also nichts anderes als die in Idee gesetzte anumerische Disjunktion der einzelnen Farben. Nicht Aggregat, sondern wesentlich unauflösbare Disjunktion ist also die Verbindungsart der Materialelemente in alternativ unbestimmten Komplexideen²⁾.

Man könnte an dieser Stelle freilich einen Einwand erheben. Wäre buntfarbig wirklich nichts anderes als „rot oder grün oder . . .

1) In manchen Fällen kann freilich „buntfarbig“ auch bedeuten, daß ein Gegenstand sowohl rot wie grün enthält. Dann beziehen sich die einander ausschließenden Farbmomente auf verschiedene Partien in ihm. Welche Partien das sind, darüber bleibt freilich noch immer disjunktive Unbestimmtheit.

2) Zu einer ähnlichen Auffassung gelangt Dr. Bauch (Wahrheit, Wert und Wirklichkeit, S. 280) mit Bezug auf den Begriff: „Der Begriff ist spezifizierende Disjunktion.“ Im Begriff Dreieck „liegt das Inbegriffensein von entweder gleichseitig oder gleichschenkelig oder gleichwinklig“. — Auch in der nacharistotelischen Philosophie scheinen verwandte Lösungen erwogen zu werden; vgl. Porphyrius, Isagoge Kap. III § 16: . . . τὸ γένος „(ὡς ἀξιοῦσι) δυνάμει μὲν ἔχει πάσας τὰς τῶν ἐφ' αὐτὸ διαφορὰς“ (καὶ τὰς ἀντικειμένους), „ἐνεργεία δὲ οὐδὲ μίαν“. Das „δυνάμει ἔχει“ deutet offenbar schon auf disjunktive Möglichkeiten als Bestandteile der Gattung hin.

usw.“, so wäre das Urteil: „Dies Bild ist buntfarbig“ kein kategorisches Urteil, sondern ein disjunktives. Das ist aber offenbar unrichtig. Das kategorische und das disjunktive Urteil sind allenfalls einmal äquivalent, aber niemals sinnidentisch. Die vorgetragene Auffassung der Komplexidee kann also nicht zutreffen.

Unbedingt festzuhalten ist, daß das Urteil: „Diese Kugel ist buntfarbig“ ein kategorisches, kein disjunktives ist. Die Disjunktivität, die wir hier meinen, kann deshalb gar nicht in der logischen Urteils-sphäre, sondern nur in der ontologischen Gegenstandssphäre liegen. Ebenso, wie von einem Gegenstand eine Komplexion von Bestimmtheiten ausgesagt werden kann, z. B. dummschlau, taubstumm, ohne daß damit ein konjunktives Urteil gegeben ist, kann auch eine Disjunktion von Bestimmtheiten ausgesagt werden, ohne das deshalb ein disjunktives Urteil vorliegt. Vielmehr wird hier kategorisch das ideelle Entsprechen der Kugel zum Disjunktivkomplex „rot, grün, gelb alternativ“ ausgesagt. Durch logische Entfaltung dieser ontologischen Prädikatsbestimmtheit kann natürlich ein disjunktives Urteil hergestellt werden. „Diese Kugel ist buntfarbig“, ist also identisch nur mit einem Urteil, das etwa zu schreiben wäre: „Diese Kugel ist [rot oder grün oder gelb usw.]“, und das sich, wie man bei Beachtung des verschiedenen Wahrheitsanspruchs feststellen kann, von einem äquivalenten explizit-disjunktiven Urteil: „Diese Kugel ist entweder rot oder grün usw.“ unterscheidet. Ein analoger Unterschied mit Bezug auf die Urteilsqualität besteht zwischen den äquivalenten, aber nicht sinnidentischen Urteilen „A ist Nichtdeutscher“ und „A ist nicht Deutscher“.

Dieser Konfiguration wegen geschah es, daß wir alle Idee-Elemente, die in dieser Weise alternativ miteinander verknüpft sind, Alternativelemente nannten. Sie unterscheiden sich von den bei Ingarden als „Veränderliche“ bezeichneten Idee-Elementen (a. a. O. S. 176 ff.). Diese sind bereits eindeutig in der Idee bestimmt, ihre Variabilität innerhalb der vollbestimmten Komplexideen besteht lediglich in ihrer Auswechselbarkeit durch andere Elemente. Offenbar sind dabei die einsetzbaren Elemente noch nicht in der Idee als deren Komponenten mitgegeben. So ist für Ingarden die relative oder die absolute Länge der Seiten eine Veränderliche der Dreiecks-idee-überhaupt. Aber was ist Seitenlänge-überhaupt? Es gibt nur einzelne Seitenlängen. Es kann deshalb in einer Idee niemals nur ein einzelnes Alternativelement geben, sondern immer nur eine Gruppe sich gegenseitig ausschließender Alternativelemente, hier der Seitenlängen.

Auf einzelnes kann dabei erst später eingegangen werden. Hier soll zunächst nur festgestellt werden, was die einzelnen und für sich

abgehobenen Alternativelemente zur Einheit einer Komplexidee verbindet. Ist die höhere Komplexidee wirklich nur eine alternative Verbindung von Materialelementen, so kann dies Verbindende nur das in der Idee sprachlich nicht zum Ausdruck gekommene Funktionsgebilde des „oder“ sein. Über dessen eigene Struktur kann aus Abschnitt I § 13 das in diesem Zusammenhang Nötige abgeleitet werden. Es fordert die Entscheidung über eine von mehreren Möglichkeiten (also ein intentionales Geschehen, keine Herstellung einer sachlichen oder gedanklichen Beziehung). Unter diesem Gesichtspunkt verbindet es zugleich die beiden Materialelemente gedanklich. Das allein wäre freilich keine engere Verbindung als die, die auch beim Inbegriff gegeben war. Hinzu tritt noch die eigentümliche Funktionseinheit durch das alternative Funktionsgebilde „Oder“. Es gebietet, die Elemente zu Alternativelementen zu machen, sie zu „alternieren“, und schließt sie damit zur Einheit eines Sollensgebildes zusammen. Das Funktionsgebilde soll unter diesem Gesichtspunkt „Alternans“ heißen. Das Funktionsmaterial, auf das dies Alternans wie jedes Funktionsgebilde verweist (vgl. S. 80) sind die Materialelemente der Idee.

Aber das Alternans ist nicht das einzige Band, das zwischen den Elementen einer höheren Komplexidee bestehen kann. Diese schließen nicht immer einander aus, sie können sich auch ergänzen. Man könnte bildlich davon reden, daß die Elemente der Idee in einem Fall horizontal, im anderen vertikal nebengeordnet sind.

Gehen wir hier von der Situation aus, daß ein Mensch die einzelnen Materialelemente einer ihm sonst noch nicht bekannten Komplexidee genannt erhält, z. B. vier rechte Winkel, vier gleiche Seiten. Weiß er damit schon, was das Quadrat ist? Es mag dahingestellt bleiben, ob er in der Lage ist, sich auf Grund dieser Elementangaben eine eindeutige Idee aufzubauen. Er könnte dabei auch auf diese Lösung verfallen: . Entscheidend ist, daß das Wissen um die

Materialelemente einer Idee noch nicht gleichbedeutend ist mit dem Wissen um die Idee selbst. Dazu gehört vielmehr auch das Wissen darum, in welcher Weise diese Materialelemente zusammengehören. D. h. wir müssen in der Lage sein, uns jederzeit ein Bild eines vollbestimmten Quadrats zu machen, aus den Materialelementen heraus ein oder das andere Bild eines Quadrats zu entwerfen. Diese Bilder gehören selbst nicht in die Idee hinein. Schon deshalb nicht, weil jeder höheren Idee eine Vielheit widerstreitender Bilder entspricht, und wir andernfalls aufs Neue in die Lockesche Antinomie hineingeraten würden. Zur Idee gehört vielmehr nur die Möglich-

keit ihrer Verbildlichung, diese jedoch wesensmäßig. Die Unmöglichkeit der Verbildlichung infolge innerer Widersprüche in der Idee bildet deshalb geradezu einen Beleg dafür, daß hier nur eine „Scheinidee“ vorliegt, ein bloßer „Begriff“ ohne Gegenstand, wie der Begriff rundes Viereck.

Was ist indessen diese Verbildlichung? Wollen wir uns darüber klarwerden, ob wir die Meinung einer höheren Idee richtig verstanden haben, so versuchen wir gewöhnlich ein Beispiel von ihr namhaft zu machen. Dabei braucht es sich nicht notwendig um ein numerisches Exemplar zu handeln, jedes vollbestimmte Eidos leistet denselben Dienst. Um uns die Idee eines Hundes zu verbildlichen, stellen wir uns etwa den So-Terrier vor. Verbildlichung soll auch nicht bedeuten, daß es sich nur um sinnliche Bilder handeln darf. Auch die Zwei ist eine Verbildlichung der Zahl-überhaupt usw. Die Verbildlichung ist dabei streng von der Veranschaulichung der Komplexidee zu unterscheiden. Von ihr wird später die Rede sein. Diese bezieht sich auf die Idee selbst, nicht auf ein außerhalb ihrer liegendes Bild.

Zu jeder Komplexidee gehören also mögliche Verbildlichungen. Je höher die Idee steht, desto größer ist deren Zahl. Dabei ist es nicht nur so, daß die Komplexidee lediglich die toten Möglichkeiten solcher Verbildlichung in sich enthält, sie drängt auch in gewisser Weise darauf hin. Man beachte nur einmal die Funktion von Komplexideen in einer Beschreibung. Wird mir etwas als Stein beschrieben, so habe ich sofort das anschauliche Bild eines harten eigentümlich konsistenten Gegenstandes, bei dem lediglich Farbe, Form, Glanz usw. noch variabel, noch nicht überzeugungsmäßig verfestigt sind. Die Idee selbst scheint danach so gebaut zu sein, daß sie Bilder aus sich „entläßt“. Sie ist gleichsam die Konstruktionsformel der Bilder. Die Ideen selbst schaffen die Möglichkeit der Verbildlichung. Was ist es nun, das diese Leistung ermöglicht?

Die Materialelemente allein reichen, wie wir sahen, für diese Leistung nicht aus. Sie können nur ein Aggregat von Bildfragmenten ergeben. Tatsächlich bieten aber die Verbildlichungen vollgeschlossene und fest ineinanderverwachsene Gebilde, wie alle individuellen vollbestimmten Gegenstände. Etwas Analoges wie bei diesen ist nun bei der höheren Komplexidee unmöglich. Ihre Materialelemente können nicht miteinander verwachsen. Dagegen verbinden sich auf Grund dieser Ideen Materialien von beschriebenen Einzelgegenständen zu vollbestimmten Verbildlichungen. Das ist nur dadurch erklärlich, daß die Komplexidee Funktionsgebilde enthält, die zwar

selbst ihr Funktionsmaterial nicht in eidetisch bildhafte Beziehungen setzen, aber eine derartige Inbeziehungssetzung der Materialien von Beschreibungsgegenständen ermöglichen. Sie geben genau die Beziehungen im Bild an, in die diese Ideekorrelate zu bringen sind, sagen, wie die Materialelemente der Idee zusammenfungieren, um das Bild zustande zu bringen und fordern den Vollzug einer solchen Inbeziehungssetzung. Die Verbindung soll also nicht unter den Materialelementen der Idee selbst vollzogen werden. Hier verbindet die Materialelemente nur die Einheit einer gemeinsamen Aufgabe gegenseitig und mit den Funktionselementen. Elemente, die in dieser Weise Materialien verbindend zu einer Verbildlichung zusammenwirken, mögen **Kombinativelemente** heißen. Die Funktionselemente, die diese Verbindung fordern, seien **Kombinantia** genannt. Durch die **Kombinantia** wird der bloß äußerliche Zusammenhang der Materialelemente zu der engen Einheit gegenseitigen Kooperierens, gemeinsamen Hinzielens auf gemeinsame Bilder zusammengeschlossen. Darin besteht also die gegenseitige Einschränkung der Materialelemente in der höheren Komplexidee.

Zahl und Art dieser **Kombinantia** ist natürlich ebenso unbegrenzt wie die Beziehungsarten, in denen die Materialien der Ideebilder zueinander stehen können. So richtet sich bei Materialelementen, die auf Zerlegung zurückgehen, das **Kombinans** auf Eingliederung, bei vorausgehender Zersetzung auf Verschmelzung, bei vorheriger Zerstückung auf etwas wie „Zusammenschweißung“. Zwischen je zwei kooperierenden Materialelementen besteht zunächst mindestens ein **Kombinans**. Es kann aber sehr gut sein, daß mehrere **Kombinantia** selbst noch miteinander alternativ sind; die Materialelemente können dann in verschiedener Weise verbunden werden. **Kombinantia** bestehen außer zwischen einzelnen Materialelementen auch noch zwischen Gruppen von Elementen usw. Im einzelnen ließe sich das nur im Anschluß an eine Ontologie der betreffenden Exemplargebilde ausführlich darlegen.

Eigenartig ist noch das Funktionselement, das den obligatorischen und den fakultativen Bereich einer Komplexidee verbindet. Beide sind zunächst kombinativ aufeinander bezogen. Der fakultative Bereich hat nun aber, wie wir wissen, nur alternativ mit seinem Fehlen Bedeutung für die Verbildlichung. Entsprechend dieser stellenmäßig alternativen Struktur des gesamten Fakultativbereichs ist auch das **Kombinans** zwischen obligatorischem und fakultativen Gebiet stellenalternativ; seine Funktion in den Verbildlichungen kann ausfallen. Ohne Verbildlichung der Fakultativelemente im Ideegebilde liegt eine

ebenso vollwertige Ideeverbildlichung vor wie mit ihr. Die Stellenalternativität des Kombinars ist aber auch das Einzige, was die Konfiguration der Materialelemente in qualitativ-alternativen von der in stellen-alternativen Komplexideen unterscheidet.

Im allgemeinen zeichnen die Materialelemente durch ihr Wesen die Beziehungen genau vor, in denen sie zueinander stehen können. Insofern bringen die Kombinantia nichts völlig Neues, der Explizierung Bedürftiges zu den Materialelementen hinzu, sondern sie enthalten gleichsam nur die Freigabe und Bestätigung einer bereits in den Materialelementen vorgezeichneten Zusammenhangs- und Ergänzungsrichtung.

Das Bild der Gesamtkonfiguration der höheren Komplexidee ist also das folgende: Für sich gesonderte Materialelemente stehen, soweit sie einander alternativ ausschließen, nebeneinander; horizontal werden sie durch Alternantia miteinander verbunden, vertikal außerdem, soweit sie in einer Verbildlichung zusammen bestehen können, durch Kombinantia aufeinander bezogen. Die Materialelemente bilden dabei das Funktionsmaterial der Alternantia und Kombinantia. Die beiden Richtungen im Aufbau der Komplexidee sind in verschiedenster Weise miteinander verbunden. Alternativgruppen können selbst kombinatig, Kombinationen von Materialelementen alternativ gesetzt sein. Auf einige Einzelheiten dieser Strukturen soll später noch eingegangen werden. — Die höhere Komplexidee als Ganzes ist also inhaltlich ein Sollensgebilde der in § 13 gekennzeichneten Art, durchsetzt von zwei Klassen unsinnlicher Funktionsgebilde, die ihre eigentümliche Einheit begründen.

§ 31. Die „Idee von“ und das Eidos.

Die hier vertretene Auffassung von der inhaltlichen Struktur der höheren Komplexideen fordert einen Einwand heraus. Ist die Farbidee inhaltlich wirklich nichts als die Disjunktion „Gelb oder Rot oder usw.“? Ist allgemein die höhere Komplexidee nichts anderes als das Sollgebilde: „a, b, c, d usw., so zu alternieren, so zu kombinieren“? Denken wir an so etwas, wenn wir z. B. sagen: „Die Farbe ist das ästhetisch Belebende der Dinge“? Meinen wir dabei nicht einen einheitlichen geschlossenen festgefügteten Gegenstand, kein bloßes System von Elementen, mag es auch noch so geordnet und aufeinander bezogen sein.

An sich ist dieser Einwand nicht unbegründet. Was wir naiv in Urteilen über höhere Komplexideen vor Augen haben und meinen,

ist in der Tat nicht der oben aufgewiesene Gegenstand. Aber unsere Ergebnisse werden damit nicht gegenstandslos. Gewiß, unsere naiv-unkritische Meinung geht auch bei Komplexideen auf einen fest geschlossenen Gegenstand, auf ein Eidos. Aber ist sie auch als solche in der Sache begründet? Unsere Untersuchungen in § 29 haben gezeigt, daß bei den höheren Komplexideen jeder Versuch eidetischer Veranschaulichung scheitern muß. Es kann also einen solchen Gegenstand, wie er naiv von uns vermeint wird, prinzipiell nicht geben. Wir müssen eben damit rechnen, daß nicht jede unserer Meinungen, so wie sie vage meint, sich bei voller Veranschaulichung bestätigen läßt. Es kann grundsätzlich immer wie mit unserer Meinung eines regelmäßigen Tausendflächners stehen. Der Veranschaulichungsversuch, die Meinungsklä rung, zeigt uns hier, daß es ein solches Gebilde nicht geben kann. Analog zeigt sich, daß alles, was sich bei Veranschaulichung des Dreieck-überhaupt eidetisch-geschlossen uns darbietet, nicht das Dreieck selbst sein kann, sondern nur der inadäquate Repräsentant für etwas, was in sich kein geschlossenes Eidos bildet.

Aber ist damit nicht die höhere Komplexidee als etwas in sich Widerspruchsvolles erwiesen, für das es eben keinen Anhaltspunkt im Reich der Tatsachen gibt? Dürfen wir, statt offen den Bankrott der Ideemeinung zu erklären, eine Unterschiebung vornehmen, durch die ein neues Gebilde an Stelle der ursprünglich vermeinten Idee tritt? Folgerichtig ist hier z. B. Sigwart (Logik, Bd. I S. 349), für den es etwa bei Farbe-überhaupt nur noch einen Gemeinnamen für alle Farben, kein gegenständliches Gebilde mehr gibt.

Zunächst ist der von uns aufgewiesene neue Gegenstand sicher keine willkürliche Konstruktion, sondern ein durchaus sinnvolles, aber auch wirklich aufweisbares Phänomen. Am deutlichsten tritt es uns entgegen, wo wir es mit Fällen schwierigerer Subsumtion zu tun haben. Suchen wir uns den Gegenstand zu veranschaulichen, der dem Subsumtionsprädikat entspricht, z. B. Betrug-überhaupt, so läßt sich jedenfalls kein bildhaftes Eidos aufweisen. Wohl aber steht uns jenes in Elemente gegliederte Ganze vor Augen, von dem wir im Vorangegangenen sprachen, und das wir als Idee ausgaben. Gerade in der „Richtung“, an der Stelle, wo wir die Idee vermeinten, steht also auch jenes neue Gebilde, nur daß wir es wesentlich anders beschaffen glaubten. Für dies Phänomen fehlt dann aber eine eigene Bezeichnung, wenn wir nicht die der Komplexidee darauf übertragen.

Das allein würde freilich nicht ausreichen, um diesem Phänomen die Bezeichnung Idee zuzuwenden. Der Hauptgrund liegt vielmehr in

folgendem: Wir sind in ontologischer Betrachtung berechtigt, Meinungen, die sich bei genauer Sinnklärung als unzutreffend und gegenstandslos erweisen, zu berichtigen, sofern der neueingesetzte Gegenstand der ist, den wir dabei im Grunde meinen. Sicher zielt Farbe überhaupt in „Farbe ist mannigfach gefühlsbetont“ unmittelbar nicht auf die anumerische ontologische Disjunktion der Farben. Aber sinnvoll kann und muß das Urteil, sachverhaltsgemäß interpretiert, auf dies Gebilde bezogen werden.

Hier ist auch auf das zurückzuverweisen, was an früherer Stelle (S. 81) über die Sollensgebilde im allgemeinen ausgesagt wurde: Es kommt bei ihnen nicht darauf an, was wir mit ihnen gegenständlich meinen, sondern was wir auf Grund ihrer tun. Und das ist eben jene alternativierende Verbildlichung.

Hierzu kommt nun noch ein anderes: Zu Beginn des zweiten Abschnitts (S. 87) hoben wir die „Idee“ von der „Idee von . . .“ ab. Was ist eigentlich eine solche Idee von etwas, etwa die Idee des Heiligen, einer Gemeinschaft, des Staates? Wir brauchen in diesem Zusammenhang Idee wohl auch gleichbedeutend mit „Gedanke grundlegender Art für den Wesensaufbau eines Gegenstandes“. Alle Wertnebenbedeutung soll hier ausgeschlossen bleiben. Der Genitiv hat dann offenbar nicht mehr die Bedeutung eines bloßen genitivus explicativus. Die Idee, von der hier die Rede ist, unterscheidet sich deutlich von dem, worauf sie bezogen ist. Sie ist in gewissem Sinne intensional, weist auf etwas ihr Transzendentes hin (genitivus objectivus). Was für eine ontologische Struktur hat nun dies Gebilde? Schon der Zusammenhang mit dem Gedanken, der seinem Wesen nach aus verschiedenen, gesonderten Elementen und Funktionsbegriffen besteht, gibt dafür einen Hinweis, wenn auch der Gedanke im logischen Sinne von der eigentlichen „Idee von“ noch zu unterscheiden ist. Suchen wir uns etwa die Idee des Heiligen explizit zu veranschaulichen, so treten folgende Elemente voneinander abgehoben in Erscheinung: Personales Wesen mit ethischer Struktur, von eigentümlicher Abgeklärtheit, Güte und Reinheit, ohne Ressentiment Verzicht leistend und einen eigentümlichen Gesamtwert tragend usw. All diese Elemente in ihrer Verbundenheit und Aufeinanderbezogenheit durch Funktionsgebilde, die das Zusandekommen von „Bildern“ des Heiligen ermöglichen, tauchen selbst in der Idee vom Heiligen auf. Analoges ließe sich für die voll erfaßten Ideen der Gemeinschaft, des Staates usw. nachweisen. Die „Idee von“ erweist sich also als in derselben Weise gegliedert wie die höhere Komplexidee. Sie ist ferner wie sie ein anumerisches Gebilde. Beide scheinen hiernach miteinander

identisch zu sein. Die höhere Komplexidee mag also in der Tat nicht der unmittelbaren (aber in sich widerspruchsvollen) Meinung über sie entsprechen. Wohl aber entspricht sie der naiven Ansicht über die Idee von diesen Gebilden. In ihr tritt uns das in den beiden vorangehenden Paragraphen lediglich deduktiv abgeleitete anumerische Sollgebilde der höheren Komplexidee, als intuitiv bereits längst bekannt, entgegen. — Ausdrücklich sei dabei zugestanden, daß wir bei höheren Komplexideen nicht immer von einer „Idee von“ reden, z. B. nicht von einer Idee von Farbe oder einer Idee von Qualität.

Wir tragen der geschilderten Sachlage in folgender Weise Rechnung. Als gemeinsamen Namen der komplexen vollbestimmten und der komplexen unbestimmten (höheren) ideenhaften Gebilde behalten wir die Bezeichnung Komplexidee bei. Das anumerische Ideeitätsprinzip und die Teilhaltigkeit zeigen sie ja beide in gleicher Weise. Die eine Art dieser Komplexideen bilden die niedersten Arten oder Komplexeidä. Höhere Komplexeidä kann es nun nach dem Vorangegangenen neben ihnen nicht geben, wie wir das zunächst naiv vermeinten. Statt dessen tauchen hier eigentümliche nicht-eidetische Komplexideen auf, die sich ihrer inhaltlichen Struktur nach als eigentümliche Sollensgebilde darstellen. Sie sind mit den „Ideen von“ identisch, weshalb sie den Namen „Idee von“ oder „Idee im engeren Sinne“ tragen sollen. Die Komplexideen zerfallen also hiernach in die Unterarten der (vollbestimmten) Komplexeidä und der „Ideen von“.

Die prinzipiell verschiedene inhaltliche Struktur der beiden Arten von Ideen zwingt nun auch zu einer verschiedenen Auffassung der sie betreffenden Urteilssachverhalte. Wir wissen, daß die Eidä inhaltlich genau den individuell-numerischen Gegenständen entsprechen. Das Eidos So-Wiese ist in derselben Weise grün wie die individuelle Wiese. Das So-Grün ist nicht als abgehobenes Element in der So-Wiese-überhaupt anzutreffen, sondern es ist über sie ausgebreitet, durchdringt sie in allen ihren Teilen. Wie steht es in dieser Hinsicht mit der Idee im engeren Sinne? Ist die Idee der Materie ausgedehnt im selben Sinne, wie es das individuelle Stück Materie ist? Ist die Idee vom Baum hoch wie der einzelne Baum? Das ist offenbar unmöglich¹⁾. Die Idee ist keine Verschmelzungseinheit, sondern ein Sollensgebilde aus voneinander abgehobenen und nur funktionsbezogen verbundenen Elementen. Das Ausdehnungselement ist nicht über die Idee von Materie verbreitet wie über das

1) Hierüber auch Aristoteles, Topik VI Kap. X § 2.

individuelle Stück, ebensowenig das Hochelement über die Idee des Baums. Sowenig wie es daher möglich ist, ein Teil über ein Ganzes auszusagen, etwa eine Seite über ein Dreieck, sowenig ist es möglich, ein Idee-Element von einer „Idee von“ zu präzisieren.

Trotzdem sagen wir, Materie sei ausgedehnt, der Baum überhaupt sei hoch, Schnee sei weiß. Gegen diesen Sprachgebrauch ist an sich nichts einzuwenden, es wird sich nur darum handeln, dies Urteil sachverhaltsgemäß zu verstehen. Entsprechend dem veränderten Bild der „Idee von“ muß sich auch das Bild der auf sie bezüglichen, im Urteil entworfenen Sachverhalte verschieben. „Ausgedehnt“ ist, wie wir wissen, ein abgehobenes Element der Idee von Materie, hat in ihr geradezu die Stellung eines relativ selbständigen Stückes. Dem Sachverhalt gemäß ausgelegt muß also auch das Urteil, Materie überhaupt sei ausgedehnt, so verstanden werden: In der Idee von Materie ist das Element der Ausdehnung enthalten, Materie überhaupt schließt ausgedehnt ein, „Ausgedehnt“ ist ihr als Element eingelagert, oder wie man den Sachverhalt sonst urteilsmäßig adäquater und korrekter beschreiben mag. Man darf sich nicht durch die Form des einfachen Bestimmungsurteils verleiten lassen, hier denselben Sachverhalt anzunehmen, wie bei den Urteilen über Individuelles oder über Eidä. Auch in dieser Hinsicht ist also unsere naive Meinung zu berichtigen.

§ 32. Komplexeidos und Konstantidee.

An dieser Stelle müssen wir noch einmal auf die vollbestimmten Komplexideen, die Komplexeidä, zurückkommen. Wir fanden, daß alle höheren Komplexideen eigentümlich gegliederte Sollensgebilde sind. Es wäre nun in der Tat sehr auffallend, wenn sich das mit dem Augenblick prinzipiell änderte, wo sämtliche Partien der Komplexidee differenziert und „verfestigt“ sind. Solange auch nur eine Stelle unverfestigt ist, wäre dann die Idee nach Elementen aufgeschlossen, mag sie auch sonst lauter konstante Materialelemente enthalten. Soll das mit einem Schlage umspringen, sowie sämtliche Elemente festgelegt sind? Das ist doch wenig wahrscheinlich.

Beim Komplexeidos fanden wir ein fest geschlossenes Bild, das mit der Idee inhaltlich identisch war. Diese Identität von Bild und Idee hörte auf, als das Ideebild nicht mehr eindeutig war. Als Idee blieb dann nur übrig die einheitliche Grundlage aller Verbildlichung, die „Idee von“. Wodurch ist nun aber eine solche nach Elementen aufgelockerte Struktur beim Komplexeidos unmöglich gemacht? Ist nicht ein dem Eidos parallel laufendes Sollensgebilde zwar nicht als

ausschließliche, aber doch als gleichwertige Form der Idee auch hier denkbar?

Bereits bei den höheren Komplexeiden fanden wir die Konstantelemente durch Kombinantia verbunden nebeneinanderstehend. Was hindert, daß eine Idee ihrem gesamten Inhalt nach in dieser Weise durchweg aus Konstanten ohne alle Alternativelemente zusammengesetzt ist und dementsprechend nur Kombinantia, keine Alternantia enthält? Eine derartige Komplexeidee mag dann Konstantidee heißen. Sie steht gleichberechtigt neben dem Komplexeidos, dessen Entwerfung sie jederzeit ermöglicht. Sie gibt in gewissem Sinne die Konstitutionsformel des Eidos.

Gehen wir hier zu Beispielen über! Der Quadratzentimeter ist natürlich in erster Linie ein Komplexeidos. Es gibt aber auch eine Idee vom Quadratzentimeter. Sie besteht aus den zu einem kombinativen System (Sollensgebilde) geeinten Elementen: ebene Fläche, vier gleiche Seiten zu ein Zentimeter als Grenzen, aneinander anschließend um die Fläche herum zu kombinieren, vier rechte Winkel zwischen ihnen usw. Vielfach verdient die Konstantidee sogar den Vorzug vor dem Komplexeidos wegen ihrer größeren Übersichtlichkeit; vgl. z. B. die Idee des regelmäßigen Tausendecks von einem Zentimeter Seitenlänge. Dann ist die Konstantidee allerdings meist nicht adäquat selbstgegeben, sondern vermittelt durch eine zusammenziehende Formel. Davon wird noch ganz im allgemeinen bei der Veranschaulichung der höheren Komplexeide die Rede sein.

Fassen wir die Konstantidee hier noch etwas genauer ins Auge und betrachten zunächst ihre Materialelemente. Deren Anzahl und Art ist in gewisser Weise durch das Material der Idee vorgeschrieben. Nun gibt es aber Ideenmaterial, das sich entweder unbegrenzt zerstückeln läßt wie jedes räumliche Gebilde, oder das wie ein Organismus in eine unübersehbare Anzahl von Gliedern oder Momenten aufgeteilt werden kann. Was sind dann die wahren Elemente der Idee? Es ist doch nicht so, daß ich die Konstantidee erst dann erfaßt habe, wenn ich die letzten unteilbaren Elemente des Komplexeidos verselbständigt und als Materialelemente in die Konstantidee eingeordnet habe. Die Idee eines zerstückbaren Gegenstandes wäre dann überhaupt prinzipiell unerfaßbar.

Die Lage entspricht offenbar der bei den numerischen Einzelgegenständen. Diese sind, wie das im ersten Abschnitt gezeigt wurde, zunächst in natürliche Teile gegliedert. Entsprechend liegt es bei den Komplexeidä; und deren natürlicher Gliederung entspricht dann auch die Konstantidee in ihrer aufgeschlossenen Struktur. Ihre Material-

elemente korrespondieren genau den natürlichen Teilen des Komplexeidos. Sie sind ebenso anzahlmäßig begrenzt oder unbegrenzt wie diese.

Nun kann ich aber einmal das Komplexeidos künstlich weiter zerteilen, z. B. das Komplexeidos der Kanongestalt des Polyklet¹⁾ in vier gleich hohe Stücke einteilen etwa zur genauen Übertragung oder Vergrößerung. Die Konstantidee, die dem neugegliederten Komplexeidos des in vier gleich hohe Stücke eingeteilten Kanon entspricht und deren Konstantelemente nun die Korrelate der vier künstlichen Stücke sind, ist dann offenbar eine andere als die Idee, die sich auf den unzerstückten Kanon bezog. Wieder eine neue Konstantidee erhalte ich, wenn ich den Kanon in drei oder fünf statt in vier Stücke eingeteilt habe. Es gibt also zu demselben Komplexeidos, sofern es gedanklich verschieden geformt ist, mehrere mögliche Konstantideen.

Es können aber auch die Elemente der Konstantidee als solche (etwa die Konstantelemente der vier Stücke in der Idee des viergeteilten Kanons) gedanklich weiter zerteilt werden. Auf diesem Wege erhalte ich aber keine neuen Idee-Elemente für die Konstantidee, sondern nur künstliche Teile von Idee-Elementen. Es ändert sich dadurch nichts an der Struktur und Konfiguration der Idee als Ganzes, sondern nur an der Form der Idee-Elemente. Insbesondere treten keine neuen Kombinantia in die Idee ein.

Inhaltlich müssen die Materialelemente in der Einheit desselben geschlossenen Eidos immer kombinierbar sein. Es können also nicht mehrere sich gegenseitig ausschließende und auf die gleiche Eidosstelle bezogene Elemente in der Konstantidee enthalten sein. Alle müssen verschiedenen Bestimmtheitsklassen angehören, sie müssen in verschiedenen Eidosbezirken ihr Korrelat haben und in diesen zugleich vollbestimmt sein.

Die restlose Konstanz der Materialelemente in der Konstantidee ist allerdings nicht unbestritten. Ingarden (S. 176) meint, daß die niederste Art zwar der gesamten „Qualifikation“ nach vollbestimmt sei. Wesensmäßig blieben aber in jeder Idee veränderlich (alternativ) die Elemente der Existenz, der Individuation, unter Umständen auch der Lokalisation. Trifft diese Behauptung zu, so gibt es natürlich auch keine absolut einfachen Ideen. Denn auch sie müssen ja noch diese drei Elemente über ihren einfachen Inhalt hinaus enthalten. Die endgültige Klärung dieser Frage kann erst bei der Behandlung

1) Sie ist eine kunstgeschichtlich ungemein wirksame vollbestimmte Idee, zugleich ein Idealtyp; vgl. S. 140.

der Idee von Individuellem erfolgen. Hier sei aber bereits betont, daß Ingarden einen wichtigen Unterschied übersieht: den der Idee des Gelb-überhaupt und den der Idee des individuellen Gelb-überhaupt. Man vergleiche die Urteile „Gelb(-überhaupt) ist eine Farbe“ und „Das individuelle Gelb(-überhaupt) ist etwas wesensmäßig je einem bestimmten Individuum Zugeordnetes“. Im zweiten Fall ist der Gedanke möglicher Individualisierung in der Idee mitgehalten, im ersten fehlt er vollkommen, ist gewissermaßen abgeschnitten (*praecisio*); im zweiten wird die Individualität alternativiert in die Idee mit aufgenommen, im ersten ist sie völlig fortgelassen. In diesem ersten Fall bleiben also nur die „qualitativen“ Konstanten übrig. Der Unterschied scheint äußerlich betrachtet belanglos, in ontologischer Hinsicht ist er von prinzipieller Bedeutung.

Aus all dem ergeben sich Folgen auch für die zwischen den Materialelementen stehenden Funktionsgebilde. Zunächst kann es sich hier naturgemäß nur um *Kombinantia* handeln. *Alternantia* sind wesensmäßig ausgeschlossen, da sie nur im Zusammenhang mit *Alternativelementen* vorkommen können. Die fehlen aber bei der *Konstantidee*. Für diese ist es also charakteristisch, daß sie nur eine Art von Funktionselementen enthält, die *Kombinantia*. Deren Zahl und Art entspricht genau der der Beziehungen unter den materialen Bestandteilen des *Eidos*. Ihre Funktion ist es ja, den Komplex unbezogener Materialelemente, die isolierten Elemente der *Konstantidee* zur Einheit des bildhaften *Eidos* zusammenzuschließen. An sich mag das einfach und unproblematisch erscheinen, weil uns die gegenseitigen möglichen Zusammenhänge und Beziehungen der Elemente des *Eidos* klar geläufig und fast selbstverständlich sind. Man mache sich aber einmal klar, wie im *Eidos* des So-Tisches Farbe „neben“ Ausgedehntheit liegt, wie sich daran Härte und Schwere schließen, wie der ganze Kreis der Außenbestimmtheiten auf den der Innerbestimmtheiten aufgebaut ist usw. Jedes hat seine besondere eindeutig bestimmte „Stelle“ im Gegenstand, seine eigenartige Beziehung zu allen anderen Elementen. Niemals kann Härte an der Stelle des Gegenstandes angeschlossen werden, wo Farbe liegt usw. Das kann man sich verdeutlichen, wenn man die Leerstellen eines in diesen Zügen noch unbestimmten Gegenstandes ins Auge faßt. Über diese eindeutige Zuordnung der Materialelemente zu wachen, für ihre richtige Aneinandersetzung in der Verbildlichung im *Eidos* Sorge zu tragen, ist die sachlich unentbehrliche, wenn auch *de facto* nicht mehr zu explizitem Bewußtsein kommende Funktion der *Kombinantia*.

Von Interesse ist es noch, das inhaltliche Verhältnis der Konstantidee zum Komplexeidos bzw. zu dessen Exemplaren festzustellen. Daß dabei zwischen den Teilen des Eidos und den Elementen der Konstantidee Gleichheit besteht, braucht kaum noch betont zu werden. Aber wie steht es mit dem Verhältnis von Komplexeidos und Konstantidee im ganzen? Offenbar besteht hier weder Gleichheit noch Ähnlichkeit, noch irgendeine der üblichen Relationen, auch nicht die des ideellen Entsprechens, die ja nur auf das formale Verhältnis von Anumerität und Numerität zutrifft. Es handelt sich offenbar um eine eigentümliche Aufeinanderbezogenheit und Zusammengehörigkeit, wie sie zwischen Strukturformel und Konstruiertem, zwischen Vollzugsanweisung und Vollzogenem, hier dem entworfenen Bild besteht. Wir wollen das allgemein Bildformelrelation nennen. Das Besondere im Fall der Konstantidee besteht darin, daß eindeutig je einem Teil des Bildes je ein konstantes inhaltgleiches Materialelement der Idee entspricht. Mit Rücksicht darauf kann man hier von eindeutiger oder konstanter Bildformelrelation sprechen.

Zum erstenmal wird bei der Konstantidee die Frage brennend, wie man in inhaltlicher Hinsicht vom Bild zur Idee gelangen kann. Denn hier unterscheiden sich Bild und Idee strukturell. Es genügt nicht, die Idee dem Bild inhaltgleich zu entwerfen. Es handelt sich also hier um eine umformende Ideation. Sie muß nicht nur vom Numerischen zum Anumerischen, sondern auch vom inhaltlich eidetisch Geschlossenen zur elementar aufgeschlossenen Idee führen. Auch hierbei wird freilich nichts fortgelassen. Sonst wäre die Konstantidee unvollständig, bezöge sich nur auf einen Ausschnitt des Eidos. Sondern allen Teilen des bildhaft geschlossenen Eidos entsprechen Idee-Elemente, allen Beziehungen zwischen ihnen kombinatorische Funktionselemente der Konstantidee. Der Vorgang der Ideation besteht also genau genommen 1. in einer Auflockerung des Eidos nach seinen natürlichen oder gedanklichen aktualisierten Teilen und deren Beziehungen, 2. in der Entwerfung der ideellen Korrelate, der numerischen Materialelemente der anumerischen Konstantidee, 3. in deren Verbindung durch Kombinantia zur Einheit der Komplexeidee. — Auch in inhaltlicher Hinsicht hat also die Ideation mit fortlassender Abstraktion nichts zu tun.

§ 33. Die Alternatividee.

Es muß jetzt noch etwas näher auf die sogenannten Alternativideen eingegangen werden, die für das Verständnis der Ideen im

engeren Sinne von entscheidender Bedeutung sind. Als solche bezeichnen wir diejenigen komplexen Ideen, deren sämtliche Materialelemente alternativ sind, in deren Exemplaren alle gleichen („gemeinsamen“) konstanten Elemente vollständig fehlen, wie in Rot-überhaupt, Farbe-überhaupt, Ton-überhaupt, der Zahl-, dem Gegenstand-, der Bestimmtheit-überhaupt. Man könnte mit Rücksicht auf das gleichgeordnete Nebeneinander der einzelnen Alternativelemente in je einer Schicht auch von Horizontalideen sprechen. Aber das bleibt ein Bild; im folgenden wird deshalb die Bezeichnung Alternativ(komplex)idee beibehalten.

Zunächst werden sich gegen das Phänomen der Alternativideen dieselben Bedenken melden, die sich gegen die Möglichkeit von Begriffen ohne gemeinsame „Merkmale“ erheben. Denn das Vorhandensein gemeinsamer gleicher Elemente in den untergeordneten Fällen wurde bisher als dem Begriff wesentlich angesehen. Es bliebe für diese Ansicht sonst im Begriff nichts mehr übrig; denn alles Verschiedene mußte ja aus dem Begriff durch die Abstraktion ausgeschieden werden. Hier muß also zunächst einmal die Frage nach der Möglichkeit und Notwendigkeit alternativer Gebilde (Begriffe und Ideen) grundsätzlich beantwortet werden, zumal oft die Idee gemeint wird, wo vom Begriff die Rede ist.

Auch in der bisherigen Logik hat man sich mit den Schwierigkeiten beschäftigt, die aus der Tatsache der Allgemeinbegriffe zu einfachen Gegenständen entspringen. Wie ist es möglich, in einem einfachen Gegenstand wie der So¹-Blaunuanze etwas abzulösen, worin sie der So²-Blaunuanze gleicht? Vom Einfachen kann doch wesensmäßig nichts, also auch nichts Gleiches und Gemeinsames abgetrennt werden. Lotze (Logik § 14—16) versucht das Problem in der Weise zu lösen, daß er als das Gemeinsame der einfachen Blaunuanzen ein für sich nicht anschauliches, nur noch „fühlbares“ (empfindbares) gemeinsames Blau setzt. Er hält also daran fest, daß auch in den einfachen Einzelgegenständen ein Gemeinsames enthalten ist als ein „vor allem Denken vorgefundener Inhalt“. Worte wie Farbe oder Ton bezeichnen dann nichts Vorstellbares, sondern sie befehlen, das Unvorstellbare, aber als vorhanden Empfundene durch Vergleichung in den einfachen vorstellbaren Gegenständen zu „ergreifen“. —

Diese Auffassung, die im Grunde nur ein Eingeständnis der Ungelöstheit des Problems darstellt, steht vor allem in Widerspruch zu den klar gegebenen Phänomenen. Wohl erweisen sich die verschiedenen Blaunuanzen als sachlich verwandt. Aber diese Verwandtschaft beruht offenbar nicht darauf, daß in ihnen etwas gleiches

Gemeinsames enthalten ist. Gäbe es wirklich ein solches Gemeinsames, so müßte es sich dann auch vorzeigen lassen, wenn auch erst in einem fundierten Akt. Es ist aber auch wesensunmöglich, in einem einfachen Gegenstand gedanklich noch etwas zu unterscheiden; sonst wäre er nicht einfach. Vielmehr beruht die Verwandtschaft der einzelnen Blaunuancen entweder auf Ähnlichkeit zueinander oder zu einer durch ihre Stellung in der Gruppe besonders ausgezeichneten Nuance, dem reinen Blau (Idealtyp) oder (insbesondere bei den blassen Nuancen) in der gemeinsamen Richtung zum satten reinen Blau, das in den schwächeren Nuancen als verschieden „verdünnt“ realisiert erscheint. Das Gemeinsame an ihnen ist also höchstens ein gleiches Angenähertsein an das reine Blau (vgl. S. 43), das auch nur je für einen Kranz gleich weit von ihm entfernter Nuancen jeweils genau gleich ist. — Infolgedessen mutet die Aufgabe, das Gemeinsame der einfachen Gegenstände zu ergreifen, dem Denken eine unvollziehbare widersinnige Aufgabe zu. Denn jenes Gemeinsame, das es ergreifen soll, gibt es gar nicht.

So ist es begreiflich, daß Sigwart (Logik, Bd. I § 41, 11 Abs. II ff.) hier das Vorhandensein von Allgemeinbegriffen überhaupt leugnet und sie in nominalistischer Weise durch bloße Gemeinnamen zu ersetzen sucht. „Aus einem bestimmten Rot kann nicht das allem Rot Gemeinsame ausgeschieden werden.“ Gemeinsam sei ihnen nur die Beziehung auf das Sehen und das Auge; aber diese gemeinsamen Relationen seien doch nicht mitgemeint zu denken. Nur mittelbar könne der Gemeinname außerdem noch auf die „Merkmale“ der Unterfälle hindeuten, die diesen Relationen zugrunde liegen.

Es soll hier davon abgesehen werden, daß die Beziehung auf Auge und Sehen jedenfalls nichts ist, was die Farben in eindeutiger Weise von Größe, Form, Helligkeit oder anderen optischen Qualitäten unterscheidet. Die Grundlage der Verwandtschaft zwischen den Farben besteht sicherlich nicht in einer gleichen Beziehung zum Erkenntnisobjekt.

Die Frage ist dann, ob die Alternativideen in Wahrheit nur Gemeinnamen sind, die distributiv ohne zugrundeliegende Artidee lose kolligierte Einzelgegenstände meinen. Gemeinname (nomen appellativum) ist dabei zunächst jedes Wort, das distributiv, nicht kollektiv eine Mehrheit von Gegenständen meint. In diesem Sinne ist jeder Nicht-Eigenname Gemeinname.

Ist nun Farbe lediglich eine solche gemeinsame Bezeichnung für die einzelnen Farben? Hier muß vor allem auf unsere ursprüngliche Meinung verwiesen werden. Sicher meinen wir mit der Farbe-über-

haupt, die etwa verschieden gefühlsbetont ist, nicht bloß das alle Farben bezeichnende Wort aus zwei Vokalen und drei Konsonanten, den gemeinsamen Namen für alle verschiedenen Farbnuancen. Wir meinen dabei auch nicht etwa alle Farben, sondern lediglich die eigentümliche Gegenständlichkeit Farbe-überhaupt.

Gewiß mag es sein, daß wir anfänglich nur Gemeinnamen kennenlernen, wie z. B. das Kind beim Erlernen der Sprache. Das Kind beginnt als Nominalist, es erfährt zunächst nur Laute und empirisch erratend deren Anwendungsgebiete. Auch der Erwachsene erlebt oft noch Ähnliches. Aber indem wir wissen, worauf ein Name alles angewandt wird, haben wir noch nicht die Idee der Sache erfaßt. Erst allmählich gelingt es uns, das Wesensmäßige herauszufinden, was der gemeinsamen Benennung zugrunde liegt: die Idee und ihr Strukturgesetz.

Das schließt nicht aus, daß es auch Gemeinnamen gibt, denen gar keine Idee zugrunde liegt; so dann, wenn der Name lediglich äußerlich angebrachte, nicht innerlich begründete Etikette ist. Das gilt z. B. weitgehendst von Familiennamen. Dem Namen Meier etwa liegt keine Idee zugrunde. Ein Satz über den Meier-überhaupt (etwa er sei geizig) hätte evident keinen Sinn. Der Meier ist keine Art, nicht einmal eine unechte. Ich kann nur Urteile über den Namen fällen oder über die einzelnen Meiers oder das Kollektivum Familie Meier.

Eine dritte Lösungsmöglichkeit, die bei Sigwart bereits stark anklingt und in der Richtung der Lotzeschen Theorie liegt, sei hier noch kurz besprochen. Das Gemeinsame des Begriffs soll hiernach nicht in den gleichen Elementen der Unterfälle liegen, sondern in deren gemeinsamer Relation zueinander. — Hier muß man sich zunächst darüber klar sein, daß eine solche Relation zwischen den Unterfällen nichts Gemeinsames im Sinne eines Gleichen in ihnen ist, sondern eine *identische* Gegenständlichkeit zwischen ihnen. Höchstens könnte man daran denken, die gleichen Gleichheiten oder Ähnlichkeiten zwischen mehr wie zwei Gegenständen als gleiche Gemeinsamkeiten aufzufassen. Damit erhalte ich aber keinen Oberbegriff mehr zu den Relationsträgern (den Farben). Die Ähnlichkeit von A, B, C usw. ist nicht dem A, B, C als „gemeinsam“ übergeordnet, sondern allenfalls nebengeordnet; übergeordnet ist sie nur den einzelnen Ähnlichkeitsrelationen.

Man kann sich nun darauf zurückziehen, gemeint sei hier nicht die gemeinsame Relation zwischen den Fällen, sondern die in allen gleiche Relationsbestimmtheit auf Grund der identischen Relation

zwischen ihnen. Oberbegriffe, die auf solchen Relationsbestimmtheiten als konstanten Materialelementen beruhen, gibt es in der Tat. Aber man vergleiche einmal derartige Gebilde wie Sohn, Freund, Doppelgänger, Nahrungsmittel oder sonstige Kulturgebilde, bei denen meist die Zweckaußenbestimmtheit konstitutiv ist, mit Farbe, Ton usw. Offensichtlich ist die Relationsbestimmtheit „Ähnlichkeit der Farben zueinander“ nicht das Gemeinsame, das wir mit Farbe-überhaupt meinen und bei ihrer Veranschaulichung im Auge haben, wie das etwa beim Doppelgänger mit der „Gleichheit zu einer anderen Person“ der Fall ist. — Noch wichtiger aber ist dies: Es gibt keine Relationsbestimmtheit „Ähnlichkeit“ an sich, sondern immer nur Ähnlichkeit mit etwas anderem. Es gibt also nur Ähnlichkeit mit B und C an A, mit A und C an B usw. Wo ist nun hier das gleiche Gemeinsame? Allenfalls sind sich A und B in der gleichen Ähnlichkeit zu C gleich. Sonst aber ist Ähnlichkeit mit A etwas anderes als Ähnlichkeit mit B, mögen auch A und B miteinander in Ähnlichkeitsbeziehung stehen. Wechselseitige Ähnlichkeiten sind niemals gleiche Ähnlichkeiten; denn beide beziehen sich auf verschiedene Relationsträger als Vergleichspole. — Es gibt also zwischen einfachen Gegenständen nichts schlechthin Gleiches, Gemeinsames, das in ihren Oberbegriff aufgenommen werden könnte.

Die ganze Schwierigkeit, auf der die Lotzesche und Sigwartsche Theorie beruht, hat ihren letzten Grund in dem Vorurteil, daß Begriffe (und ebenso Ideen) nur das Gemeinsame ihrer Unterfälle enthalten dürften. Freilich scheint das unvermeidlich, wenn man allein die Konstantelemente in die Komplexidee und entsprechend in deren Begriff aufnimmt und alle Alternativelemente ignoriert. Daß das nicht berechtigt ist, wurde schon früher (§ 29) gezeigt. Wenn indessen Alternativelemente notwendig mit zum Bestand der höheren Komplexidee gehören, warum soll es dann nicht auch Komplexideen geben, die nur aus Alternativelementen bestehen? Wir brauchen dann gar nicht mehr als inhaltlichen Bestand der Idee etwas in allen ihren Exemplaren Gleiches, Konstantes, „Gemeinsames“.

Was kann nun die sachliche Grundlage für eine Alternatividee bilden, d. h. wie müssen die Materialelemente beschaffen sein, die wir alternativ in einer Idee zusammenfassen können? An sich besteht die Möglichkeit, beliebige Elemente alternativ zusammenzusetzen. Aber ein solches willkürlich zusammengerafftes Aggregat ist natürlich ein völlig künstliches, in keiner Weise sachbegründetes Gebilde. Eine Alternatividee, die nach Lotzes Beispiel ausschließlich Gurkenfrüchte und mathematische Lehrsätze umfaßte, ist, wenn auch konstruierbar,

doch ein reines Willkürgebilde, nicht nur ohne jeden praktischen Sinn, sondern auch ohne jedes fundamentum in re. Hier, wo wir indessen alle Seinsfragen ausschalten, mag auch diese Alternatividee Erwähnung finden, obgleich ich kein sprachlich und begrifflich formuliertes Beispiel einer solchen Idee anzugeben wüßte.

Vielmehr beruhen alle im Denkszusammenhang vorkommenden Alternativideen auf ganz bestimmten Verhältnissen ihrer Materialelemente zueinander. Diese sind äußerst verschiedenartig. Hier gilt es vor allem der Meinung vorzubeugen, als ob die einzelnen Materialelemente in der Alternatividee ausschließlich im Verhältnis alternativer Disjunktion stehen müßten, um Alternativelemente sein zu können. Das ist durchaus nicht der Fall. Denn die konstitutive Alternativbeziehung der Alternatividee bezieht sich gar nicht auf die inhaltliche Wesensbeziehung der Materialelemente zueinander bei schlichtem Vergleich, sondern lediglich auf ihre Funktion in der Idee. Notwendig alternativ ist die Beziehung dieser Elemente zu etwas Drittem, zur einzelnen Ideeverbildlichung, in der nur je eins oder das andere der Materialelemente zur Verwirklichung kommen soll. Zu einer solchen Alternativeinheit können nun aber ebensogut verträgliche wie unverträgliche, gleiche wie verwandte, ähnliche wie verschiedene, ausgezeichnete wie kontrastierende wie harmonische Elemente gehören. Es ist nur ein Spezialfall der möglichen Beziehungen zwischen den Alternativelementen einer Komplexidee, wenn die verschiedenen Materialelemente in sich gleiche „gemeinsame“ Elemente enthalten, d. h. das Verhältnis partialer Gleichheit oder Ähnlichkeit zwischen ihnen besteht.

Zur Illustration seien einige Beispiele von Alternativideen angeführt, die in verschiedenen Sachbeziehungen der Materialelemente gründen. In der Idee der Qualität finden sich die miteinander durchaus verträglichen Elemente der Form und Farbe, des Gewichts und der Härte, der Temperatur und der Dichtigkeit usw. Die Idee des Elementargefühls enthält die im allgemeinen miteinander unverträglichen Elemente Lust und Unlust. Die der Farbe weist als Alternativelemente alle in einer als Oktaeder symbolisierbaren Ähnlichkeitsordnung stehenden Farben auf. Die des Wertes zeigt in eigenartiger Weise miteinander verwandte und in bestimmter Rangordnung stehende Phänomene alternativ verknüpft. Die der Mannigfaltigkeit schließt die verschiedensten Materialelemente ein. In der Idee der reinen Kontrastfarbe treten die kontrastierenden Rot und Grün, Blau und Gelb alternativ aufeinander bezogen auf. Und so lassen sich grundsätzlich für alle

Beziehungen zwischen Materialelementen entsprechende Alternativideen namhaft machen.

Die Alternativideen zerfallen nun in eine Reihe von wichtigen ontologischen Unterarten. Eine erste Einteilung ist die in einschichtige und mehrschichtige Alternativideen. Einschichtig sind solche, deren Materialelemente elementar sind. Hier liegen also nicht vertikal mehrere Alternativelementgruppen übereinandergeschichtet. Dabei ist genau genommen wieder danach zu unterscheiden, ob wir von natürlich-einfachen oder von gedanklich-unteilbaren Materialelementen ausgehen. Im erstgenannten Fall gelangen wir sehr viel rascher zu einschichtigen Alternativideen als im zweiten. Der Ton-überhaupt ist eine solche einschichtige Alternatividee im ersten Sinne. Im zweiten Sinne ist sie es nicht; sie enthält dann übereinandergelagert die verschiedenen Alternativschichten der Tonhöhe, Tonstärke usw. Es spricht aber nicht gegen die Einschichtigkeit einer Alternatividee, daß ihre Materialelemente als Idee-Elemente noch einmal gedanklich zerteilt werden können. Dadurch erhalte ich keine neuen nun vertikal übereinandergeschichteten und durch Kombinantia aufeinander und auf mögliche Verbildlichung bezogenen Materialelemente, sondern behalte dasselbe eine Materialelement, nur gedanklich zerteilt, ohne daß dadurch die Struktur der Idee beeinflußt würde. Anders liegt es nur dann, wenn das Substrat der Alternatividee (das Bild) bereits vor der Ideation gedanklich aufgeteilt war und diese nun vom so gegliederten Material ausgeht. Dann werden alle für sich abgehobenen Elemente des Ideationssubstrats zu eigenen Materialelementen der Alternatividee, die nun mehrschichtig übereinandergelagert und durch Kombinantia aufeinander bezogen sind. Die Ideen derselben Einzelgegenstände können also einschichtig oder mehrschichtig sein, je nachdem sie gedanklich unbearbeitet oder bearbeitet zur Grundlage der Ideation gemacht werden; vgl. hierzu auch S. 166.

Betrachten wir zunächst die einschichtigen Alternativideen. Sie stellen gewissermaßen deren reinen Typ dar. Sie bestehen aus einfachen horizontal nebeneinandergeordneten Materialelementen ohne jeden vertikalen Aufbau, nur durch Alternantia verbunden. Sie stellen das Gegenstück zu den nur vertikal aufgebauten Konstantideen dar. Ihre Verbildlichungen sind die schlichten Korrelate der einzelnen Materialelemente ohne jede weitere Bearbeitung. Es gibt verschiedene Stufen solcher einschichtiger Alternativideen. So ist Tonhöhe-überhaupt die einschichtige nächste Alternatividee zu den einzelnen Tonhöhen- nuancen, Tonmoment-überhaupt die nächsthöhere; über ihr steht

schließlich Qualität- und letztlich Gegenständlichkeit-überhaupt. Auf je höherer Stufe eine Alternatividee steht, um so mehr Materialelemente schließt sie alternativ ein. Diese sind dann aber meist in eigentümlicher Weise in Untergruppen gegliedert. Unmittelbare Materialelemente der Alternatividee Farbe sind so die Alternativgruppen Rot, Grün, Gelb, Blau usw.; die einzelnen Nuancen sind erst mittelbar Bestandteile der höheren Alternatividee Farbe.

Wir sprachen bisher immer von höheren und niederen Ideen. Daß beide Bezeichnungen nur Bilder für unanschauliche ontologische Verhältnisse sind, Ausdruck der „topischen Denkform“, bedarf kaum des Hinweises. Auf Grund unserer bisherigen Erkenntnisse empfiehlt es sich vielleicht, diese Bilder durch sachentsprechendere Bezeichnungen zu ersetzen. Niedere Ideen enthalten einen geringeren Alternationsbereich als höhere. Man könnte deshalb sehr gut zwischen engeren und weiteren Ideen unterscheiden, je nach dem Spielraum, den sie für die Verbildlichungen der Idee lassen.

Wir können jetzt endgültig einsehen, warum es Elementarideen nur auf der Stufe der niedersten (engsten) Ideen geben kann. Alle höheren Ideen, auch die von einfachen Gegenständen, enthalten notwendig eine Mehrzahl von Alternativelementen, wenn sie nicht ohne jeden Inhalt sein sollen. Es ist geradezu ein Wesenszug der höheren (weiteren) Ideen, mehr Elemente zu enthalten als die niederen. Davon wird bei der Ideation der Alternativideen noch einmal die Rede sein.

Sehr viel zahlreicher als die einschichtigen sind die mehrschichtigen Alternativideen. Als Beispiele seien genannt die Idee des Parallelogramms (Größe der Seiten, der Winkel, der Inhalt usw. sind hier alternativ), die der Maschine (hier sind Zweck, Material, Größe, Form, Gewicht usw. alternativ). Auf gedanklicher Zerteilung beruhen mehrschichtige Ideen wie die des Tons (aus Tonhöhe, -farbe, -stärke, -länge usw.), die der Tonfarbe (aus Tonhärte, -wärme, -glanz usw.). Die mehrschichtigen Alternativideen zeigen zugleich, daß es nicht allein die einfachen Gegenstände sind, die sich der Abtrennung eines gemeinsamen Elements als Grundlage der Idee und des allgemeinen Begriffs widersetzen, wie das bei Sigwart und Lotze scheint, sondern auch komplexere Gebilde. Wie bei den einschichtigen Alternativideen in ein und derselben Schicht gleiche gemeinsame Elemente fehlen, so kann sich das auch in allen Schichten einer Alternatividee wiederholen. Konsequenz zu Ende denkend müßte Sigwart infolgedessen zu einem fast universalen Nominalismus gelangen.

Innerhalb der einzelnen Schichten der mehrschichtigen Alternatividee finden wir zunächst dieselbe Struktur wie in der ein-

schichtigen. Aber die einzelnen Schichten greifen nun in der innigsten und kompliziertesten Weise ineinander. Zunächst sind sie kombinatorisch aufeinander bezogen. Entsprechend finden wir hier Kombinatorien neben den Alternantien. Insofern verbinden diese Ideen die Struktur der Konstantidee mit der der Alternatividee. Dabei handelt es sich in keiner Weise nur um die konstante kombinatorische Zuordnung je eines Elements einer Schicht zu einem in einer anderen. Vielmehr kann prinzipiell jedes Element jeder Schicht mit jedem jeder anderen kombinatorisch verbunden werden. Auch die Kombinatorien sind also alternativ, fordern für die Verbildlichung eine So- oder So-Verbindung. In der Tonidee haben diese Kombinatorien z. B. die weiteste Alternationsbreite. Denn jede Tonhöhe kann mit jeder Tonstärke, jeder Tonlänge, jeder Tonwärme verbunden sein. Bedenken ergeben sich freilich hinsichtlich der Tonfarbe. Ein hoher sonorer oder ein tiefer ätherisch-feiner Ton scheint beispielsweise nicht möglich zu sein. Diese beiden Klangfarbeeigentümlichkeiten sind wesensmäßig an eine bestimmte Höhe und Tiefe des Tones gebunden. Das weist uns darauf hin, daß die vom formal-ontologischen Standpunkt beliebige Kombinierbarkeit der Materialelemente verschiedener Alternativschichten ihre Grenzen hat durch die gehaltliche Wesenseigenart der einzelnen Materialelemente und die darin vorgezeichneten Notwendigkeiten, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Kombination in einer Ideeverbildlichung. So kann z. B. auch im Vieleck nicht jede Eckenzahl mit jeder Winkelsumme verbunden werden, sondern nur mit einer jeweils ganz bestimmten; in dieser Richtung ist also das Kombinatorische nicht alternativ, sondern konstant. Ebenso können in ihm nicht beliebige Seitenlängen miteinander verbunden werden; keine Seitenlänge darf größer sein als die Summe aller anderen, falls noch eine in sich widerspruchslöse Idee zustandekommen soll. Hier liegen jedesmal materiale Grenzen der Alternationsbreite vor.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob die Existenz solcher mehrschichtigen Alternativideen mit kombinatorisch aufeinander bezogenen Materialelementen unumgänglich ist. Genügt es nicht, sich die vollständigen komplexen Bilder als Ganze den Elementen der einschichtigen Alternatividee entsprechend miteinander alternativ verbunden zu denken? In der Idee des Vielecks ständen dann vollständige Vielecke aller Art als Materialelemente nebeneinander, in der des Tons alle denkbaren vollbestimmten Töne usw. Alle vertikale Gliederung mit ihren Komplikationen fällt damit fort.

Zur Zerstreung dieser Bedenken sei auf das bereits früher angeführte Argument verwiesen, daß wir noch lange nicht wissen, was

das Vieleck-überhaupt ist, wenn wir alle möglichen Vielecks übersehen; dasselbe gilt vom Ton-überhaupt, sofern wir ihn als mehrschichtige Komplexidee betrachten. Vielmehr ist es nötig, daß wir die einzelnen konstitutiven Material- und Funktionselemente in ihren wechselseitigen Beziehungen und ihren Variationsmöglichkeiten erfaßt haben, ehe wir die Idee vom Vieleck, vom Ton-überhaupt usw. kennen. Auch ist die unendliche Zahl der fertigen Töne in weit geringerem Maße überschaubar als die Tonidee, die in den möglichen Tonhöhen, -stärken und -farben die Kombinationselemente für alle möglichen Tonkombinationen enthält und damit gleichsam beherrschend im Zentrum und an der Wurzel aller Verbildlichungsmöglichkeiten steht.

Eine wenigstens grundsätzliche Behandlung verlangt hier noch die Einteilung der Ideen in *formale* und *materiale* Ideen, die Hering einführt und die in engstem Zusammenhang mit der Unterscheidung formaler und materialer Gegenstände und Sachverhalte überhaupt steht. Die beiden Ausdrücke sind zunächst sehr vieldeutig. Hier sei nur die Bedeutungsfassung berücksichtigt, die zwischen formal-inhaltleeren und material-inhaltvollen Gegenständen unterscheidet. Im wörtlichen Sinne inhaltleere Ideen kann es nun nach unseren bisherigen Ergebnissen nicht geben. Es gibt nur alternativ-unentschiedene Ideen, die derart „inhaltübersättigt“ sind, daß schließlich auch ihre Verbildlichung durch diese Überfülle und Unentschiedenheit gleichsam gelähmt wird. Beispiel sei die Idee des Dinggegenstandes mit tausend beliebigen Elementen. Formal ist eine solche Idee nur in dem Sinne, daß unter ihren Konstanten noch keine sachhaltige Bestimmtheit im Husserlschen Sinne enthalten ist; unter ihren Alternativelementen dagegen sind sie in Fülle vorhanden. Analog steht es bei stellenalternativen Komplexideen. Auch sie sind nicht inhaltlos im eigentlichen Sinne. — Bei den gleichzeitig qualitativ und stellenmäßig alternativen Ideen geht die Alternativität dann nicht nur in einer Dimension; auch die Grundlage der qualitativen Variation, die Stellen, in denen qualitativ variiert werden kann, variieren hier. Es besteht gleichsam nicht nur in der Richtung der Ordinate, sondern auch in der der Abszisse alternative Unbestimmtheit. Das ist wohl das eigentlich Charakteristische der sogenannten formalen Kategorien wie Gegenstand, Sachverhalt, aber auch Idee, Individuum usw. Man könnte als formal im prägnanten Sinne alle die Ideen bezeichnen, bei denen sowohl Stellenanzahl wie Stelleninhalt völlig alternativ ist. Sie sind dann nicht eigentlich inhaltsleer. Aber ihr Inhalt schwankt alternativ nicht nur der Art, sondern auch dem Stellenumfang nach zwischen Eins und Unendlich. Bei ihnen

können wir deshalb niemals sie selbst mit allen Materialelementen adäquat erfassen, sondern immer nur ihr Schema bzw. ihr Bildungsgesetz; darüber Genaueres in § 35.

Von hier aus wird es auch begreiflich, warum wir in der Einleitung die Möglichkeit einer inhaltleer-formalen Ontologie bezweifeln. Das Formale ist eben nicht das Leere, es hat eher mehr Inhalt als das Materiale; es ist nur qualitativ und stellenmäßig noch nicht endgültig bestimmt, sondern alternativ. — Der Fehler rein „formalen“ Denkens besteht meist darin, „leer“ zu denken, nicht die Fülle alternativer Materialelemente zu berücksichtigen (sei es auch nur in abgekürzter Form), die notwendige Bestandteile der formalen Ideen sind. —

Noch ein weiteres von Hering erwähntes Gebilde muß hier kurz besprochen werden, die „Allgemeinheit“, die er grundsätzlich von der Idee unterscheidet. Er meint (a. a. O. S. 540), die Subjektsgegenstände von Sätzen wie: „Diese Lampe hat die Größe n bis m ccm“ und „diese Lampe (-überhaupt) ist schön“, von „der Löwe stirbt mit 30 bis 40 Jahren“ und „der Löwe ist ein Raubtier“ seien evident verschieden. Nur die zweitgenannten Urteile könnten sich auf Ideen beziehen, die erstgenannten hätten eigenartige Gegenständlichkeiten zum Ziel, eben die Allgemeinheiten. — Das vermag ich auf Grund des Sachverhaltes, so wie ich ihn sehe, nicht anzuerkennen. In beiden Fällen wird grundsätzlich dasselbe Gebilde gemeint. Was Hering offenbar vor allem zur Annahme einer Verschiedenheit drängt, ist, daß ein und dieselbe Lampe im üblichen Sinne verstanden, doch nicht verschiedene Größen haben, ein und derselbe Löwe nicht in verschiedenem Alter sterben kann. Diese Schwierigkeit war aber bereits in der Struktur der höheren Komplexidee selbst zu berücksichtigen. Nachdem das einmal geschehen ist, wie in der vorgetragenen Alternativtheorie, fehlt jeder Anlaß, für beide Fälle eine verschiedene Gegenständlichkeit zu postulieren. Es besteht deshalb kein triftiger Grund, von unserer ursprünglichen Meinung abzugehen, die die Subjektsgegenstände der beiden von Hering unterschiedenen Satzgruppen gleichmäßig für Ideen hält.

Kurz soll dann noch das inhaltliche Verhältnis von Alternativideen und ihr entsprechenden Exemplaren erörtert werden. Allgemein kann hier auf die entsprechenden Ausführungen über die Konstantidee verwiesen werden (vgl. S. 168 f.). Auch hier besteht zwischen beiden ein „Bildformelverhältnis“. Nur entspricht bei der Alternatividee nicht jedem Materialelement auch ein Element im zugehörigen Exemplar. Die Alternatividee ist inhaltlich reicher als das konstante Exemplar. Es genügt für das spezifische Bildformelverhältnis bei Alternativideen, daß nur je einem der zu einer Schicht gehörigen Alternativenelemente ein Element im Exemplar entspricht. Als Exemplar von Qualität-überhaupt braucht eine Farbqualität nicht auch Gestaltqualität oder Geruchsqualität zu enthalten, die gleichfalls Alternativenelemente der Idee Qualität sind.

Wie ist nun das gegenseitige Verhältnis zwischen weiteren und engeren Alternativideen, das von dem der Idee zum Bildexemplar zu unterscheiden ist? Daß zunächst in formal-konstitutiver Hinsicht (Anumerität) kein Unterschied, sondern vollkommene Gleichheit besteht, bedarf kaum des Hinweises. Schwieriger steht es bei Vergleich der beiderseitigen Inhalte. Nehmen wir z. B. die Ideen Rot- und Farbe-überhaupt. Um Identität kann es sich hier offenbar nicht handeln, auch nicht um partielle Identität etwa des Rot mit einem Teil der Farbe. Wir wissen ja, daß niemals eine Idee als Element einer anderen vorkommen kann; Element einer Idee kann nur ein numerisches Korrelat einer solchen sein (vgl. S. 134). Sehr viel eher mag man an partielle Gleichheit der beiden Ideeinhalte denken, wobei sich die Materialelemente der niederen Idee für ihre geringere Anzahl durch ihre größere Konstanz entschädigen. Wesentlich für dies „Über-Unterscheidungsverhältnis“ ist dabei, daß sämtlichen Materialelementen der engeren Idee gleiche Materialelemente in der weiteren entsprechen. — Dagegen kommt hier ein Bildformelverhältnis sicher nicht in Frage, sooft man auch die engere Idee zur Illustration der weiteren verwenden mag, mit einziger Ausnahme des Verhältnisses zu einer engsten Idee, zum Komplexeidos. Auch engere Ideen stellen ja noch keine bildhaften Eidä dar. — Zu beachten ist, daß keinerlei Gleichheit vorliegen kann zwischen weiterer Alternatividee und Elementaridee. Denn diese besteht nicht aus numerischen Elementen, zwischen denen allein Gleichheit vorliegen könnte, sondern sie ist selbst dem ganzen Inhalt nach ideenhaft-anumerisch. Zwischen beiden kann es sich lediglich um ein alternatives Bildformelverhältnis handeln.

Aus all dem folgen einige Besonderheiten auch für die inhaltliche Seite der Ideation bei Alternativideen. Da die Alternatividee reicher an Materialelementen ist als die ihr entsprechenden Bilder, so kann die Idee nur durch eine Erweiterung, niemals durch eine bloße Verminderung von Materialelementen entworfen werden. Durch bloße Inhaltverminderung gelangen wir nur zu Ideen von Teilen der engsten niedersten Art. Zu der Aufteilung des Bildes und der Transformierung in Idee-Elemente muß also hier noch die Auffindung von weiteren für die übergeordnete Alternatividee wesentlichen Materialelementen hinzutreten, die mit den gegebenen nach einer bestimmten Regel alternativ zusammenhängen. Das bisherige Element der Idee wird also nicht fortgelassen, es wird nur seine Konstanz aufgehoben, es wird „alternativiert“, mit Alternativ-elementen zusammengeschlossen. Ob diese Erweiterung im tatsäch-

lichen Denken zum expliziten Bewußtsein kommt, ist eine psychologische, hier nicht bedeutsame Frage. Im einzelnen mag dabei allein die Konstanzaufhebung im Vordergrund stehen. Es handelt sich nur darum, zu ermitteln, welche Leistungen a priori vollzogen sein müssen, welche Vorgänge am Intentionalgegenstand erforderlich sind, damit wir vom Bild zur Idee gelangen. — Etwas anders steht es mit der Bildung eines Fakultativbereichs in einer Idee. Hier wird lediglich der Stellenverband gelockert, die eine Stelle (unabhängig von ihrem Inhalt) alternatiert. Näheres über Wesen und Möglichkeiten der Ideationsakte gehört nicht in diesen Zusammenhang.

§ 34. Die Teilkonstantidee.

Jetzt erst sind wir in der Lage, diejenigen Ideen in ihrem Wesen zu erfassen, die entsprechend der herrschenden Begriffstheorie als ihr einziger Typ aufzufassen wären. Es sind das die Ideen, die die gleichen Elemente (*notae communes*, „Merkmale“) verschiedener Unterfälle als konstant festhalten, alle übrigen dagegen angeblich fortlassen. Daß die letzte Behauptung nicht zutreffen kann, wurde im Vorangehenden des näheren ausgeführt. In der Idee wird inhaltlich nie etwas fortgelassen, sondern es wird allenfalls alternatiert; inhaltlich wird sie also sogar erweitert.

Bisher haben wir nun allein die von der herrschenden Lehre aus unbegreiflichen reinen Alternativ- und reinen Konstantideen behandelt. Es liegt auf der Hand, daß es zwischen beiden noch eine Fülle von Ideeformen geben muß, die die Eigentümlichkeiten dieser beiden Extremfälle in der mannigfachsten Weise miteinander verknüpfen, die also teils aus Konstant-, teils aus Alternativelementen bestehen. Sie sollen mit Rücksicht darauf hier **Teilkonstantideen** heißen.

Ausgeprägte Teilkonstantideen sind z. B. die Idee des rechtwinkligen Dreiecks oder des gleichschenkligen Dreiecks von 5 Zentimeter Schenkellänge; in der erstgenannten ist der eine rechte Winkel und die zugehörige Ecke konstant, dagegen sind die drei Seiten und die zwei anderen Winkel inhaltlich (nicht stellenmäßig!) alternativ; in der zweitgenannten sind die zwei Schenkel konstant, alle anderen Elemente in den anderen Stellen dagegen alternativ. Auch die Idee der geraden Zahl, die mindestens 2 Einheiten als konstante Elemente enthält, wäre hier zu nennen. — Schwieriger mag es auf dem Gebiet der Ideen zu realen Gegenständen liegen, auch wenn man die Leibnizsche Lehre von der absoluten Ungleichheit alles Realen, also auch aller

Elemente des Realen, für unrichtig hält; folgerichtig würde diese übrigens Ideen und Begriffe alter Auffassung überhaupt unmöglich machen, da es nach ihr auch keine genau gleichen gemeinsamen Teile von Realgegenständen geben kann. In jedem Fall sind absolut teileiche Gegenstände mindestens denkbar. Nur mögen die sprachlichen Bezeichnungen für solche Ideen meist fehlen. Die Sprache ist eben nicht fein genug durchgearbeitet, um letzte Unterschiede des Wirklichen eindeutig bezeichnen zu können. In der Tat scheint es Ideen von Gegenständen absolut gleicher Form, Farbe, Stofflichkeit usw. zu geben, in denen eines dieser Elemente konstant, alle anderen dagegen alternativ sind. Namentlich bei Stoffarten reichen auch die sprachlichen Bezeichnungen ziemlich nah an echte Teilkonstantideen heran, z. B. die Idee der reinen Gold- oder Silbermünze, des Meterstabes, des Kilogrammgewichtes, überhaupt alle Ideen von bestimmten Maßstäben, bei denen lediglich in anderen Hinsichten noch Variabilität besteht. Ferner kommt etwa die Idee des Tones *c* in Frage, bei dem die Tonhöhe konstant, dagegen Tonstärke, -farbe usw. alternativ ist.

Im einzelnen mag es recht schwierig sein, Teilkonstantideen von mehrschichtigen Alternativideen zu unterscheiden. Die meisten von uns sprachlich bezeichneten Ideen sind jedenfalls keine vollkommenen Teilkonstantideen. Denn ihre Unterfälle sind nur in den seltensten Fällen einander auch nur in einem einzigen Element absolut gleich. Man nehme die Idee einer beliebigen Pflanze oder eines Tieres, eines Naturkörpers oder eines Kunstprodukts — die Fabrikware, mindestens ihrem Ideal nach, haben wir schon früher ausgenommen — alle ihre Unterfälle zeigen Abweichungen voneinander in jeder Stelle, aber diese rechtfertigen es nur in den seltensten Fällen, sie nicht mehr als der Teilkonstantidee ideell entsprechend anzusehen. Der einzige Unterschied der unvollkommenen Konstantideen von den vollkommenen Alternativideen wie Figur, Farbe, Ton besteht darin, daß bei diesen der Umfang der Alternativität in allen Gegenstandsschichten ungefähr gleich weit ist, während bei den Teilkonstantideen, z. B. der der Linde, der Alternativumfang der Blattform oder Färbung usw. ein äußerst kleiner ist, etwa im Vergleich mit der Zahl der Blätter, der Stammgröße, den Zweig-, Ast- und Wurzelformen usw. Die Alternativgruppe Lindenblattform bildet schon gewissermaßen ein relatives Konstantelement innerhalb der gesamten Alternatividee Linde-überhaupt. Das ändert freilich nichts daran, daß diese Gruppe in sich prinzipiell die gleiche Struktur enthält, wie eine vollkommene Alternatividee.

Daß die Teilkonstantidee ihrem Wesen nach mehrschichtig ist, braucht kaum eigens nachgewiesen zu werden. Ihr Wesen besteht ja gerade darin, daß ein Teil ihrer Schichten konstant bestimmt, ein anderer alternativ unbestimmt ist. Ohne das wäre keine Teilkonstanz möglich. — Im einzelnen sind entsprechend der Teilhaltigkeit der zugrunde liegenden numerischen Gegenstände und der dadurch bedingten Schichtzahl der zugehörigen Komplexideen Teilkonstantideen von ganz verschiedener Höhe (Weite) möglich. Grenzfälle noch oben und unten sind, daß entweder alle Schichten bis auf eine konstant (engste Teilkonstantidee) oder umgekehrt alle außer einer alternativ sind (weiteste Teilkonstantidee).

Im übrigen kann *mutatis mutandis* fast durchgehend auf die Ausführungen der beiden vorangehenden Paragraphen verwiesen werden. Für die konstanten Schichten gilt das, was über den Inhalt der Konstantideen festgestellt wurde, für die alternativen das Entsprechende über die Alternatividee.

Auch das inhaltliche Verhältnis von Teilkonstantidee und ideell entsprechenden Exemplaren enthält lediglich eine Kombination der bei der Konstant- und der Alternatividee festgestellten eigentümlichen Beziehungen. Es liegt hier eine zusammengesetzte gemischte Relation vor. Zwischen Ideekonstanten und entsprechenden Exemplelementen besteht konstante Bildformelrelation, zwischen der Alternativelementengruppe und ihren Korrelaten im Exemplar alternative Bildformelrelation. — Auch bezüglich der Ideation der Teilkonstantidee ist nichts grundsätzlich Neues mehr beizufügen. Je höher die gesuchte Teilkonstantidee, um so mehr wird es sich darum handeln, zu den neu-alternativierten Materialelementen die zugehörigen Alternativelemente zu finden und die höhere Teilkonstantidee um sie zu erweitern — es sei denn, daß das zu alternativierende Element der neuen Idee nur als konstantes (stellenalternatives) Fakultativelement angehören soll. Dann wird lediglich die Funktionszugehörigkeit des Fakultativelements zur Ideeverbildlichung alternativ gesetzt.

§ 35. Von der Veranschaulichung der höheren Komplexideen.

Ehe im folgenden noch eine Reihe von komplizierteren Komplexideen besprochen werden, seien zunächst an ihren einfacheren Fällen die adäquate Veranschaulichung ihres Inhalts und die Grundformen ihrer inadäquaten Gegebenheit untersucht.

Für die adäquate Veranschaulichung der Komplexideen bedarf

es zunächst offenbar der expliziten Vergegenwärtigung ihrer Materialelemente, ganz gleich, ob diese alternativ zueinanderstehen wie in der Idee der Farbe oder kombinatив wie in der des So-Dreiecks. Ebenso ist es erforderlich, sich das gegenseitige Verhältnis dieser Materialelemente zu vergegenwärtigen (ob alternativ oder kombinatив), ferner die Verbildlichungsmöglichkeiten, die entweder wie bei den Konstantideen eindeutig, oder wie bei allen anderen Komplexideen mehrdeutig sind. In den wenigsten Fällen wird es möglich sein, diese adäquate Veranschaulichung mehrerer gegeneinander abgehobener Materialelemente mit einem einzigen Griff zu vollziehen. Vielmehr wird es dazu in der Regel vieler sukzessiver Griffe bedürfen.

Können nun derartige Ansprüche an den Veranschaulichungsakt überhaupt prinzipiell erfüllt werden? Ist es möglich, sukzessiv alle Materialelemente, alle Kombinationsmöglichkeiten erschöpfend zu durchlaufen? In der Tat, in vielen Fällen wird die Idee inhaltlich Idee im Kantschen Sinne sein, wird sich niemals vollständig veranschaulichen lassen, genau wie das Körperding bei Husserl nie adäquat wahrgenommen werden kann. Es gibt Ideen mit unendlich vielen Materialelementen — man denke etwa an die prinzipiell immer weiter abstufbaren Farbnuancen in der Farbidee, die Winkelgrößen und Seiten der Dreiecksidee usw. Sie alle sukzessiv vollständig zu erfassen ist prinzipiell unmöglich. Hervorgehoben muß freilich werden, daß es auch Fälle gibt, wo diese Möglichkeit evident besteht. Nicht nur bei sehr vielen Konstantideen liegt es so, sondern auch bei allen höheren Komplexideen, denen eine begrenzte Zahl von Materialelementen zugrunde liegt, etwa in der Idee der Zehnerzahl; immerhin mögen diese Ideen in der Minderzahl sein.

Bedeutet das nun, daß wir höhere Komplexideen inhaltlich überhaupt niemals selbst-leibhaftig erfassen können? Zunächst wirkt es sicherlich pedantisch und überspannt, die restlose Veranschaulichung aller auch nur irgend denkbarer Farbnuancen zur Erfassung von Farbe-überhaupt zu fordern. Niemand hat das je getan. Und doch zweifeln wir nicht, daß wir ganz genau wissen, was Farbe-überhaupt ist. Es gibt eben neben der unmittelbar-adäquaten Erfassung eines Gegenstandes, die all seinen Elementen und Verbindungsordnungen bis ins Einzelste nachgeht, noch eine mittelbar-adäquate, die zwar nicht bis an die Details der einzelnen Idee-Elemente herangeht, dafür aber sie alle beherrscht, den Zugang zu jedem von ihnen ermöglicht und infolge dieser zentralen Stellung über ihnen alle detaillierte unmittelbare Veranschaulichung überflüssig macht.

Die bezeichnete mittelbar-adäquate Erfassung der Idee könnte man am besten als Erfassung durch das Bildungsgesetz charakterisieren. Schon früher wurde ausgeführt, daß in jeder Alternatividee die einzelnen Alternativelemente nach einer bestimmten Regel zusammenhängen, etwa der der Ähnlichkeit, Verträglichkeit usw. (vgl. S. 173). So erweisen sich etwa alle Farbnuancen als in eigenartiger Weise ein geschlossenes System bildend und miteinander kontinuierlich ähnlich und zusammengehörig gegenüber etwa Figuren und Tönen. Kennen wir diese eigenartige Zusammenhangsart, so können wir daher von einem einzigen Materialelement aus zu allen anderen gelangen, wir beherrschen das ganze Gebiet derselben, ohne es mit unserer Vorstellungskraft gleichsam ausfüllen zu müssen. Wir brauchen nur ein einziges Materialelement zu kennen und die mehr oder weniger komplizierte Regel, nach der es mit den anderen zusammenhängt, dann können wir die explizite Kenntnis aller anderen Materialelemente entbehren, ohne daß wir bei genauerer Ausfüllung ihrer Stellen mit peinlichen Überraschungen zu rechnen hätten, wie etwa prinzipiell bei der notwendig inadäquaten Wahrnehmung materieller Gegenstände. Insofern kann auch diese mittelbare Erfassung als adäquat bezeichnet werden.

Der Zusammenhang mit algebraischen Formeln liegt auf der Hand. Insbesondere eine unendliche Reihe kann ich ihren einzelnen Elementen nach niemals unmittelbar adäquat erfassen. Dagegen bin ich durch die Kenntnis von Anfangsglied und Bildungsgesetz in die Lage versetzt, jederzeit jedes beliebige Glied der Reihe herzustellen und in seinem Bau zu durchschauen.

Zu warnen ist freilich vor der Auffassung, als hätten wir mit dieser Strukturformel die höhere Komplexidee selbst unmittelbar vor uns. Das scheint z. B. beim Begriff die Ansicht von Lotze zu sein (Logik § 28). Die „Idee von“ selbst ist aber niemals ihr Bildungsgesetz, sondern sie stellt die eigentümliche anumerische Konfiguration sämtlicher Materialelemente dar, von der wir sprachen. Die vollwertige Ersetzbarkeit der mittelbar-adäquaten Veranschaulichung dieser Idee durch ihr Bildungsgesetz hebt die Mittelbarkeit dieser Gegebenheitsweise nicht auf.

Könnte im vorhergehenden Falle immer noch von einer adäquaten Erfassung der Idee gesprochen werden, so ist das in den nun folgenden Fällen nicht mehr möglich. Trotzdem hat man die hier auftauchenden Ideesurrogate wiederholt für die Idee selbst gehalten. Das rechtfertigt es, hier etwas näher auf die inadäquaten Gegebenheitsweisen der höheren Komplexideen einzugehen.

Zunächst kommt auch für die inhaltliche Seite der Idee der Fall des bloß unanschaulichen Meinens in Betracht; praktisch wird er der häufigste sein. Wir wissen dann sehr wohl, was gemeint ist, wir wissen die Richtung, in der wir den gemeinten Gegenstand zu suchen haben, aber der Inhalt dieses Wissens ist noch in keiner Weise ans Licht gehoben und vergegenwärtigt. Von Farbe-überhaupt redend steht uns kein bestimmt beschreibbarer Gegenstand plastisch vor Augen, die Farbe selbst bleibt gleichsam im Hintergrund, wird von dort nicht eigens hervorgeholt. Es bedarf keines Hinweises, daß in solchen Fällen von einer Selbstgegebenheit der Idee keine Rede sein kann. Dazu bedürfte es der anschaulichen Ausfüllung des noch leeren Platzes. Trotzdem liegt die Gefahr vor, solche unanschauliche, bloß verstehende Meinung für Selbsterfassung der Idee zu halten.

Fast ebenso häufig ist der Fall, daß an der Stelle der Idee ein unklar verschwommenes Gebilde steht, etwa wenn wir vom Dreieck-überhaupt reden, dessen Winkelsumme $= 2R$ ist. Diese eigentümliche Unklarheit breitet sich bald über das Ganze, bald nur über einen Teil der Idee aus. Unter Umständen haben wir es dabei mit einem gleichsam elastischen veränderlichen Gebilde zu tun. Vielfach hat man dies unscharf verschwommene Bild oder elastische Schema dann für die Idee selbst gehalten; so wenn Koffka (Psychologie in: Lehrbuch der Philosophie, hrsg. von Dessoir, S. 548) das Lockesche allgemeine Dreieck für ein noch ungestaltetes chaotisches Gebilde erklärt. Das kann indessen unmöglich stimmen. Wie bereits betont: Auch die höhere Komplexidee ist inhaltlich niemals als solche unklar-unbestimmt. Inhalt und Grenzen der Komplexidee sind z. B. bei den Ideen der Zehnerzahl oder der Farbe-überhaupt klar und fest bestimmt. Und soweit uns wirklich im Gedanken an die Idee ein nebelhaft-unklares Gebilde vorschwebt, hat dies den Charakter des Uneigentlichen, Vorläufigen: „Dies ist nicht die Idee selbst, es ist nur ein Repräsentant, ein Surrogat, ein Vorläufer für sie.“

Oft ist es auch so (besonders bei Teilkonstantideen), daß Teile der Idee bereits fest und bestimmt vor uns stehen und nur der Rest noch in Unklarheitsschleier gehüllt bleibt. So etwa, wenn wir von der rechtwinkligen Figur-überhaupt sprechen. Dann steht meist ein rechter Winkel schon in voller Anschaulichkeit vor uns. Hier mag es vielleicht zulässig sein, von partieller Selbstgegebenheit der Idee zu sprechen. Der unklare Teil des Gesamtbildes gehört dann freilich nicht zur Idee selbst. Infolgedessen haftet dem Gesamtbild weiter der Charakter des Uneigentlichen an; er besagt: „noch zu bearbeiten,

nicht die Idee selbst darstellend.“ Ein neuer Sollindex tritt damit an diesen Gebilden auf.

Hierher gehören auch alle die Ideen, deren konstitutive Elemente uns noch nicht restlos bekannt sind. So steht es besonders bei fast allen komplexeren Ideen von empirischen Gegenständen. Wir kennen noch lange nicht alle konstitutiven Materialelemente etwa des Lebewesens- oder der Pflanze-überhaupt, weder die konstanten noch die alternativen, weder die obligatorischen noch die fakultativen. Auch werden wir hier nie mit apriorischer Gewißheit zu einem Abschluß der Elementermittlung kommen. In diesem Fall enthält das Bild, das wir von der Idee anschaulich vor uns haben, gleichsam Leerstellen, offene Plätze, in die die noch festzustellenden Elemente später einzurücken haben. Natürlich enthält die wahre Idee selbst, das Materialobjekt unserer Ideemeinungen, niemals Leerstellen, ebenso wenig wie sie irgendwie unbestimmt sein kann. Leerstellen zeigt vielmehr nur ihre Veranschaulichung, ihr unvollkommenes Bild in uns. An dem leibhaft selbst gegebenen Teil der Idee befindet sich dann an einer Stelle ein vorläufiges „Gerüst“, in das die restlichen Materialelemente der wahren, nur unvollkommen erkannten Idee bei fortschreitender Erkenntnis einzusetzen sind. In dem Maße, wie ein solches provisorisches Gerüst an Stelle der wahren Idee steht, haben wir es mit einer gleichsam schematischen Anschauung der Idee zu tun. Gerade an den alternativen Stellen einer Idee steht überhaupt häufig ein derartiges Schema. In jedem Fall ist aber eine solche schematische Gegebenheit schon mehr als ein bloßes unanschauliches Meinen. Die unausgefüllten Stellen der Materialelemente sind dabei an Stelle der echten Materialelemente vorläufig neben die selbstgegebenen Partien in das leibhafte Selbst der Idee eingezeichnet. Auch dies ist eine praktisch durchaus legitime Veranschaulichungsart der Idee, und es wäre ebenso pedantisch wie überflüssig, ja geradezu denkhemmend, für unser alltägliches Leben eine adäquatere Veranschaulichungsform zu verlangen. Es genügt, daß wir aus einer solchen inadäquaten Gegebenheit heraus in der Lage sind, eine adäquate Veranschaulichung der durch ihr Verhältnis zu Komplexideen bestimmten Gegenstände vorzunehmen. Hier entscheidet sich dann, ob wir die Idee selbst hinreichend erfaßt haben. Man muß sich nur davor hüten, ein solches Ideesurrogat, die Abkürzung der Idee, für diese selbst zu halten. Und umgekehrt darf man aus der Tatsache, daß eine Idee, so wie wir sie schilderten, im alltäglichen Leben kaum vorkommt, nicht schließen, so etwas gäbe es nicht, die Idee sei also falsch charakterisiert.

Wir sprachen bisher nur von Teilen der Idee selbst als Grundlagen inadäquater Gegebenheit. Weit häufiger stehen aber in solchen Fällen bereits vollgeschlossene Bilder vor uns. Bei den Eidä sind sie natürlich eine adäquate vollwertige Gegebenheit der Idee selbst. Anders, wenn uns z. B. bei der Idee des Dreiecks ein ganz bestimmtes Dreieck vor Augen steht, bei der des Berges ein ganz bestimmter Berg (Eidos oder Individuum). Ein derartiges Bild fungiert niemals für sich selbst, es hat immer den Charakter: „Nicht ich bin gemeint, sondern ich bin nur Repräsentant für etwas anderes, für die Idee selbst.“ Diese Uneigentlichkeit aller Verbildlichungen ist es, die uns bei den höheren Ideen meist im unanschaulichen Meinen stehen bleiben läßt. Die Überfülle gleichwertiger Verbildlichungsmöglichkeiten führt hier zu einer Lähmung der Verbildlichungstendenz. Nur das Definitive, Konstante pflegt veranschaulicht zu werden. Man denkt: Das veranschaulichte alternative Bild ist ja doch nicht das eigentlich Gemeinte. Trotzdem bildet die gelungene Verbildlichung vielleicht das beste Kriterium für die Erfassung der Idee. Es geschieht deshalb nicht ohne Grund, daß man, um das Verständnis für eine Idee zu prüfen, die Angabe von Beispielen verlangt. Erst dann hat man nicht nur die Materialelemente, sondern auch die Funktionselemente der Idee sicher erfaßt, wenn man eine richtige Verbildlichung von ihr vollziehen kann. Das Funktionselement selbst kann ja nicht unabhängig von seiner Funktion gegenständlich veranschaulicht, sondern nur „vollzogen“ werden. Das gilt besonders von den Fällen, wo es sich um weitere und besonders um formale Ideen handelt.

Wenn auch das einzelne Bildbeispiel nicht leicht für die Idee selbst gehalten wird, so besteht doch die Gefahr, in den sämtlichen möglichen Bildern, alternativ verbunden, die Idee selbst zu sehen. Man verzichtet dann auf jede Gliederung nach Materialelementen. Es kann hier nur immer wieder daran erinnert werden, daß die Idee im eigentlichen Sinne, auch soweit sie aus konstanten Elementen besteht, wesensmäßig gegeneinander abgehobene Materialelemente enthält; daß also eidetisch-geschlossene Bilder nur bei den Eidä selbst Ideen sind, sonst aber nur als Beispiele für die Idee fungieren können, als Material, aus dem die Idee selbst erst durch Ideation abgeleitet werden kann. Es ist geradezu das Wesen aller derartigen inadäquaten Gegebenheit der Idee, daß die noch ungelöste Aufgabe bereits für die Lösung eingesetzt wird und an deren Stelle fungiert. An diesem Material ist dann die Ideation erst noch zu vollziehen. Es ist nicht anders wie in der Algebra, die $a + b + c$ nicht nur als Aufgabe, sondern auch als fertige Summe auffaßt und damit operiert.

Damit sind die verschiedenen Ideeversanschaulichungsarten natürlich noch lange nicht vollständig aufgezählt und erschöpfend beschrieben. Das wäre Aufgabe einer eigenen Phänomenologie der Idee. Die ist aber hier nicht unser Ziel. Die phänomenologischen Untersuchungen sollten nur Mittel zur deutlichen Unterscheidung der Idee von ihren verschiedenen bloß phänomenalen Surrogaten sein.

§ 36. Individualideen.

Mehr beispielsweise der weiteren Aufklärung als der Vollständigkeit halber sollen hier noch einige besondere Komplexideen besprochen werden, die geeignet sind, das Verständnis des Bisherigen zu vertiefen und möglichen Einwendungen vorzubeugen. Von besonderer Wichtigkeit sind hier die Individualideen.

Man kann zunächst die Frage aufwerfen, ob es Individualideen überhaupt geben könne. Zwar der Einwand braucht kaum befürchtet zu werden, Ideen seien doch wesensmäßig unindividuell. Die Individualidee kann natürlich ihrem „stofflichen Was“ nach selbst niemals individuell sein, sondern sie wird sich lediglich auf bestimmte Individuen beziehen, ihnen ideell zugeordnet sein können. Die Individualität würde nicht die gesamte Individualidee durchdringen, wie sie das Individuum durchdringt, sondern sie würde in einer besonderen Stelle der Idee gleichsam aufgesammelt, konzentriert bleiben; die übrigen Elemente der Individualidee blieben unindividuell- numerisch.

Aber ist es nicht der Idee wesentlich, von allem Individuellen völlig abzusehen? Muß nicht bei jeder Ideation das Individuelle von vornherein ausgeschaltet werden? — Der Fall liegt, wie ich glaube, hier nicht anders wie im Verhältnis von Komplexeidos und Konstantidee. Die Konstantidee unterschied sich vom Komplexeidos vor allem durch ihre aufgeschlossene Gliederung. Fortgelassen war in ihr nichts. Warum soll es nun nicht möglich sein, das System der Materialelemente einer Idee auch durch das des Individuellen zu ergänzen, ohne daß wir damit die Ideosphäre verlassen? Nur daß in diesem Fall der Idee nicht erst ein besonderes Eidos zugeordnet wäre. Sie hätte vielmehr zum verbildlichenden Korrelat unmittelbar das einzelne Individuum. Weitere Exemplare oder „Beispiele“ könnte eine solche Individualidee natürlich nicht besitzen.

Natürlich genügt eine solche Überlegung nicht, um das tatsächliche Vorkommen von Individualideen zu erweisen. Indessen lassen sich Fälle aufzeigen, in denen so etwas wie das hier Gemeinte in

unserem Denken eine Rolle spielt. So sprechen wir von der Idee eines individuellen Menschen, etwa von der Idee des Messias, von der des deutschen Reichsgründers, von der Napoleonischen Idee oder der Faustischen Lebensidee, die auf ganz bestimmte Individuen zielen, auch ganz bestimmte Forderungen an sie stellen. Solch eine Idee ist durchaus nicht notwendig ein anschauliches Bild. Sondern gemeint ist eine Idee, prinzipiell nicht verschieden etwa von der Idee des Heiligen, des Übermenschen usw.

Die eigentliche Schwierigkeit bei den Individualideen liegt vielmehr darin, das Element genau zu bestimmen, das eine Idee zur Individualidee macht. Man spricht herkömmlicherweise von einem Individuationsmoment am Individuum, das aus einem Allgemeinen ein Individuelles macht. Individualität ist, wie früher gezeigt wurde, durch eine eigentümliche kernhafte Fülle ausgezeichnet, die sich besonders im Vergleich zur Idee und den numerisch-ideellen Gegenständen an ihr zeigt. Einen von der Idee aus entworfenen numerischen Gegenstand können wir auch noch mit dieser eigentümlichen Fülle ausstatten. Diesen das Individuum völlig durchdringenden Zug kann man nun als Individualmoment bezeichnen. Er ist das, wovon es vom numerischen Gegenstand aus gesehen durchdrungen ist, woraus es zutiefst besteht, sein Überschuß über das bloß Numerische.

Das ideelle Korrelat dieses Zuges kann nun als Idee-Element neben alle anderen Materialelemente einer Idee treten. Dies Individuationselement ist dabei nicht nur Materialelement. Es hat vielmehr zugleich eine Funktion. Es gebietet, das Bild der Idee mit der eigentümlichen Fülle auszustatten, die den individuellen Gegenstand als solchen charakterisiert.

Indessen, bisher war noch gar nicht von dem Individuellsten die Rede, was dies (inhaltlich vielleicht einem anderen völlig gleiche) Individuum zu diesem, jenes zu jenem macht. Wir sprachen nur von dem Gemeinsamen, von der eigentümlichen Fülle, die alle Individuen gleichmäßig von unindividuellen Gegenständen unterscheidet. Diese kann in der Tat einmal Urteilsthema sein. Als klarstes Beispiel sei die Idee des Individuums-überhaupt genannt, in der das Individuationselement-überhaupt, nicht ein ganz bestimmtes, eine entscheidende Rolle spielt, so in dem Satz: das Individuum ist der höchste Wert. Hier ist also der Tatbestand gegeben, den Ingarden für in jeder Idee verwirklicht hält (vgl. S. 166). Damit ist aber noch keine Individualidee, eine Idee eines ganz bestimmten Individuums gegeben. Dazu müßte jedes Individuationselement auf ein ganz bestimmtes, auf sein Individuum und kein anderes hindeuten. Das Individuationselement

muß dann also in jeder Individualidee verschieden sein. Diese Verschiedenheit braucht nicht in einer qualitativen Verschiedenheit zu bestehen. Sie liegt einfach darin, daß das eine Individuationselement funktionierend auf dies, das andere auf jenes Individuum hinweist. Was dabei die eigentliche, sozusagen metaphysische Substanz der Dies- und Jenes-Individualität ist, was die „Fülle“ dieses von der jenes Individuums unterscheidet (Individuationsprinzip), darauf brauchen wir dabei noch gar nicht einzugehen. Es genügt, daß die Idee eines bestimmten Individuums jeweils ein ganz bestimmtes Individuationselement enthält, das auf ein ganz bestimmtes Individuum hinweist.

In ganz analoger Weise wird es sich mit dem Element verhalten, das numerische, aber unindividuelle Gegenstände von den eigentlichen Ideen unterscheidet. In der Idee numerischer Gegenstände können wir dann ein dem Numeritätsmoment (S. 109 ff.) entsprechendes „Numerisationselement“ ansetzen, das die übrigen Materialelemente dieser Idee in der Verbildlichung numerisch vereinzelt, die Entwerfung des rein Numerischen aus der Idee heraus ermöglicht bzw. fordert.

§ 37. Echte und unechte, exakte und inexakte Artideen.

Wir haben im bisherigen lediglich die allgemeine inhaltliche Struktur der Ideen betrachtet, ohne ihre besonderen Inhalte und deren Eigenart zu berücksichtigen. Das würde offenbar ein Vielfaches dieser Arbeit erfordern. Immerhin müssen auch hier die Probleme aufgezeigt werden, die eine Untersuchung wie diese notwendig offenläßt.

Ein solches Problem ist vor allem das der echten und unechten Arten, das neuerdings stärker in den Vordergrund des Interesses gerückt ist. Lotze führt in seiner Logik das Beispiel des roten saftigen eßbaren Körpers an, der gleichmäßig Fleisch und Kirschen unter sich befaßt; ähnliche Beispiele wären: vierbeiniger Gegenstand (umfaßt Tisch und die meisten Säugetiere), nasser Gegenstand und vor allem statistische Kategorien. Solche Gegenständlichkeiten, über die sich eine Reihe eigener sinnvoller Aussagen machen lassen, unterscheiden sich deutlich von anderen wie eßbarer Gegenstand, Frucht, Möbel, Farbe usw. Es gilt nun, sich das Wesen und die Bedeutung dieses Unterschieds klarzumachen; ferner, was denn die unechten Arten eigentlich sind. Eine Lösung dieser Probleme, die Anspruch auf Endgültigkeit erhebt, kann und soll in diesem Zusammenhang nicht erstrebt werden. Es sollen nur die Probleme in dem Ausmaß geklärt

werden, daß von ihnen aus keine prinzipielle Bedrohung unserer bisherigen Ergebnisse zu befürchten ist.

Fasse ich zunächst einmal die Materialelemente des roten eßbaren Saftkörpers ins Auge und betrachte sie auf ihre sachlichen Beziehungen hin, so gewahre ich eine auffallende Zusammenhanglosigkeit? Was hat Röte mit Eßbarkeit oder Saftigkeit zu tun? Zwischen beiden besteht kein irgendwie einsichtiger Sachzusammenhang. Und fast ebenso steht es zwischen Eßbarkeit und Saftigkeit. Dieselbe sachliche Beziehungslosigkeit der konstitutiven Materialelemente läßt sich beim vierbeinigen und nassen Gegenstand feststellen. Es wird hier zum konstitutiven Inhalt der Idee eine vollständig periphere, akzidentelle Bestimmtheit der Einzelgegenstände genommen. Deren zentral-konstitutiver Inhalt, der für alle anderen Bestimmtheiten, deren Veränderungsmöglichkeiten und letztthin für die Gegenstandsidentität im Wechsel den Wesensgrund abgibt, schließt sich planlos und zufällig an die konstitutiven Materialelemente solcher Ideen an. Diese Idee ist inhaltlich gleichsam der auf den Kopf gestellte Einzelgegenstand.

Explizieren wir dagegen echte Arten, wie z. B. Adler, Vogel, Frucht in ihre Materialelemente, so stellen wir zwischen diesen durchgehende und den wirklichen Sachzusammenhängen in den Einzelgegenständen entsprechende Beziehungen fest. Was unter diese Ideen fällt, das ist auch innerlichst verwandt; es ist nicht nur auf ganz äußerliche und zufällige Eigentümlichkeiten hin zu einer Art zusammengefaßt. Es sind die zentralen und wesentlichen Elemente der Einzelgegenstände, die hier zu konstitutiven Materialelementen der Idee gemacht sind. Echte Arten sind hiernach diejenigen, die nicht willkürlich irgendwelche Elemente der Einzelgegenstände den konstanten und alternativen Idee-Elementen zugrunde legen, sondern die sich in ihrem Bau der materialen Struktur der Einzelgegenstände anpassen, ihre zentralen alle anderen beherrschenden und vorzeichnenden Bestimmtheiten möglichst lange und möglichst weitgehend konstant halten, kurz die „Wesensstruktur“ des Einzelgegenstandes berücksichtigen. Was das heißt, wird im folgenden Abschnitt (S. 220 f.) noch genauer erläutert werden.

Nun gibt es freilich Ideen, in denen Außenbestimmtheiten die konstitutiven Materialelemente sind, ohne daß ich wagen würde, sie deshalb als unechte Arten zu bezeichnen, wie die Ideen der meisten Kulturprodukte, z. B. Nahrungsmittel, Werkzeug, Fahrzeug. Sind auch hier die zentralen Bestimmtheiten der Einzelgegenstände zu konstitutiven Idee-Elementen gemacht? Können Außenbestimmt-

heiten überhaupt „zentral“ sein? — Nun glaube ich von vornherein, daß sich ein scharfer Unterschied zwischen echten und unechten Arten nicht wird machen lassen. Die Übergänge werden in gewissem Ausmaß immer fließend bleiben. Es scheint aber, daß mindestens bei Kulturprodukten (weniger oder gar nicht bei Naturgegenständen) Außenbestimmtheiten, besonders die Eignung zu bestimmten Zwecken, für den Einzelgegenstand zentral und für die Idee konstitutiv sind. Sie bilden hier das immanente Telos, den letzten Wesensgrund dieser Gegenstände, ihre wichtigsten anderen Bestimmtheiten sind als notwendige oder beste Mittel zu diesem Telos abzuleiten. Auch hier ist also letztlich die „Wesensstruktur“ des Einzelgegenstandes für den Aufbau der Idee maßgebend.

In diesem Zusammenhang braucht diesen Fragen nicht weiter nachgegangen zu werden. Hier kommt es nur noch darauf an, sich über die Bedeutung des Unterschieds der echten und unechten Arten klarzuwerden. Was sind eigentlich die unechten Arten? Man kann zunächst meinen, unechte Arten seien nicht etwa in der Weise unecht wie eine Fälschung oder ein Surrogat, also Arten minderen Ranges, die vorgeben etwas zu sein, was sie in Wahrheit nicht sind, ein unechter Edelstein etwa oder eine unechte Gesinnung. Vielmehr gebe es sie überhaupt nicht. Der nasse Gegenstand sei ein gegenstandsloser Begriff wie das tugendhafte Dreieck. Hier werde der Schein von etwas erweckt, dem in Wahrheit nichts entspricht. So liegt es nun offenbar nicht. Schon der Vergleich des gegenstandslosen Begriffs, der in sich widersinnig ist, und der unechten Art, die keine ontologische Unmöglichkeit enthält, zeigt den Unterschied. Die Saftfrucht (von der ich sinnvoll sagen kann, sie sei gesund), der grüne Gegenstand (der als solcher für das Auge angenehm ist) sind durchaus mögliche Gegenstände. Es ist sicher nicht angängig, die unechten Arten nominalistisch als bloße Gemeinnamen aufzufassen.

Mir scheint, daß die Bedeutung des unzweifelhaften Unterschiedes von echter und unechter Art nicht auf der Soseinsseite liegen kann. Sie wird vielmehr in der Richtung zu suchen sein, daß den echten Arten eine ganz andere Seinsform zukommt als den unechten. Während jene, was hier nicht näher ausgeführt werden kann, ein gewisses ideelles Eigensein haben — sie sind ja gleichsam in den Einzelgegenständen vorgezeichnet — sind diese mehr oder weniger willkürliche Denkschöpfungen. Ihre Seinsart wird also wahrscheinlich keine andere sein als die der phantasierten Gegenstände.

Wir brauchten danach den Unterschied der echten und unechten Arten in unserer rein auf das Wesen gerichteten Untersuchung nicht

weiter zu berücksichtigen. Für die ontologische, von der Existenzfrage bewußt absehende Betrachtung ist er ohne Bedeutung. Erst eine Untersuchung, die sich mit der Seinsform der Ideen beschäftigt, ferner eine solche, die sich den Ideen nach ihren materialen Besonderheiten zuwendet, wird diese Fragen genauer zu prüfen haben.

Noch von einer anderen Eigentümlichkeit der Ideen muß hier kurz die Rede sein, von dem Unterschied der exakten und inexakten Ideen, auf den besonders Husserl in seinen „Ideen...“ (§ 74) hinweist. Er demonstriert ihn am Unterschied morphologisch-biologischer „Wesen“ wie Doldenform, Zackenform usw. von mathematischen etwa geometrisch fest begrenzten „Wesen“ wie Gerade, Kreis usw. Die inexakten „Wesen“ sind wesensmäßig derart vage, daß es niemals mit Sicherheit möglich ist, zu sagen: Diese Art fällt bestimmt noch unter diese Gattung, die um ein Minimum abweichende dagegen sicher nicht mehr.

Wenn dem so ist, wie ist es dann möglich, daß die Idee aus gesonderten gegeneinander abgehobenen Materialelementen zusammengesetzt ist? Denn unsere bisherige Theorie scheint es notwendig zu machen, daß ein Materialelement entweder zur Idee gehört oder nicht. Es gibt höchstens Unklarheit der Erkenntnis darüber, ob die Idee ein bestimmtes Materialelement enthält. Das ist dann aber keine Unklarheit der Idee selbst, sondern nur eine Unklarheit unseres Bewußtseins von der Idee. Es könnte also scheinbar nach unserer Ideeauffassung keine inexakten Ideen geben.

Doch ist noch ein anderer Ausweg möglich. Sicher gibt es unscharfe Bilder von Einzelgegenständen, Schemata usw. Es gibt auch unklare Gruppen von Gegenständen, bei denen die Zugehörigkeit des einen oder anderen zur Gruppe nicht klar ist. Auch solche Gegenständlichkeiten können nun ohne vorherige Inhaltsbereinigung in Idee gesetzt werden. Dann gehört eben jene Unklarheit des zugrunde liegenden Ideesubstrats mit zu den Materialelementen der Idee. Die Idee selbst ist dann in ihrem inhaltlichen Geltungsbereich nicht klar begrenzt; aber sie ist damit nicht unvollständig.

Das darf freilich nicht so verstanden werden, als ob diese Ideen nun Ideen minderen Grades wären, da sie nicht auf den Einzelgegenständen selbst aufbauen, sondern auf unklaren Bildern von diesen. So wäre es in der Tat, wenn hier nicht materiale Besonderheiten des Ideesubstrats der letzte Grund für die inexakten Ideen wären. Es gibt in diesen Fällen zunächst bestimmte ausgezeichnete Fälle, „Idealfälle“, reine Verwirklichungen eines „Wesens“. Von diesen weichen die benachbarten Fälle immer mehr ab. Es läßt sich schließlich z. B.

beim Menschen kaum sagen, wo gar nichts mehr von Ansätzen der Verwirklichung dieses idealen Grundwesens gegeben ist. Klar und in der Natur der Sache vorgezeichnet sind hier nicht die Grenzen, sondern gleichsam nur der Mittelbereich der Idee Geltung. Alle scharfe Abgrenzung bleibt mehr oder weniger willkürlich. Es ist daher durchaus im Wesen der Sachlage begründet, wenn auch die Idee dieser Unklarheit des Ideesubstrates in den Einzelgegenständen Rechnung trägt, und die Unbestimmtheit einer Reihe von Materialelementen mit in ihren Inhalt aufnimmt. Über bestimmten Materialelementen bzw. Elementgruppen steht dann innerhalb der Idee ein eigenartiger Unbestimmtheitsindex. An der grundsätzlichen Struktur der Idee wird dadurch nichts geändert. Insbesondere hat die inhaltliche Unbestimmtheit dieser Ideen nichts mit der Unbestimmtheit zu tun, die wir früher als Ideicitätsprinzip abgelehnt haben.

Zu erwähnen ist hier noch, daß wir zu exakten Arten von den Einzelgegenständen aus in der Regel nur durch eine eigentümliche theoretische Idealisierung gelangen, von der bereits die Rede war (vgl. S. 141).

Pfänder unterscheidet in seiner Logik (S. 283 [149], 263 [129]) im ganzen fünf Arten von „Arten“. Hier sei kurz versucht, ihre Unterschiede von dem neugewonnenen Standpunkt aus zu beleuchten. Es handelt sich dabei um:

1. Die Art in jedem Fall (z. B.: Schwefel hat das spezifische Gewicht 2,06). Diese Artidee ist ontologisch nicht besonders strukturiert, ihre Eigenart besteht lediglich in der Außenbestimmtheit, daß ein auf sie bezügliches Urteil auch für sämtliche ihr entsprechenden Exemplare Geltung hat.

2. Die Art im Normalfall (z. B.: Der gemeine Adler ist 95 cm groß). Hier handelt es sich um die Artidee, die der vollen „Auszeugung“ eines im Einzelgegenstand immanent vorgezeichneten Grundplans entspricht. Auf ihn gehen die Materialelemente der Idee in ihrem Zusammenhang zurück.

3. Die Art im Durchschnittsfall (z. B.: Die Frau ist kleiner als der Mann). Für die Zusammengehörigkeit der Materialelemente dieser Artidee ist die statistische Häufigkeit entsprechender Verhältnisse in den Einzelgegenständen entscheidend.

4. Die Art im typischen Fall (z. B.: Das Kind ist egozentrisch beschränkt; vgl. hierzu auch die übertreibende Karikatur). Der Zusammenhang der Materialelemente in der Idee beruht hier auf einer eigenartigen in den Einzelgegenständen angelegten Entartungstendenz, die durch eine eigentümliche theoretische Idealisierung (der natürlich

keine Wertung zugrunde liegt) gleichsam in Reinkultur dargestellt werden kann.

5. Die Art im Idealfall (z. B.: Die Frau ist die Liebe). Auch hier liegt eine Artidee vor, deren Materialelemente so zusammenhängen, daß sie ein charakteristisches, hier ideales Extrem der allgemeineren Art verbildlichen.

Abschließend sei hier noch begründet, warum wir uns nicht mit den Bezeichnungen Art und Gattung begnügten und für beide den Oberbegriff Idee verwendeten. Zunächst sind Art und Gattung beides relative Bezeichnungen. Ein gemeinsamer Oberbegriff für sie fehlt im Deutschen. Zudem besteht bei ihnen immer die Gefahr der Verwechslung mit der realen Gattung und Klasse (vgl. S. 89). Und schließlich kann man Individualideen nicht mehr gut als Arten bezeichnen.

§ 38. Kinetische Ideen.

Hier soll noch ein Hinweis auf eine Gruppe von praktisch sehr wichtigen Ideen folgen. Alle bisher behandelten Ideen waren in gewissem Sinne statisch; d. h. sie entsprachen starren ruhenden Einzelgegenständen, nahmen in keiner Weise auf deren mögliche Veränderungen Rücksicht. So ist es indessen nicht notwendig.

Zum Wesen des Lebewesens gehört es, daß es eine bestimmte Entwicklung durchmacht; daß Elemente hinzukommen und verschwinden, sich entfalten und ausgewechselt werden usw. Diese Eigentümlichkeiten können nicht nur bei weiteren Komplexideen, sondern auch schon bei den engsten Eidä, ja bei den Individualideen vorkommen. Mit Rücksicht auf diese Vorgezeichnetheit möglicher Veränderung der Einzelgegenstände in der Idee mag diese *kinetische Idee* heißen.

Man kann zunächst meinen, hier handle es sich um ganz gewöhnliche Alternativideen. Die verschiedenen neuauftretenden und wieder verschwindenden Teile des Einzelgegenstandes seien eben Korrelate obligatorischer Alternativenelemente in der Idee. In der Tat gehört zum vollen Verständnis der kinetischen Idee nicht nur die Kenntnis der Elemente ihres Exemplars in einem einzigen Stadium, sondern die aller in den verschiedenen Entwicklungsperioden. Dabei darf nicht das Mißverständnis aufkommen, als könne die Idee der Entwicklung eines Lebewesens nur durch Auflösung der anschaulichen Entwicklungskontinuität in unendlich viele Elemente oder durch Erfassung von deren Zusammenhangsgesetz erreicht werden. Sondern ebenso wie sich ein anschauliches Eidos des statischen So-Grün finde, gibt es auch ein Eidos, ein eidetisch geschlossenes Bild der So-Ent-

wicklung, das im kontinuierlichen Wandel der Entwicklungszustände adäquat erfaßt werden kann; diesen Wandel können wir uns auch durch kontinuierliche Vorstellungsvariation desselben Objekts veranschaulichen. — Aber auch die nicht-eidetische nach Elementen aufgelockerte kinetische Idee im engeren Sinne unterscheidet sich noch von der statischen Alternatividee. Denn erstens muß jeder Einzelgegenstand, der unter die Idee fällt, alle oder eine ganz bestimmte Gruppe der Materialelemente (die obligatorischen) der kinetischen Idee einmal an sich verwirklichen, und zweitens muß er das unter Umständen in einer ganz bestimmten Reihenfolge. Ohne das ist er kein Exemplar dieser Idee. Die Reihenfolge ist bereits durch die Idee selbst vorgezeichnet. Es ergibt sich daraus eine eigenartige Gliederung und Struktur der kinetischen Ideen, bewirkt durch ganz besondere Funktionselemente (genauer: Alternantia), die das zum Ausdruck bringen. Einzelheiten gehören wieder nicht in diesen Zusammenhang.

Doch sei betont, daß es solche kinetischen Ideen nicht nur auf biologischem Gebiet gibt. Auch auf historischem haben sie ihre Stelle, so etwa, wenn von der deutschen Kunst, dem römischen Recht und ihrer Geschichte die Rede ist. In deren Wesen gehört die Entwicklung und Entfaltung nach ganz bestimmten Wesensgesetzlichkeiten mit hinein. Die Struktur dieser Ideen wird sich prinzipiell von der oben geschilderten nicht unterscheiden. Ihre Besonderheit liegt in dem eigentümlichen Zusammenhangsgesetz ihrer Materialelemente; verstehbare Motivation spielt dabei eine maßgebende Rolle. Ihr Substrat bilden vor allem Individuen, die sich nicht bildlich veranschaulichen lassen. Ihre adäquate Erfassung ist dann einzig durch kinetische Individualideen möglich.

Man wird hier auch an die im Anschluß an Ranke in der Geschichtswissenschaft als Ideen bezeichneten Gegenständlichkeiten denken. Was bei Ranke unter diesen Ideen zu verstehen ist, läßt sich kaum eindeutig feststellen. Auch seine Beispiele bringen keine genügende Klarheit. Das aber, was begrifflich von ihm als Idee beschrieben und definiert wird, fällt offenbar unter eine ganz andere ontologische Kategorie als die hier behandelten Ideen. Danach wären die Rankeschen Ideen „herrschende Zeittendenzen“, „nicht bloße Gedanken, sondern in erster Linie Tendenzen, an denen die Bedürfnisse des Willens und Gefühle mehr Anteil haben als der Intellekt“ (Meinecke, Hist. Z. 111 [1913] S. 585). Tendenzen (ein im übrigen sehr aufklärungsbedürftiges Gebilde) gehören unter die „Kategorie“ der realen (wenn auch nicht notwendig mechanischen)

individuellen Kräfte und Wirkungsmächte, nicht unter die der ideellen anumerischen Gegenstände.

Unter Umständen wird auch einmal eine Idee im Sinn dieser Arbeit sich als wirksame „Kraft“ erweisen können. Ihrem inneren Wesen nach ist sie aber sicherlich keine „Krafttendenz“. Wie freilich solche Ideen dann als „Kräfte“ auf Reales wirken können, das ist eine Frage, die in diesem Zusammenhang nicht mehr beantwortet werden kann.

V. Abschnitt.

Idee, Begriff und Wesen.

Vorbemerkung.

Wer sich vor der Idee scheut, hat auch
zuletzt den Begriff nicht mehr.

Goethe (Sprüche in Prosa).

Die bisherigen Untersuchungen galten noch ausschließlich der Idee. Dabei wurden aber verschiedentlich Theorien berücksichtigt, die sich zum mindesten dem Namen nach auf anderes, auf Begriffe und Wesen, bezogen. Es blieb dabei offen, ob diese Theorien im Grunde schon die Idee selbst meinten oder ob nur eine mögliche Übertragung auf diese vorlag. Die Frage nach dem Verhältnis von Idee, Begriff und Wesen ist jetzt nicht mehr aufschiebbar. Die Klärung dieses Punktes ist für jede Ideenlehre von entscheidender Bedeutung.

In diesem letzten Abschnitt wird es sich äußerlich betrachtet im wesentlichen um terminologische Auseinandersetzungen handeln. Aber terminologische Divergenzen haben immer einen mehr als terminologischen Hintergrund, sofern es nicht lediglich um Namensfragen geht. Meist beruhen sie auf einer ungenügenden Beachtung und Analyse der Phänomene. Im Grunde wird es sich also darum handeln, diese Phänomene zu klären. Eine erschöpfende Behandlung ist dabei natürlich nicht beabsichtigt. Es kann nur versucht werden, unsere Ergebnisse gegen sonst zu erwartende Einwände zu sichern und zugleich anzudeuten, in welcher Richtung hier weitergegangen werden müßte. In diesem Zusammenhang wird zugleich die allgemein ontologische und logische Bedeutung unserer Ergebnisse sichtbar werden.

Erster Teil: Idee, Begriff und Bedeutung.

§ 39. Begriff und Bedeutung bei Husserl und Pfänder.

Vor den Logischen Untersuchungen Husserls glaubte die Logik bezüglich des Verhältnisses von Begriff und Bedeutung zu Wort und Gegenstand vor einem sehr einfachen Sachverhalt zu stehen (vgl. z. B. John Stuart Mill). Jedes Wort meinte einen bestimmten Gegenstand bzw. war mit ihm assoziativ verbunden. Dieser war im Verhältnis zum Wort dessen Bedeutung und bestand in einem realen Gegenstand oder in einem ideellen, d. h. einem Begriff. Der Begriff war dabei im traditionellen Sinne wesentlich mit dem identisch, was hier als Idee bezeichnet wurde. Das ist zugleich der Grund, warum wir ohne Bedenken Theorien, die sich dem Namen nach auf den Begriff bezogen, sofort auf die Idee übertragen durften. Den drastischsten Beweis für diese Behauptung liefert neben anderem die Geschwindigkeit, mit der man Husserl nicht anders wie Plato Begriffsrealismus vorwarf. Das lag viel weniger daran, daß den Kritikern die Idee unbekannt gewesen wäre. Eigentlich wendete man sich nur gegen die vermeintlich in Husserls Ausführungen enthaltene Hypostasierung des Idee-Begriffs. Was aber auch dem Wesen, dem bloßen Sosein, nicht nur der Seinsart nach unbekannt war, das war, wie sich seitdem immer deutlicher gezeigt hat, gerade der von der Idee unterschiedene Begriff und die Bedeutung. Die von Husserl aufgestellten Unterschiede wurden meist überhaupt nicht gesehen. Für eines von beiden, für Begriff oder Idee, war unter den bekannten Phänomenen kein Platz.

In der Tat ist die Frage nach dem Wesen der Begriffe sehr viel schwieriger zu beantworten, als die nach dem Wesen der Idee. Gerade neueste logische Arbeiten haben gezeigt, daß es der Logik bisher noch nicht gelungen ist, sie einwandfrei zu lösen. — Wir halten als für uns in diesem Zusammenhang wesentlich fest: Die traditionelle Logik begnügt sich mit einer Zweischichtigkeit der gedanklichen Ausdrucksgilde. Es gibt nur die Schicht der Worte und die Schicht der Gegenstände. Zwischen beiden besteht lediglich eine gedankliche Verbindung, ein gedachtes assoziatives Band, dem keine materiale, qualitativ-differenzierte Gegenständlichkeit zukommt.

Dieses Bild ist nun durch Husserl und die auf ihn aufbauenden Logiker vollkommen verschoben worden. Zwischen das Wort und den gemeinten Gegenstand tritt der Begriff oder die Bedeutung als selbständige Gegenständlichkeit (vgl. z. B. Log. Unters., Bd. II S. 42 ff.,

bes. S. 47). Statt der traditionellen Zweischichtigkeit: Wort-Gegenstand, haben wir nunmehr drei aufeinander bezogene Schichten: Wort-Bedeutung (auch Begriff oder Sinn) - Gegenstand.

Es bedarf zunächst einer genaueren Klärung dessen, was Husserl hier unter Bedeutung versteht. Ursprünglich setzt er Bedeutung und Begriff miteinander und mit einer bestimmten Bedeutung von Sinn völlig identisch (vgl. *Log. Unters.*, Bd. II S. 52, 34). Nach der Dissertation von E. Heinrich (*Untersuchungen zur Lehre vom Begriff* 1910) zu schließen, scheint freilich Husserl später noch eine weitere Bedeutungs-differenzierung vorgenommen zu haben derart, daß der Begriff einen Teil der Bedeutung bildet, nämlich die Aktmaterie im Gegensatz zum Akt; beide zusammen machen erst die volle Bedeutung aus. Daß bei Husserl häufig die Idee des bedeutenden Aktes als die Bedeutung selbst aufgefaßt wird, soll hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden (z. B. *Log. Unters.*, Bd. II S. 100). Indessen, die Idee eines Aktes kann niemals etwas Aktjenseitiges, Logisches ergeben, sie führt uns nicht aus dem psychologischen Gebiet heraus. Aus demselben Grunde scheint mir auch die eben erwähnte Unterscheidung von Begriff und Bedeutung (abgesehen von allen anderen Bedenken) keine logisch bedeutsame zu sein. Vermutlich wird sie Husserl inzwischen selbst aufgegeben haben auf Grund der radikalen Unterscheidung noetischer Akt- und noematischer Gegenstandsgebilde (z. B. *Log. Unters.* Bd. I, Vorwort zur 2. Aufl. S. XIVf.). Im Folgenden sollen Begriff und Bedeutung zunächst nur in der Weise unterschieden werden, wie das bei Pfänder geschieht (*Logik* S. 272 [139]). Die vermeinte Gegenständlichkeit zwischen Wort und Gegenstand ist danach als Begriff zu bezeichnen; im Verhältnis zu einem etwa mit ihm verknüpften Wort erscheine dieser Begriff als dessen Bedeutung.

Worum es sich bei Husserl handelt, das kann am ehesten aus seinen Beispielen klargemacht werden. Spreche ich von Napoleon einmal als dem Sieger von Austerlitz, ein andermal als dem Besiegten von Waterloo, so ist beidemale ein und derselbe Gegenstand gemeint und betroffen, es liegen aber nicht nur ganz verschiedene sprachliche Ausdrücke vor, sondern derselbe Gegenstand wird offenbar auch in ganz verschiedener Weise logisch erfaßt. In beiden Formulierungen ist Verschiedenes enthalten, obgleich sie auf identisch Dasselbe hindeuten. Das unmittelbar Vermeinte, der „Denkinhalt“, durch den hindurch auf den gemeinten Gegenstand hingezeigt wird, das ist hier die Bedeutung (der „formale Begriff“ der Scholastik; vgl. Goclen, *Lex. phil.* p. 428). Im Gegensatz dazu ist der Gegenstand das mittelbar durch diese Denkinhalte hindurch Gemeinte (der „objektive

Begriff“). Bedeutung ist das, was ein Ausdruck über den gemeinten Gegenstand aussagt (Log. Unters., Bd. II S. 46). Besonders instruktiv ist dafür ein Fall wie der des runden Vierecks. Einen einheitlichen Gegenstand für diesen Ausdruck gibt es nicht. Dennoch liegt mehr vor als bei einem bloßen Abracadabra. Dieses Mehr sind eben die Bedeutungen. Ein Fall, wo gleichfalls Bedeutungen ohne Gegenstände vorkommen, sind etwa die Bedeutungen von Wörtern, so wie sie im Lexikon stehen. Sie scheinen hier gleichsam außer Funktion gesetzt und keinen eigenen Gegenstand mehr zu meinen. — Wichtig ist, daß Wort und Begriff nicht notwendig aneinandergelagert sind. Wir können einen Begriff bereits erfaßt haben, zu dem uns das zugehörige Wort noch fehlt, so vor allem vor der Prägung einer neuen Bezeichnung für einen neugefundenen Gegenstand.

An dieser Stelle soll noch keine eigentliche Kritik an diesen Anschauungen geübt werden. Trotzdem erweist sich die wiedergegebene Auffassung des Sachverhalts mindestens als ergänzungsbedürftig. Das, was in einem Ausdruck von einem Gegenstand ausgesagt wird, das, wodurch er bestimmt ist, liegt noch durchaus in der Sphäre des Gegenständlichen, ist eine „Eigenschaft“, eine Bestimmtheit, ein gegenständlicher Zug an ihm. Das ist aber nichts spezifisch Logisches, sondern etwas Ontologisches.

Wesentlich eindeutiger ist deshalb die Charakterisierung, die Pfänder in seiner Logik vom Wesen des Begriffs bietet (Logik, II. Abschnitt). Der Begriff ist danach dasjenige Gebilde, das aus sich heraus den (Formal-) Gegenstand entwirft. Je nach der Verschiedenheit der von den Begriffen entworfenen Gegenstände sind auch die Begriffe inhaltverschieden. Begriff und Gegenstand sind aber nicht etwa einander ähnlich, sondern nur intentional aufeinander bezogen; niemals sind die Begriffe Abbilder der Gegenstände. Den Teilen des Gegenstandes entsprechen jeweils eigene Begriffselemente; diese sind ihrem Wesen nach „Meinungen“ (S. 275 [141]). Über die Konfiguration dieser Elemente im Begriff spricht sich Pfänder nicht näher aus. Wesentlich ist ihnen die Leistung, zusammen einen Gegenstand aus sich heraus zu entwerfen.

Solche Begriffe können nun offenbar nicht selbst vom Gegenstand ausgesagt werden, wie das bei Husserl schien. Sie vermitteln also höchstens die Aussage einer Bestimmtheit von einem Gegenstand. Insofern ist das besondere Bedenken, das sich gegen Husserls Begriffslehre richtete, hier hinfällig. Nur in einem bereits früher berührten Punkte (vgl. S. 76 f.) scheint mir die Pfändersche Formulierung berichtigt werden zu müssen. Begriffen kann ein Tun, also

auch ein Entwerfen nur in einem übertragenen Sinne zugeschrieben werden. Im einzelnen sei auf die Ausführungen an der genannten früheren Stelle verwiesen. Der adäquate Ausdruck des Sachverhaltes schiene mir zu sein, daß die Begriffe die Entwerfung von Gegenständen ermöglichen und darüber hinaus fordern. Denn es handelt sich jedenfalls um mehr als eine bloße „tote“ Möglichkeit, es ist irgendwie der „Sinn“ der Begriffe, der sich in der Gegenstands-entwerfung erfüllt. Das ist natürlich noch nicht im Sinne eines grundsätzlichen Einwandes aufzufassen, sondern nur als eine eindeutigere Formulierung dessen, was diese Theorie meint. Darüber hinaus scheint es allerdings von grundlegender allgemein-philosophischer Bedeutung zu sein, daß die logischen Grundgebilde die Struktur des ideellen Sollens (Forderns eines bestimmten gedanklichen Geschehens) aufweisen, also Sollgebilde sind.

Gehen wir von diesem Bild der Sachlage aus, so ist natürlich die Unterscheidung von Idee und Begriff sehr einfach. Jeder Idee entspricht ein von ihr unterschiedenes Meinungsgebilde, durch das sie entworfen wird. Von einer Identität beider kann keine Rede sein. Es fragt sich indessen, ob sich diese scharfe Unterscheidung auch bei genauerem Hinsehen in dieser Form aufrechterhalten läßt.

§ 40. Zur Kritik. — Es gibt keine einfachen direkt-entwerfenden Begriffe. — Einfache Bedeutungen.

Ehe wir zur eigentlichen Kritik dieser Lehren übergehen, scheint es nötig, noch eine Reihe weiterer Unterscheidungen in das wieder-gegebene Bild der Sachlage einzuzuzeichnen.

Grundlegend für unsere weiteren Überlegungen ist der Unterschied von *einfachen* und *zusammengesetzten* Begriffen oder Bedeutungen, der innerhalb der eben charakterisierten Begriffe zu machen wäre und der sich als solcher auch bei Heinrich (a. a. O. S. 99) findet. Einfache Begriffe wären dann solche, die gleichsam mit einem Schlag unmittelbar und einheitlich einen Gegenstand aus sich heraus entwerfen, z. B. die Begriffe Napoleon, Italien, Gold, Gelb; zusammengesetzte Begriffe sind solche, die erst mit Hilfe mehrerer einfacher Begriffe ihren Gegenstand erfassen wie „der Sieger von Austerlitz“, „das Land Dantes und Virgils“, „das gelbe glänzende Metall vom spezifischen Gewicht 19,3“, „die Farbe, der die Ätherwellenlänge 590 $\mu\mu$ entspricht“. Im allgemeinen gibt die Vielheit der Wörter einen zuverlässigen Index für die Zusammengesetztheit der Begriffe. In zusammengesetzten Wörtern sind meist auch schon die

Begriffe verschmolzen. Es ist sogar zu vermuten, daß der vom Deutschen abweichend^{en}, in mehrere Worte zerlegenden Formulierung fremder Sprachen auch mehrere Begriffe, also eine veränderte logische Struktur entspricht, es sei denn, diese Elemente sind durch Bindestriche verbunden, die sicher logisch nicht bedeutungslos sind. Im Deutschen ist dagegen mit dem zusammengesetzten Wort nur ein einfacher Begriff verbunden. Man vergleiche Begriffe wie „Tatsache“ und „matter of fact“. — Der gemeinte Unterschied hat nichts zu tun mit dem der einfachen und zusammengesetzten Begriffe nach Pfänder (a. a. O. S. 277). Einfachheit hat dort die Bedeutung der Unteilbarkeit in weitere Begriffe, während hier nur an aktuelle Teillosigkeit, an das Fehlen weiterer Begriffe als natürlicher Elemente eines Gesamtbegriffes gedacht wird. — Es bedarf kaum eines Hinweises, daß einfache wie zusammengesetzte Gegenstände, Individuen wie Ideen unterschiedslos von einfachen wie zusammengesetzten Begriffen bezieht werden können.

Nicht minder wichtig ist eine Unterscheidung, die noch innerhalb der einfachen Begriffe eingeführt werden muß, die der direkten vollen und der indirekten unerfüllten Begriffe. Die direkte Bedeutung ist diejenige, die den Gegenstand unmittelbar selbst bezieht in seiner ganzen Gegenstandsfülle ohne Hervorhebung irgendeiner besonderen Bestimmtheit an ihm; so etwa Sokrates, Gold (in: „Gold ist ein Metall“). Der indirekte Begriff bezieht zwar gleichfalls den ganzen Gegenstand, kommt aber auf einem ganz anderen Wege an ihn heran. Das eindeutigste Beispiel geben hier okkasionelle Ausdrücke in konkreter Funktion wie „dieser“, „heute“ usw. Hier liegt zwar ein einfacher Begriff vor; aber er gibt uns nicht den gemeinten Gegenstand unmittelbar in seiner ganzen Fülle. Unmittelbar gegeben ist durch ihn nur seine okkasionelle Bestimmtheit. Aus ihr muß der volle Gegenstand erst abgeleitet werden. Er kann hier also nur indirekt durch seine okkasionelle, aber in der konkreten Situation durchaus eindeutige Bestimmtheit hindurch entworfen werden. Daß alle zusammengesetzten Begriffe auch indirekte Begriffe sind, versteht sich von selbst.

Es ist nun auf den ersten Blick eine auffallende Tatsache, daß es zu einem Gegenstand jeweils nur eine einzige direkte Bedeutung gibt. Unbegrenzt dagegen ist stets die Zahl der indirekten Bedeutungen. Bei ihnen bedarf es deshalb in der Tat eines eigentümlichen logischen Zwischengebildes, das erklärt, wie ein und derselbe Gegenstand in verschiedener Weise gefaßt und entworfen werden kann. Wie aber steht es bei den einfachen direkten Begriffen?

Gehen wir hier zur Analyse einzelner Sachverhalte über! Als Beispiel nehmen wir die Subjektsgelände in Sätzen wie: „Sokrates ist ein Mensch“, „Gold ist schwer“. In beiden Fällen handelt es sich angeblich um direkte einfache Begriffe, die die Subjektsgelände entwerfen. Bei unbefangener Betrachtung scheint es mir indessen unmöglich, an der Subjektsgelände etwas anderes aufzufinden als das Wort Sokrates und den Gegenstand, den es meint (zunächst als Formalobjekt). Lediglich ein Meinungsstrahl geht vom Wort zum Gegenstand hinüber, der in sich keinen „Stoff“ enthält (vgl. S. 64). Ein materialhaltiges Zwischengelände dagegen, das etwas über den Gegenstand aussagt oder seine Entwerfung ermöglicht, scheint mir im Fall der direkten Meinung nicht feststellbar zu sein. Unmittelbar weist das Wort hier auf den Gegenstand in seiner ganzen Fülle hin, so wie er dasteht, läßt ihn nicht etwa irgendwie aus sich hervorgehen. Eine Sokratesbedeutung neben dem Sokrates selbst würde eine zwecklose Verdoppelung enthalten. Die Bedeutung des Wortes Sokrates ist eben in gewissem Sinne der reale Sokrates selbst in seiner Eigenschaft (Rolle) als Meinungsgegenstand des meinenden Wortes Sokrates. In der Tat scheint es im allgemeinen der Meinungsgegenstand zu sein, nicht ein imaginärer Begriff, den wir mit der Frage nach der Bedeutung eines Wortes erfahren wollen; so etwa, wenn wir fragen: „Was bedeutet das Wort ‚Volumen‘, was ist seine Bedeutung?“ — Antwort: „Die Eigenschaft eines Körpers, Raum zu erfüllen“, also eine ontologische Bestimmtheit, nichts Logisches¹⁾.

Damit soll freilich nicht behauptet werden, daß das, was man gemeinhin als Bedeutung bezeichnet, immer mit dem intentionalen Gegenstand identisch sei. Nicht grundlos klingt es lächerlich, wenn ich sage: „Die Bedeutung des Wortes Sokrates lebte von 469 bis 399 v. Chr.“; ja es ist geradezu falsch, sich so auszudrücken. Denn die Bedeutung des Wortes ist nicht verurteilt und getötet worden, sondern sie besteht auch heute noch. Das zeigt uns, daß das Wort Bedeutung auch noch einen Eigensinn haben muß (den das Wort Begriff nicht teilt!), daß Bedeutung in der Tat etwas Drittes neben Wort und Gegenstand sein kann, nur daß es sich nicht mit dem deckt, was man neuerdings darunter verstehen und zum Fundament der Logik machen wollte. Die Bedeutung des Wortes Sokrates verstehen ist etwas

1) Als unmöglich erweist sich diese Antwort freilich auf die Frage: „Was ist der Begriff von Volumen?“ Hier wird deutlich, daß das, was wir im alltäglichen Leben als Begriff bezeichnen, und was wir im folgenden Paragraphen dafür neu aufnehmen werden, sich wesentlich stärker von der „Bedeutung“ unterscheidet, als das bisher angenommen wurde.

anderes als das be-deutende Wort oder den be-deutenden Menschen Sokrates verstehen; schon der Ausdruck Verstehen müßte hier offenbar jedesmal einen verschiedenen Sinn haben.

Die Bedeutung eines Wortes erfasse ich dann, wenn ich erkenne, auf welchen Gegenstand das Wort hindeutet, wohin der dem Wort beigelegte intentionale Meinungsstrahl zielt. (Auch dieses dem Wort beigelegte Meinen scheint weniger ein Tun von ihm als ein in ihm enthaltenes ideelles F o r d e r n eines Tuns bzw. Geschehens zu sein.) Dieser Gegenstand braucht im Bedeutungsverstehen durchaus nicht selbst gegenwärtig zu sein. Es genügt das Erfassen der Meinungsrichtung, das vermeintliche Wissen, wo der gemeinte Gegenstand zu finden ist. Dieses Meinen (der „Meinungsstrahl“) schafft so zunächst eine intentionale Stellungenrelation zwischen Wort und Gegenstand (vgl. auch S. 64). Auf dieser Beziehung sind wieder mannigfaltige Relationsbestimmtheiten der Relationsglieder aufgebaut. Die Relationsbestimmtheiten des Wortes, die darin besteht, daß es kraft des vom Wort ausgehenden Meinungsstrahls und der darauf aufgebauten intentionalen Stellungenrelation auf einen bestimmten Gegenstand hinzeigt, scheint mir nun dasjenige zu sein, was man gemeinhin als Bedeutung des Wortes bezeichnet. Die Bedeutung des gegenstandsmeinenden Wortes Gold ist seine „Eigenschaft“, den Gegenstand Gold zu meinen. Diese Bedeutung habe ich verstanden, wenn ich weiß, ob das Lautgebilde außer seiner inneren Zusammensetzung noch die Eigenschaft hat, den Gegenstand Gold zu bezeichnen. Entsprechend ist die Bedeutung von Funktionswörtern ihre „Eigenschaft“, einen gedanklichen Vorgang zu fordern. Die Bedeutung ist demnach die Außenbestimmtheit eines Wortes im Hinblick auf seinen Meinungsgegenstand, also etwas Unselbständiges am Wort, keine eigene Gegenständlichkeit zwischen Wort und Gegenstand, die ein selbständiges Gebiet für eine Wissenschaft von den Bedeutungen abgeben könnte. Wir kehren damit bezüglich der einfachen direkten Bedeutungen im wesentlichen zur alten Zweisichtenanschauung zurück.

Zur weiteren Charakterisierung dieser ontologischen Struktur sei noch erwähnt: Das Interjekt der Bedeutungsbeziehung, der Meinungsstrahl, durch den Wort und Gegenstand verbunden sind, ist stofflich überall gleich. Wollte man diesen Meinungsstrahl Begriff nennen, so gäbe es nur völlig gleiche Begriffe. Nur die verschiedene Richtungsbestimmtheit dieser Meinungsstrahlen, die keine Innenbestimmtheit in ihnen ist, weist uns von den Worten aus einmal auf diesen, ein andermal auf jenen Gegenstand. Wodurch könnte auch der bloße Meinungsstrahl sonst qualitativ differenziert sein? — Darin

liegt freilich, daß der einfache Meinungsstrahl nicht imstande ist, Gegenstände zu entwerfen. Er greift nur einzelne aus den uns bekannten Gegenständen heraus, holt sie aus der Masse unserer Vorstellungsinhalte hervor. Gegenstände neu zu entwerfen vermag nur der zusammengesetzte Begriff, von dem noch die Rede sein wird. Der schlichte Meinungsstrahl dagegen kann prinzipiell nur bereits gegebene Gegenstände thematisch herausgreifen, braucht aber auch gar nicht mehr zu leisten. Im einzelnen ließe sich das freilich nur an Hand einer ausführlichen Analyse des Wesens des logischen Entwerfens, seiner Mittel und seiner Möglichkeitsbedingungen dartun. Dabei wäre auch zu prüfen, wodurch etwa der behauptete einfache Begriff Schwefel befähigt sein könnte, den Gegenstand Schwefel aus sich heraus neu zu entwerfen. Müßte er dazu nicht eine Art von Miniaturbild des Gegenstandes enthalten, analog dem Bildchen auf dem Diapositiv?

Es ist natürlich auch ausgeschlossen, hier eine genauere Analyse des neugefaßten Bedeutungsphänomens zu geben. Das würde von dem eigentlichen Ziel dieser Arbeit, das immer ein ontologisches bleibt, zu weit abführen. Nur folgende Punkte seien noch zur Klärung hervorgehoben:

1. Bedeutung ist als Außenbestimmtheit ihrem Wesen nach an Worte oder sonstige meinende Symbole, z. B. Schriftzeichen, geknüpft. Sie ist immer Bedeutung von etwas. Wort und Bedeutung sind natürlich voneinander verschieden. Aber sie bleiben trotzdem aneinander gebunden. Wohl kann ich durch schlichten Hindeutungsakt einen Gegenstand wortlos meinen. Aber eine Bedeutung kann einen Gegenstand immer nur meinen als Bedeutung eines Wortes.

2. Jedes gegenstandsmeinende Wort (soweit die Worte nicht synonym sind als Träger gleicher Bedeutungen, wie etwa München, Munich, Monaco), hat seinen eigenen unmittelbaren Gegenstand, Gegenstand hier im weitesten Sinne verstanden. Gegenstandslose Bedeutungen kann es — das wird im folgenden noch deutlicher werden — nur bei zusammengesetzten Bedeutungen geben. Nur durch die Beziehung auf einen unmittelbaren Gegenstand hat ein Wort überhaupt eine Bedeutung. Es ist also unzutreffend, daß es mehrere direkte Bedeutungen für denselben Gegenstand, und verschiedene Gegenstände für dieselbe direkte (unmittelbare) Bedeutung gibt. — Auch das Wort, losgelöst von jeder Funktion, etwa im Lexikon, hat seinen unmittelbaren Gegenstand, nur daß dieser noch nicht in der eigentümlichen Weise logisch funktioniert, von der noch die Rede sein soll.

Man wird nun sicher einwenden, das intentionale Gegenstück von Wörtern wie „Pferd“, „Mensch“ usw. sei doch kein Gegenstand;

erst wenn wir von dem Pferd, dem Menschen usw. reden, könne überhaupt von einem Gegenstand gesprochen werden. Vorher liege etwas gänzlich Unbestimmtes, ontologisch noch völlig Ungreifbares vor. Das wird indessen zunächst weitgehend davon abhängen, was man unter Gegenstand versteht. Man kann damit einmal alles Meinbare überhaupt bezeichnen. Man kann, wie es hier geschieht, darunter alles Meinbare mit Ausnahme der gerade meinenden Wörter, Bedeutungsbeziehungen und Bedeutungsbestimmtheiten begreifen. Oder man kann, wie das häufig in der phänomenologischen Philosophie geschieht, darunter lediglich thematisch gefaßte, „zum Gegenstand“ gemachte Gebilde verstehen, zu denen auch das Nichts gehören kann. Er ist dann das, von dem etwas gemeint wird. Diese Bedeutung ist also wesensmäßig relativ auf unser jeweiliges thematisches Interesse. Daneben kämen noch eine Reihe von engeren Bedeutungen in Betracht, die etwa Gegenstand in Gegensatz zu Eigenschaft oder Bestimmtheit, Relation usw. setzen, die aber hier von vornherein außer Betracht bleiben. — In keinem Falle aber darf der Umstand, daß die unmittelbaren Gegenstände einfacher direkter Ausdrücke oft in eigentümlicher anumerischer Unbestimmtheit dastehen, einen Einwand gegen ihre Gegenständlichkeit bilden. Diese Unbestimmtheit war ja das Kennzeichen eines ganzen ontologischen Gegenstandsreichs, eben des Ideenreichs. Sprachliche Besonderheiten, wie etwa der Einfluß der Artikellosigkeit im Deutschen auf die Vollständigkeit des Ausdrucks, brauchen uns hier nicht zu berühren; vgl. hierzu auch S. 101.

Von größerer Bedeutung als diese Überlegungen scheint die Auseinandersetzung mit Argumenten zu sein, die mehr auf indirektem Wege einfache Begriffe auch im Fall der direkten Meinung notwendig zu machen scheinen. Es besteht ein evidenten Unterschied zwischen einem Urteilsgedanken und dem von ihm gemeinten Sachverhalt, der jenseits des Urteils steht. „Kein Bestandteil des Sachverhalts bildet daher einen Bestandteil des Urteils“ (Pfänder, Logik S. 174 [40]). Danach scheint es unmöglich, daß im Fall der direkten Ausdrücke die Worte unmittelbar auf Gegenstände hindeuten. Denn im Urteil bedarf es ausnahmslos und notwendig der Zwischenschicht der gedanklichen Begriffe, die die Elemente des Urteils bilden müssen, auch bei Urteilen, in denen an Subjekts- oder Prädikatsstelle einfache direkte Ausdrücke stehen.

Eine erschöpfende Auseinandersetzung mit dieser für die ganze Logik grundlegenden Anschauung kann naturgemäß an dieser Stelle nicht vorgenommen werden. Immerhin muß das bisher gezeichnete

Bild gegenüber dieser radikalen Bestreitung seiner Möglichkeit mindestens als widerspruchsfrei erwiesen werden.

Unbedingt festzuhalten ist an der Verschiedenheit von Urteil und Sachverhalt. Noch untersuchungsbedürftig scheint mir dagegen das Entwerfensverhältnis zwischen beiden zu sein. Ist es wirklich so, daß der Sachverhalt aus der Schicht der Urteile wie ein Projektionsbild hinausprojiziert wird (a. a. O. S. 176), so daß nichts aus der Schicht des Urteils in die des Sachverhalts eingehen und in beiden zugleich vorkommen kann? Ist es nicht auch denkbar, daß die unmittelbaren Gegenstände der Wortbedeutungen die Elemente des Urteils bilden und damit zugleich das Material, aus dem der Sachverhalt aufgebaut, gleichsam konstruiert wird? Nur daß diese Gegenstände im Urteil anders verbunden sind als im Sachverhalt, hier zu sachverhaltlicher Einheit, dort logisch-funktional wie zu bearbeitendes Konstruktionsmaterial, mit dem in bestimmter Weise zu verfahren ist, damit daraus der Sachverhalt hervorgeht. Es ist doch offenbar auch sonst möglich, nicht bloß Gedanken, sondern auch Gegenstände unmittelbar miteinander gedanklich zu verbinden, sie zu gliedern, zu kombinieren, zu teilen, zu ordnen usw., wodurch natürlich zunächst noch keine Sachverhalte, sondern nur Gegenstandsordnungen und -gliederungen entstehen. Warum soll es da nicht möglich sein, daß sich auch das logische Denken unmittelbar an Gegenständen betätigt und daß entsprechend auch Gegenstände Elemente von Urteilen usw. bilden? Der Unterschied der spezifisch-logischen Gebilde von den gedanklich bearbeiteten ontologischen Gebilden wäre dann lediglich der, daß hier die Gegenstandselemente bereits statisch verbunden sind, nicht über sich hinausweisen, während ihre logische Verbindung gleichsam dynamisch erst die Herstellung solcher sachlicher Verknüpfungen, so auch die Entwerfung von Sachverhalten fordert.

Es mag freilich immer noch befremdend klingen, ein Urteil enthalte Gegenstände. Dieser Eindruck wird indessen bei ausreichender Vergegenwärtigung des Sachverhaltes verschwinden. Man denkt beim Urteil unwillkürlich zunächst noch zu sehr an das Urteilen oder an das, was beim Urteilen in unserer Seele, wo nicht gar in unserem Kopf, vorgeht. Das können natürlich niemals die Gegenstände draußen sein. Die Materialobjekte sind nicht als solche Urteilsbestandteile, so wenig wie sie in unseren auf sie bezüglichen Vergegenwärtigungen, Erinnerungen usw. realiter enthalten sind. Auch in das Urteil sind die Gegenstände nur intentional einbezogen, und ihre Bearbeitung und ihr Einbau in Sachverhalte wird nun durch die spezifisch logischen

Funktionsbegriffe gefordert. Die Funktionsbegriffe machen dabei die Verbindung der Gegenstände zur logischen.

Auf die sonstigen Gründe für die Unterscheidung direkter einfacher Begriffe von den Gegenständen braucht hier nicht mehr ausführlich eingegangen werden. Als wesentlichen Unterschied hebt Pfänder (a. a. O. S. 272) hervor, nur der Gegenstand Schwefel sei gelb, nicht dagegen der Begriff Schwefel. Daher müßten beide voneinander verschieden sein. Sicher hat es keinen Sinn, den Begriff Schwefel als gelb zu bezeichnen. Aber daraus kann noch nicht abgeleitet werden, daß es einen solchen Begriff im Unterschiede zum Gegenstand überhaupt gibt. Es ist mir bisher nicht möglich gewesen, scheint mir aber auch objektiv unmöglich zu sein, ein derartiges Gebilde zu sehen und näher zu charakterisieren. — Daß übrigens bereits der vom Materialgegenstand zu unterscheidende Intentional- oder Formalgegenstand qua intentional nicht im eigentlichen Sinne gelb oder schmelzbar sein kann, wie der Materialgegenstand, ist bereits von Husserl hervorgehoben worden („Ideen . . .“ S. 184: Der [phänomenologisch reduzierte] Baum kann nicht abbrennen wie der reale Baum selbst).

Ein weiteres Argument, das vor allem von Husserl zugunsten der Unterscheidung speziell von Begriff und Ideegegenstand angeführt wird, muß hier kurz besprochen werden. Begriffe werden danach gebildet, Ideen dagegen sind unabhängig von begriffsbildenden Akten. Die Frage, inwieweit ideelle Gegenstände überhaupt von produktiven geistigen Akten abhängen, muß hier offenbleiben. Sie gehört in den Zusammenhang der Fragen nach dem Dasein und der Seinsweise der Idee. Der ganze Unterschied kann aber überhaupt nicht sinnvoll verstanden werden, solange nicht klar ist, wodurch sich Begriff und Idee dem Wesen (Sosein) nach unterscheiden. Denn sicher ist die Idee nicht ein einfaches Abbild des Begriffs lediglich von anderer Seinsart.

Nach all dem scheint es mir nicht möglich zu sein, von der Idee einen ihr entsprechenden direkten einfachen Begriff zu unterscheiden. Die Idee ist das Einzige, was sich außer Wort, richtungsbestimmten Meinungsstrahl und Bedeutungsbestimmtheit aufweisen läßt.

Was kann von unserem Standpunkt aus dann aber die Rede von Begriffsbildung überhaupt noch besagen? Sicher hat es auch bei einfachen direkten Ausdrücken, wie etwa Schwefel, Gelb usw., einen Sinn, davon zu sprechen. Die Frage ist nur, was hier eigentlich gebildet wird. Genau betrachtet scheint es sich mir darum zu handeln, daß 1. ein Gegenstand für sich herausgefaßt oder eine Gruppe von Gegenständen gedanklich zusammengefaßt („zusammenbegriffen“)

und in mannigfacher Weise bearbeitet wird; 2. diesen gedanklich gefaßten Gebilden ein Wort als intentionales Symbol zugeordnet wird. Dieser Abgrenzungs- und Zuordnungssachverhalt würde wohl am angemessensten durch die Ausdrücke „gedankliche Aufteilung der Gegebenheiten“ und „Bedeutungsbildung“ oder „Bedeutungsverleihungen“ Rechnung getragen. Auf Wesen, Bedingungen, sachliche Grenzen und Vorzeichnungen für solche Akte kann und soll hier nicht näher eingegangen werden.

Eine logische Theorie des Begriffs hätte besonders den zuerst genannten Akt und die dabei auftauchenden Gebilde noch näher zu untersuchen. Offenbar handelt es sich dabei zunächst darum, gedankliche Grenzen in die Gegenstände einzuzeichnen, durch die sie gedanklich begrenzt, gegeneinander abgegrenzt und umgrenzt werden, analog den Grenzen der künstlichen Teile, von denen im ersten Abschnitt die Rede war. Diese Grenzen, von denen der Gegenstand (als Inhalt) eingefaßt ist, können mehr oder weniger scharf oder unscharf, klar oder unklar, fest oder fließend, weit oder eng sein. Sie fungieren dabei zugleich als Greiformen, mit deren Hilfe der Gegenstand selbst thematisch ergriffen, aus seiner Umgebung herausgehoben werden kann. Diese Griffgrenzen werden wohl auch als begriffliche Grenzen bezeichnet selbst da, wo es kein eigentlicher Begriff ist, durch den diese Grenzziehung vermittelt wird, sondern ein unmittelbarer grenzziehender Akt. Es hätte einen guten Sinn, diese die Gegenstände umfassenden Greiformen in dieser ihrer Rolle selbst als Begriffe zu bezeichnen, obwohl das nicht sprachüblich ist. Dann wäre jeder Gegenstand deutlich von seinem Begriff unterschieden. Aber diese Begriffe, die natürlich in gewisser Richtung einfach sein können, dürfen darum nicht mit den einfachen direkt-entwerfenden Begriffen identifiziert werden. Sie entwerfen nicht den Gegenstand von außerhalb, sondern sie sind ihm selbst eingezeichnet. Das Alter von 21 Jahren selbst (diese ontologische Bestimmtheit) bildet etwa die begriffliche Grenze der Geschäftsfähigkeit. — Nicht jedem Gegenstand entspricht auch eine solche ihm eigentümliche Greiform. Da sie sich nur nach Gestalt, Umfang, Schärfe usw. unterscheiden, können sie für inhaltverschiedene, aber gestalt- und umfanggleiche Gegenstände (etwa einen roten und einen grünen Kreis von gleichem Radius) genau gleich sein.

Häufig wird nun von der Sprache die ganze so umgrenzte Sache selbst in ihrer gedanklichen Umgrenztheit als Begriff bezeichnet. Man spricht etwa von Italien und Europa, von Demokratie oder Nation als scharfen oder unscharfen, klaren oder unklaren,

festen oder fließenden Begriffen, je nachdem ihre Grenzen scharf oder unscharf, fest oder fließend usw. sind. Und man sagt, zwei Menschen verbinden mit demselben Wort verschiedene Begriffe, und meint dabei nicht, daß sie für dieselbe Sache zwei verschiedene Begriffe haben, sondern daß sie zwei verschiedene Sachen meinen. Dann hat natürlich jeder Gegenstand seinen eigenen einfachen Begriff, aber nur, weil beides zusammenfällt. Doch ist diese Begriffsbedeutung offenbar schon eine uneigentliche, übertragene. Man kann zwar sagen, der Begriff Okzident oder Nation sei ein historischer, sei umstritten, sei in Bildung oder Auflösung, aber man wird niemals sagen, der Begriff Okzident reiche etwa bis zum Bosphorus, der Begriff Nation sei eine Gemeinschaft, bestehe aus Kulturmenschen (die umfaßt er nur). — Worauf es indessen hier ankommt: Niemals ist ein solcher Begriff entwerfendes Gebilde, er behält seinen Platz an den ontologischen Gegenständen. Zu einer Wiederherstellung der Dreischichten-theorie kann es von dieser Seite nicht kommen.

§ 41. Zusammengesetzte Bedeutungen und Begriffe.

Nach dem Vorangehenden muß es so scheinen, als gäbe es nun überhaupt nur noch Worte, ihre Bedeutungsbestimmtheiten und ihre Gegenstände. Trifft dies Bild aber auch bei den zusammengesetzten Begriffen zu? Ist es wirklich so, daß „der“, „Sieger“, „von“, „Austerlitz“ alle auf einen besonderen Gegenstand verweisen? Kann überhaupt aus mehreren direkten Bedeutungen, aus denen doch eine zusammengesetzte Bedeutung besteht, etwas Neues hervorgehen, was mehr ist als die Summe der einzelnen Bedeutungen?

Zunächst ist das eine klar: Wir haben es hier nicht mit einem bloßen Aggregat von isolierten parallel verlaufenden Bedeutungen zu tun. Wenn auch noch einzelne direkte Unterbedeutungen als Elemente der zusammengesetzten Bedeutung zu konstatieren sind, sie alle konvergieren doch auf einen einheitlichen Gesamtgegenstand, der etwas anderes ist, als die bloße Summe der von den Unterbedeutungen bezielten Gegenstände. Es ist offenbar so, daß die Elemente eines zusammengesetzten Ausdrucks neben ihren Eigenbedeutungen gemeinsam noch eine Gesamtbedeutung tragen, kraft deren sie auf einen einheitlichen Gesamtgegenstand hinweisen, „der Sieger von Austerlitz“ z. B. auf den Menschen Napoleon.

Aber wie ist nun so etwas möglich? Ausgangspunkt auch für die Gesamtbedeutungen müssen offenbar die einzelnen einfachen und direkten Unterbedeutungen sein. Sie alle sind aber von vornherein

hineingestellt in einen bestimmten Funktionszusammenhang, sie haben zu funktionieren als Elemente der Gesamtbedeutung. Aus ihren unmittelbaren Gegenständen baut sich dann der Gesamtgegenstand auf. Zum Teil werden sie dabei in den Gesamtgegenstand „eingebaut“. Wieder haben wir es also mit einem meinend-fordernden Sollgebilde zu tun; es gebietet diesen Aufbau. Und durch Vollzug dieser Forderung entsteht dann synthetisch der Gesamtgegenstand.

Im konkreten Fall kann man sich das so veranschaulichen. Das Wort „Austerlitz“ verweist zunächst auf einen bestimmten Ort der Erdoberfläche, in Verbindung mit „Sieger“ genauer auf ein bestimmtes kriegerisches Ereignis. „Sieger“ ist dabei zunächst eine allgemeine Idee¹⁾. Aus der ganzen Verbindung geht aber hervor, daß der gemeinte Gesamtgegenstand keine Idee sein soll, sondern ein Individuum, das dadurch bestimmt ist, daß es Sieger ist. Das „der“ weist noch in unterstreichender und die Einzigkeit zum Ausdruck-bringender Weise auf dies Individuum hin und fordert entsprechende Gestaltung (wie das im Wesen der Funktionsausdrücke liegt, die ihren Sinn erst durch Bearbeitung von Gegenständen entfalten), das „von“ bezieht den Sieger auf Austerlitz, bestimmt ihn dadurch genauer usw. Aus den einzelnen durch die Unterbedeutungen gegebenen Bestimmtheiten lassen sich schließlich auch die übrigen Bestimmtheiten ableiten und so der Gesamtgegenstand entwerfen.

Im einzelnen mögen hier sehr verschiedene Verhältnisse vorliegen. Ein Gegenstand läßt sich logisch auf die verschiedenste Weise entwerfen. Eine Unterbedeutung, die substantivische, umfaßt dabei bereits den gesamten Gegenstand, bildet gleichsam den Kern, das Feld für alle näheren Bestimmungen durch weitere Untermeinungen. Untermeinungen gehen dann im übrigen entweder auf Teile, Seiten, oder auf Außenbestimmtheiten usw. Sie brauchen also keineswegs nur Innenbestimmtheiten des Gesamtgegenstandes zu bezielen. — Zur genauen Ermittlung der ganzen Struktur wären natürlich sorgfältigere Analysen erforderlich, als das in diesem Zusammenhang möglich und notwendig war.

1) Hier zeigt sich die eminente logische Bedeutung der Ideen, die freilich zunächst völlig in logische Formungen impliziert sind. Die Idee als Beziehungspol der Außenbestimmtheit, die ein Gegenstand auf Grund seiner ideellen Relation zur Idee an sich trägt, ist Mittel der Gegenstandsbestimmung auch in Aussagen über Individuelles. Sie steht also keineswegs nur an der Peripherie des täglichen Denkens, ist nur für die Wissenschaft, womöglich nur für die Ontologie von Bedeutung, sondern sie ist eins der wichtigsten Hilfsmittel allen logischen Bestimmens. Sie durchsetzt und bedingt damit unser gesamtes Geistesleben.

Wie verhält sich nun der hier skizzierte Sachverhalt zu dem, was bezüglich der einfachen direkten Bedeutungen im vorangehenden Paragraphen festgestellt wurde? Zunächst liegt in der Tat ein Unterschied insofern vor, als sich zwischen dem Gesamtgegenstand und den einzelnen Worten eine besondere Schicht befindet, die durch die Unterbedeutungen inhaltlich bestimmt wird. Aber woraus besteht diese? Grundsätzlich aus demselben Material, aus dem bereits die unmittelbaren Gegenstände der direkten Ausdrücke bestanden. Das besondere Material ist also offenbar nichts dieser Zwischenschicht Eigentümliches. Dies liegt vielmehr in der Art, wie diese Elemente in ihrer Funktion für die Entwerfung eines Gesamtgegenstandes kooperieren. Sie selbst sind gar nicht Endpunkte gegenständlicher Zielung, sondern Durchgangspunkte, gelangen im Normalfall gar nicht zu selbständiger Gegebenheit. Durch sie geht die thematische Meinung hindurch. Ihr Eigengegenstand wird nicht explizit als Gegenstand bewußt, sondern fungiert von vornherein als bloßes Mittel zur Entwerfung des Gesamtgegenstandes. Diese Zwischenschicht aus in Funktion stehenden Gegenständen von Unterbedeutungen bildet eine eigentümliche gedanklich-logische Einheit, ein logisches Sollgebilde eigener Art, verschieden von dem, was zuvor als Urteil bezeichnet wurde. Es scheint deshalb gerechtfertigt, auch für sie eine besondere Bezeichnung zu verwenden, und als solche scheint der hergebrachte Ausdruck Begriff im wesentlichen angemessen zu sein. „Sieger von Austerlitz“, „Besiegter von Waterloo“, „Gefangener von St. Helena“ sind danach verschiedene Begriffe des Gegenstandes Napoleon, verschiedene Formen, ihn logisch zu fassen.

Der Begriff ist also das Mittel, einen Gegenstand, den Begriffsgegenstand, zu entwerfen, zu identifizieren und gegebenenfalls zu konstruieren. Wo ein solches Mittel nicht erforderlich ist, wo eine Wortbedeutung direkt auf einen Gegenstand hingeht, da fehlt jede Möglichkeit, einen den Gegenstand meinend-entwerfenden und von ihm verschiedenen Begriff abzuheben. Der Begriff ist seinem Wesen nach vermittelnd. Es gibt natürlich nicht nur in der Sphäre der zusammengesetzten Ausdrücke solche Begriffe. Auf die einfachen in direkten Ausdrücke, vor allem die okkasionellen, wurde ja bereits hingewiesen. Auch hier ist der unmittelbare Gegenstand solcher Ausdrücke ein anderer als der, auf den das Wort in konkreter Situation als seinen endgültigen Gesamtgegenstand hindeutet. Das zeigt sich, wenn ein solcher Ausdruck aus seiner konkreten Funktion herausgenommen wird, etwa in Sätzen wie: Das Heute ist mächtiger als das Morgen. Auch den unmittelbaren Gegenstand solcher Bedeutungen mag man als (indirekten) Be-

griff bezeichnen im Hinblick auf den jeweils gemeinten Gesamtgegenstand, auf den er in konkreter Funktion hinweist (z. B. den heutigen Tag). Erst wo, wie bei den direkten einfachen Ausdrücken, Gesamt- und Unterbedeutung, unmittelbarer und Gesamtgegenstand zusammenfallen, hat es für unsere Auffassung keinen Sinn mehr, zwischen Begriff und Begriffsgegenstand zu unterscheiden.

Entscheidend an unserer Neufassung des Begriffs ist dies: Nicht das Material, sondern die Funktion ist es, was den Begriff zum Begriff macht. Begriffselemente sind, für sich betrachtet und aus ihrer Funktion herausgenommen, Gegenstände individueller und ideeller Natur, Bestimmtheiten, Teile, geforderte Funktionen usw. Daß die ontologischen Gegenstände, vor allem aber die Ideen, das Material bzw. die außenliegenden Stützpunkte und Vorlagen für die Entwerfung von Gesamtgegenständen darstellen, nicht nur das intentional-transzendente Korrelat alles Logischen, dies ist eine für den ganzen Gegenstand und Aufbau der Logik entscheidende Feststellung. Aber damit verlieren die Ergebnisse der Logik, die auf einer anderen Auffassung der logischen Grundelemente beruhen, keineswegs ihren Wert. Berührt wird von der ganzen Frage unmittelbar nur die Begriffslehre.

Ist nun hiernach nicht jeder zusammengesetzte Begriff aus seinem Funktionszusammenhang herausgenommen mit der „Idee von“, der höheren Komplexidee, identisch? Dafür spricht die gleichmäßige Aufgeschlossenheit beider in gesonderte Elemente und die Durchsetztheit von Funktionsgebilden (die bei den Elementar- und Komplexeidä fehlt). Indessen, zunächst gibt es zusammengesetzte Begriffe verschiedenster Art von ein und derselben „Idee von“ nicht anders wie auch von den Eidä. Sie meinen diese etwa durch nicht-konstitutive Außenbestimmtheiten hindurch, die in den Stellungs- oder Inhaltsrelationen der Ideen zu anderen Ideen, oder auch zu Einzelgegenständen ihren Grund haben. „Eine ästhetisch belebende Qualität“ ist etwa ein solcher Begriff von Farbe-überhaupt. Hier besteht offenbar ein deutlicher Unterschied zwischen Begriff und Idee. Allerdings einen zusammengesetzten Begriff gibt es, der, herausgelöst aus seiner konkreten logischen Funktion, mit der „Idee von“ zusammenfällt: derjenige, der als Begriffselemente alle konstitutiven Material- und Funktionselemente der Komplexidee in derselben Vollständigkeit und Anordnung enthält, in der sie zusammen die Idee ausmachen.

So ein Gebilde kommt aber in unserem tatsächlichen Denken fast nie vor, außer in unseren Beschreibungen der Komplexidee, die ihr aber aufbaumäßig nie ganz angemessen sind. Nicht einmal in der

Wesensdefinition ist es so, die die sämtlichen Materialelemente der Idee enthält, nicht nur die alle anderen Elemente eindeutig festlegenden. Denn alle Definitionen gehen von einer umfassenderen Idee, dem *genus*, aus und determinieren es näher. Das *genus* als nächsthöhere Idee ist aber niemals bestandteilbildendes Materialelement einer Unterart.

Begriff und „Idee von“ sind also bis auf einen rein theoretischen Fall immer zu unterscheiden. Der Begriff bringt in der Regel nur das Notwendigste von den Idee-Elementen, aus dem alle anderen ableitbar sind, bezeichnet sie womöglich nur durch Außenbestimmtheiten peripher, okkasionell. Er weist damit noch über sich hinaus. Die „Idee von“ dagegen besteht aus ihren sämtlichen Elementen, mögen auch aus einigen wenigen alle anderen folgen, keines kann aus ihr fortgelassen werden. Sonst haben wir nicht mehr dieselbe Idee vor uns. Sie ruht also abgeschlossen in sich. Das sei an einem geometrischen Beispiel erläutert. Das Quadrat als Idee enthält die Materialelemente, viereckig, eben, gleichseitig, vier rechte Winkel und alternativ beliebige Seitenlängen. Zu dieser Komplexidee gibt es mehrere Begriffe, die diese Idee-Elemente nicht oder nur zum Teil aufweisen. So bezeichnet man das Quadrat etwa als das regelmäßige Viereck mit gleichen Winkeln, als das seitengleiche Viereck mit gleichen Diagonalen, als das Rechteck mit aufeinander senkrechten Diagonalen usw., aber auch mit weniger eindeutigen Bezeichnungen wie: ein Viereck usw. Hier ist keines oder nur ein Teil der konstitutiven Materialelemente des Quadrats zum Begriffselement gemacht.

Man könnte zum Schluß auch die Frage aufwerfen, warum wir nicht — nachdem wir einmal die phänomenologische Unterscheidung von Begriff und Gegenstand für in wesentlichen Punkten unzureichend erklärten und hauptsächlich zur Zweischichtentheorie zurückgekehrt sind — den allgemeinen Gegenstand oder die Idee neuerdings Begriff nennen. Das wurde indessen nicht ohne Grund vermieden. Zunächst benötigen wir für die eigentümlichen logisch gegliederten Gebilde, die uns Gesamtgegenstände vermitteln, einen eigenen Terminus, der nicht auch für ontologische Gebilde Verwendung finden darf. Und ferner, einen Unterschied zwischen direkten einfachen Begriffen und Ideen oder Individuen, die sie entwerfen, gibt es zwar in der Tat nicht. Aber ebensowenig wie man deshalb die Individuen als Begriffe bezeichnen kann, ist es zulässig, die Ideen Begriffe zu nennen. Bereits die Sprache widersetzt sich einer solchen Identifizierung von Begriff und Idee. Sie bezieht jeden Begriff, von dem sie redet, auf einen Gegenstand, zu dem er Begriff ist. Die Idee ist aber primär ein

durchaus unbezogener Gegenstand, weist auf keinen von ihr verschiedenen Ideegegenstand hin. Das sei kurz an Hand von zwei Beispielen gezeigt. Sagen wir: Schwefel ist spröde, so ist es unter allen Umständen absurd, dafür einzusetzen: „Der Begriff vom Schwefel ist spröde“, und ebenso für „Farbe-überhaupt ist gefühlsbetont“, „der Begriff von Farbe ist gefühlsbetont“. Das gilt nicht etwa nur bezüglich der einfachen direkten Begriffe, die es ja für uns nicht gibt. Auch für den Begriff als das Gesamtgegenstände vermittelnde logisch-funktional gegliederte Sollgebilde hätte eine derartige Aussage keinen Sinn. Das logische Gebilde „das chemische Element vom spezifischen Gewicht 2,06“ ist niemals gelb. Die Ideen Schwefel-überhaupt und Farbe-überhaupt sind vielmehr eigene Gebilde, deutlich von dem unterschieden, was mit Begriff bezeichnet werden kann. Die traditionelle Logik war es, die sich hier einer unberechtigten und wesentlichen Unterschiede der Phänomene einebnenden Ausweitung der ursprünglichen Begriffsbedeutung schuldig gemacht hat. Sie rückgängig zu machen die die klar unterschiedenen Gegenständlichkeiten mit eigenen charakteristischen Ausdrücken zu belegen, mußte überall erstes Ziel sein.

Zweiter Teil: Idee und Wesen.

§ 42. Das Wesen.

Es wird aufgefallen sein, daß im bisherigen fast ängstlich der Ausdruck Wesen vermieden wurde. Nicht ohne Absicht! Es war mindestens bisher eine der stärksten Quellen von Mißverständnissen, daß nie klar zwischen Idee und Wesen unterschieden wurde. Es ist deshalb von entscheidender Bedeutung, den Unterschied beider mit aller Schärfe herauszuarbeiten. Ein besonderes Verdienst hat sich in dieser Richtung Hering im ersten Abschnitt seiner mehrfach genannten Arbeit erworben. — In diesem Teil soll weniger eine terminologische Diskussion als erneute originäre Erfassung der Phänomene versucht werden.

Der Ausdruck Wesen ist schon historisch mit einer solchen Fülle von äquivoken Bedeutungen belastet, daß es fast unmöglich scheint, sie alle aufzuzählen oder gar zu besprechen. Es sollen deshalb nur diejenigen von ihnen herangezogen werden, die geeignet scheinen, zur Aufhellung der Probleme beizutragen.

Frage ich im naiven unphilosophischen Sprachgebrauch nach dem Wesen einer Sache, etwa eines bestimmten Menschen oder eines

Kunstwerks, so will ich damit das Wesentliche, seine wesentlichen Züge erfahren. Das Wesen steht dabei im Gegensatz zu allem bloß Peripheren, mag es auch als „besonderes Kennzeichen“ den Gegenstand viel besser von anderen unterscheiden als das innerlich Wesentliche. Nicht auf das relativ zu anderem Charakteristische kommt es hier an, sondern auf das, was in ihm am tiefsten verwurzelt ist, auf den innersten Kern, dessen Verlust die gegenständliche Identität dieses Gebildes aufheben würde. Es ist nicht zufällig, daß wir den Auszug einer Droge, der deren wesentliche Bestandteile enthält, eine Essenz nennen, oder wenn wir in ähnlichem Sprachgebrauch von der Quintessenz einer Sache reden. Dieser Wesenskern ist durchaus nicht gleichgültig gegen das Dasein. Wenn wir naiv nach dem Wesen eines Gegenstandes fragen, so rechnen wir dazu auch sein Dasein. Nicht zufällig hat man die Existenz als einen für Gott wesentlichen Zug angesehen. Ohne sie fehlte ihm ein wesentliches Attribut. Das verbleibende Gebilde wäre nicht Gott. Umgekehrt gehört die Nichtexistenz zum Wesen des Fabeltiers. — An dieser freilich nur ganz im allgemeinen festliegenden Urbedeutung werden wir uns auch im folgenden orientieren.

Von hier zweigen eine Reihe von Nebenbedeutungen ab. Wenn man vom sympathischen Wesen eines Menschen spricht, so denkt man dabei offenbar an so etwas wie den Gesamteindruck, die Art sich zu benehmen, das Gebaren. Von da ist es nicht mehr weit zu Übertragungen auf den gesamten Wesensträger, etwa wenn man von einem Menschen als einem zierlichen oder bedauernswerten Wesen spricht, womit meist ein diminutiver Beiklang verbunden ist. Ganz selbstständig für das Seiende, Wesen-habende ist das Wesen schließlich in Lebewesen, göttliches Wesen usw., wofür auch der Kunstausdruck Wesenheit benützt wird. — Eine andere Bedeutungsentwicklung führt zu der Redewendung vom „wesenlosen Schein“. Unter Wesen wird hier offenbar etwas wie Realitätsfülle, Vollwirklichkeit verstanden, die etwa allem Unechten abgeht. — Aber all das sind nur Seitenbedeutungen abgeleiteter Art, die nichts mit dem ursprünglichen Phänomen zu tun haben und deshalb für uns außer Betracht bleiben werden.

Außerdem haben sich noch eine Reihe von spezifisch-philosophischen Wesensbedeutungen herausgebildet, deren Ausschaltung in diesem Zusammenhang von Bedeutung ist. So wird auch im Titel dieser Arbeit der Ausdruck Wesen in einem teilweise engeren Sinne gebraucht, der einfach den vollen (auch individuellen) Gegenstand lediglich unter Abzug seiner Daseinsdimension meint (so wie er nach

Vollzug von Husserls „phänomenologischer Reduktion“ dasteht; vgl. S. 1). Man spricht hier öfters auch vom Sosein eines Gegenstandes. Diese Bedeutung hat sich ziemlich weitgehend durchgesetzt. Es handelt sich dabei einfach um einen gedanklichen Gegenstandsteil besonderer Art (vgl. S. 37). Auch bei individuellen Gegenständen ist dies Wesen noch in keiner Weise unindividuell. Es besteht deshalb keinerlei ernsthafte Gefahr einer Verwechslung mit der anumerischen Idee.

Zunächst soll nun versucht werden, festzustellen, was eigentlich unmittelbar mit der Frage nach dem Wesen eines Gegenstandes erfragt wird. Das deckt sich nämlich auffallenderweise noch nicht mit den bisher aufgeführten Wesensbedeutungen. Gehen wir aus von einer Frage wie: „Was ist das Wesen des Schwefels? Worin besteht sein Wesen?“ Die adäquate Antwort auf eine derartige Frage müßte eigentlich lauten: Sein Wesen besteht im Schwefel-sein, Metalloid-sein, Stoff-sein, im weiteren Sinne auch im Gelb-sein, Spröde-sein, Spezifisches Gewicht von 2,02 haben usw. Fast immer ist es ein Sosein, das dies Wesen eines Gegenstandes ausmacht. Das hat Hering sehr richtig erkannt (a. a. O. S. 496). Zum Wesen gehört ferner noch das Haben von Bestimmtheiten, etwa des spezifischen Gewichts, einer bestimmten Struktur und Konfiguration individueller Teile usw. Es bedarf kaum besonderer Hervorhebung, daß dies So-sein nichts zu tun hat mit dem Sosein, das zurückbleibt, wenn vom Gegenstand lediglich sein Dasein abgezogen wird. Gleichbedeutend mit Schwefel-sein, Stoff-sein, Gelb-sein usw. sind dabei Ausdrücke wie Schweflichkeit, Stofflichkeit, Gelbheit, Sprödhheit, Beweglichkeit usw. Es sind das keine prinzipiell neuen Gebilde, wie oft gemeint wird.

Dies So-sein unterscheidet sich nun deutlich von dem „So“, von der Idee, von dem Schwefel-überhaupt, dem Gelb-überhaupt, dem Spröde-überhaupt usw. Das Gelb-überhaupt z. B. gehört nicht zum Wesen des individuellen Schwefelstücks. Es entsteht nun die Frage, was jenes eigentümliche Gelbsein für ein ontologisches Gebilde ist. Zunächst unterscheidet es sich offensichtlich von dem Gelbmoment („merkmal“), von dem unselbständigen Gelbteil des Schwefels. Ein Teil oder eine Gruppe von Teilen ist niemals eine Antwort auf die Frage: „Worin besteht das Wesen des Schwefels?“ Aber trotzdem muß es etwas am Gegenstand sein, nichts, was außerhalb seiner steht. Hier bedürfte es freilich sehr subtiler Untersuchungen. In diesem Zusammenhang kann nicht mehr als der Ansatz zu einer Lösung dieser Fragen geboten werden.

Wenn wir davon sprechen, das Wesen eines individuellen Stückes Schwefel bestehe im Schwefelsein oder Gelbsein, so kann das ver-

schiedenes heißen. Das Gelbsein (die Gelbheit) ist zunächst einmal eine Idee. Aber besteht das Wesen der verschiedenen Schwefelstücke wirklich in ein und demselben Gelbsein? Es ist schon auffällig, daß sich mindestens als gleichberechtigt auch die Redeweise findet, das Wesen dieses Schwefelstückes bestehe in seinem (individuellen) Gelbsein usw. Genau betrachtet kann das auch gar nicht anders sein. Denn Gelbsein ist im Grunde nichts anderes als eine Sachverhaltsbestimmtheit eines Gegenstandes, also eine Außenbestimmtheit (vgl. S. 74). Sie ist zunächst begründet auf den Sachverhalt, daß dies Stück Schwefel gelb ist. Dieser Sachverhalt hat wieder seine nächstweitere Grundlage in der ideellen Entsprechensbeziehung, die zwischen Schwefel und Gelb-überhaupt besteht (vgl. S. 108 f.), seine letzte in den Fundamenten dieser Relation, im Gelbmoment des Schwefelstückes und im Gelb-überhaupt. Dieses Gelb-überhaupt ist nun das einzige, was seinem Wesen nach überindividuell ist. Bereits die Beziehung zwischen den einzelnen Schwefelstücken und dem Gelb-überhaupt kann keine anumerisch-identische mehr sein; nicht anders steht es im Verhältnis von Schwefelstück und Schwefel-überhaupt. Identität nur eines Relationsträgers genügt noch nicht, um Identität von Relationen zu mehreren anderen Relationsträgern zu schaffen. Um so weniger kann das, was sich als Relationsbestimmtheit an den vielen Trägern dieser Relationen, an den einzelnen individuellen Schwefelstücken, findet, unindividuell-identisch sein. Die Wesensbestimmtheiten sind also, unmittelbar gesehen, Außenbestimmtheiten, genauer Sachverhaltsbestimmtheiten ihrer Träger, die ebenso individuell oder unindividuell sind wie diese. Das System dieser Außenbestimmtheiten bildet das unmittelbare Wesen des Gegenstandes.

Damit soll nicht gesagt sein, daß dies Wesen nichts anderes sei als die Summe aller Außenbestimmtheiten. Offenbar besteht ein viel innigerer Zusammenhang namentlich zwischen den „wesentlichen“ zentralen Wesensbestimmtheiten eines Gegenstandes. Er entspricht genau dem Zusammenhang, der zwischen den sie fundierenden Innenbestimmtheiten (dem Wesenskern) im „Wesensträger“ besteht. So ist im Tier-sein das Lebendig-sein, Körperlich-sein, Beweglich-sein usw. in engster Weise aufeinander bezogen und schließlich zu einer echten, auf innerlicher Zusammengehörigkeit beruhenden Einheit im Tier-sein zusammengefaßt. — Wieweit das So-sein eines Gegenstandes zu seinem eigentlichsten Wesen gehört, hat Hering (a. a. O. S. 502 ff.) eingehend untersucht. Nach ihm umfaßt es nicht einmal alles einem Gegenstand Wesentliche, sondern nur den „Kern von Grundzügen“, dessen Vorhandensein das der übrigen Fasern des

Wesens verständlich macht“; und außerhalb von diesem Wesentlichen steht erst das zufällige Sosein des Soseinsträgers. Sicher liegen hier zum Teil sachlich bedeutsame Unterschiede, denen die Sprache sehr fein Rechnung trägt. Im einzelnen könnte das freilich nur durch eine ausführliche ontologische Untersuchung über das Wesen nachgewiesen werden.

Wesen in diesem unmittelbaren, nächsten Sinn ist immer Wesen von etwas. Es ist kein Gegenstand für sich, sondern ist immer anlehnungsbedürftig an einen Gegenstand, dessen Wesen es darstellt. Wesen ist in gewissem Sinne sogar ein relatives Gebilde. Ein So-sein ist Wesensbestimmtheit immer nur im Hinblick auf den Wesensträger, dessen Außenbestimmtheit es darstellt. Von ihm losgelöst ist es kein Wesen mehr.

Wie sind nun die Beziehungen zwischen Idee und Wesen in diesem unmittelbaren Sinn? Zunächst ist das Wesen wie schon geschildert im Gegensatz zur Idee ebenso individuell wie sein Träger; nur bei unindividuellen Gegenständen verliert es gleichfalls die Individualität. Das Wesen ist ferner etwas auf den Wesensträger Relatives, was wiederum für die Idee keinen Sinn hat. Die Idee bleibt Idee, ob es Exemplare zu ihr gibt oder nicht. Das äußert sich am deutlichsten darin, daß auch die Idee ein Wesen hat, während von einem Wesen des Wesens zu reden keinen oder einen ganz anderen Sinn hat. Dies Wesen der Idee besteht etwa im Haben bestimmter Elemente oder Bestimmtheiten im So-sein, d. h. im ideellen Entsprechen höheren oder niederen Ideen gegenüber usw., wie das in dieser Arbeit des näheren entwickelt wurde. Das Wesen der einzelnen Ideen, nicht das Wesen von Gegenständen schlechthin zu erforschen, ist die eigentliche Aufgabe der Eidetik und der „Wesensschau“. Mit der Untersuchung des individuellen Wesens konkret-realer Einzelgegenstände hat dagegen die Ontologie und ebenso die Phänomenologie im strengen Husserlschen Sinne nichts zu tun. Daß Husserl die Ausdrücke Idee (Eidos) und Wesen unterschiedslos gebraucht, ist deshalb der Anlaß zu schlimmsten Mißverständnissen geworden.

Von hier aus läßt sich auch ein Problem ziemlich leicht lösen, das bisher eine Quelle ontologischer Schwierigkeiten war. Man betrachtete zunächst die Fülle möglicher Antworten auf die Frage nach dem Wesen eines einzelnen Gegenstandes, etwa dieses Stückes Schwefel. Man fand, daß es Metalloid, Element, Ding, Gegenstand, Körper sei, ferner gelb, farbig, qualitätsbehaftet usw. Wie war es möglich, daß der Gegenstand all diese Wesen und Wesensbestimmtheiten zu gleicher Zeit nebeneinander in sich enthielt? Hatte er

gleichzeitig verschiedene Wesen? Waren sie in ihm ineinander geschachtelt, ähnlich wie Zwiebelschalen? Und doch ließ sich von einer solchen Schachtelung bei schlichter Gegenstandsbetrachtung nichts feststellen.

Diese Aporie löst sich so: Der Einzelgegenstand selbst enthält in seinem Innern in der Tat nichts wie Schwefel, Metalloid, gelb, qualitätenbehaftet. Denn das sind zunächst Ideen. Auch die auf das Verhältnis zu ihnen begründeten unmittelbaren Wesensbestimmtheiten, das Wesen im unmittelbaren Sinne, liegen nicht im Innern des Wesensträgers. Er selbst setzt sich aus bestimmt geordneten ineinandergreifenden Teilelementen (Innenbestimmtheiten) und sie verbindenden Faktoren zusammen, nicht aus Wesen. Der Wesensträger steht nun aber in jeweils verschiedenen Beziehungen zu übergeordneten Ideen. Auf diese Beziehungen gründen sich wieder jeweils verschiedene Außenbestimmtheiten, eben die Wesensbestimmtheiten. Im Hinblick auf die Idee des Schwefels hat so das einzelne Schwefelstück die Wesensbestimmtheit des Schwefelseins, im Hinblick auf die des Körpers die des Körperseins usw.; kurz ein und derselbe Gegenstand bildet mit seinen Innenbestimmtheiten die Grundlage für eine Unzahl von verschiedenen, in gewissem Sinne übereinander aufgebauten Außenbestimmtheiten an ihm, auch für die Wesensbestimmtheiten.

Aber dies System der wesentlichen Außenbestimmtheiten ist nun doch nicht das, was wir mit der Frage nach dem Wesen eines Gegenstandes letztlich kennenlernen wollen, und was wir zu Beginn als den Wesenskern des Gegenstandes bezeichneten. Das unmittelbare Wesen, das So-sein ist nur eine Zwischenschicht auf dem Wege zu dessen Erfassung. Es ist auch gar nicht möglich, das So-sein, die Außenbestimmtheiten eines Wesensträgers zu erkennen, ohne in seine innere Struktur einzudringen. Die Außenbestimmtheiten eines Gegenstandes fußen zwar zunächst in seinen Beziehungen zu von ihm unterschiedenen Gegenständen, aber diese haben wieder ihren Grund in der inneren Struktur sowohl des Wesensträgers wie des Gegenstandes, zu dem er in Beziehungen steht.

Wie ist nun aber dieser Träger des Wesens im unmittelbaren Sinne in seinem Wesenskern gebaut? Eine erschöpfende Beantwortung dieser Frage ist in diesem Zusammenhang natürlich nicht möglich; aber eine mindestens vorläufige Beantwortung kann hier doch nicht entbehrt werden. Wir müssen uns bei dieser Gelegenheit insbesondere auch darüber klar werden, was es mit der sogenannten Wesensschau auf sich hat. Nur dadurch kann auch unsere bisherige auf das Wesen der Idee gehende Forschungsmethode gerechtfertigt werden.

Grundlage aller Außenbestimmtheiten sind letztlich die Innenbestimmtheiten eines Gegenstandes oder dieser selbst als Ganzes. Das gilt auch von dem eben charakterisierten unmittelbaren Wesen bzw. den einzelnen Wesensbestimmtheiten. Ihr letzter Grund ist die innere „Wesensstruktur“ des Wesensträgers. Die Erforschung des Wesens eines Gegenstandes wird also immer mit der Erforschung dieser Innenstruktur zu beginnen haben. Genauer wird es sich darum handeln, zunächst die einzelnen Elemente des Gegenstandes herauszustellen und ihre gegenseitigen Stellungsrelationen zu erfassen. Darauf wird es von Bedeutung sein, die „Wesenszusammenhänge“ dieser Elemente zu ermitteln, d. h. festzustellen, welche von diesen Elementen sachlich notwendig, welche nur möglicherweise miteinander verknüpft sind. Bei einfachen Gegenständen ist natürlich beides ausgeschlossen. Es wird dann auch möglich sein, innerhalb des gesamten Gegenstandes einen besonders fest-geschlossenen „Wesenskern“ herauszustellen, der sich gegen die nur peripheren und variablen Elemente absetzt; er bildet das Wesen im letzten und eigentlichen Sinn. — Schließlich müssen auch die wesensnotwendigen, wesensmöglichen und wesensunmöglichen Beziehungen der Elemente einzeln und zusammen zu außenliegenden Gegenständen, z. B. zu Ideen ermittelt werden. Erst dadurch wird es möglich, das Wesen eines Gegenstandes im unmittelbaren Sinne, sein So- oder So-sein festzustellen. Um nichts anderes kann es sich, wie ich glaube, bei der Erforschung des Wesens, gleichgültig ob eines Individuums oder einer Idee, handeln. Das war jedenfalls Methode und Ziel aller hier vorgenommenen Untersuchungen über das Wesen der Idee, die sich zunächst freilich auf ihr bloßes daseinsfreies „Sosein“ beschränkten. Alles Forschen danach, ob etwas im Wesen eines Gegenstandes liegt, „zu seinem Wesen gehört“ usw., geht im Grunde darauf aus, zu ermitteln, was eine bestimmte Gegenständlichkeit aus sich heraus fordert, was mit ihr vereinbar ist usw. — Auf die Frage der Möglichkeit, der Grenzen und des Rechts solcher Erkenntnisse kann hier natürlich nicht eingegangen werden.

Mehr braucht in diesem Zusammenhang über Wesen und Wesensschau nicht gesagt zu werden. Es sind das natürlich nur Ansätze einer Theorie der Wesenserkenntnis, die ein dringendes Desiderat der Erkenntnislehre bildet, nicht nur zur Abwehr von Mißverständnissen und Einwänden, sondern auch zur Abschüttelung des Beiklangs von Mystisch-Unwissenschaftlichem, der so rasch die wissenschaftlichen Dunkelmänner aller Gebiete angezogen hat und nur zur Diskreditierung des berechtigten Kerns der Wesensschau geführt hat.

Der Unterschied von Idee und Wesen im Sinne des Wesenskerns braucht kaum noch eigens herausgestellt zu werden. Der Wesenskern ist eine ausgezeichnete Gruppe von inneren Elementen, die sich gleichmäßig in der Idee wie in den Exemplaren unterscheiden lassen. Der Wesenskern eines Individuums ist individuell, der der Idee stofflich anumerisch. Niemals kann der Wesenskern eines Individuums eine anumerische Idee sein. Das ist durch beider Wesen völlig ausgeschlossen.

§ 43. Das Wie (Poion). — Eigenschaft und Eigenschaftsträger.

Bei der ontologischen Untersuchung des Wesens hat man in der Regel noch nicht alle die feinen Hinweise berücksichtigt, die uns die Sprache mit ihren verschiedenartigen Bezeichnungen gibt. Ihnen ein Stück weiter nachzugehen und die von Pfänder erneut in ihrer Bedeutung hervorgehobenen Unterschiede des Was und des Wie in ihrem Verhältnis zu Idee und Wesen zu erforschen, soll Aufgabe der beiden folgenden Paragraphen sein. Dabei soll zunächst das Wie behandelt werden, das mir der weniger komplizierte Gegenstand zu sein scheint.

Unter dem Wie ist dabei das zu verstehen, womit auf die Frage: Wie ist der Gegenstand? geantwortet wird. Die Partikel „Wie“ hat dabei genauer den Sinn des „Wie-beschaffen“. „Wie“ kann ja außerdem auch den Sinn des „Womit“, „Wodurch“ haben. Was ist nun das Wesen dieser eigentümlichen Wie-gebilde? Auf die Frage: Wie ist Schwefel? wird die adäquate Antwort zunächst mit einem Eigenschaftswort erteilt. Aber was hat dies nun zu bedeuten? Für sich genommen bezeichnet das „gelb“ oder „spröde“, „schön“ oder „häßlich“ usw., das ich zur Antwort erhalte, eine Idee. Eine Idee ist danach dann das Wie eines Gegenstandes, wenn sie ihrem (gleichgültig ob konstanten oder alternativen) Inhaltsbestande nach einem Teil, nicht dem Ganzen eines unter sie fallenden Gegenstandes ideell entspricht (vgl. S. 109). So entspricht dem Gelb-überhaupt vollständig nur das Gelbmoment im Schwefel. Zu diesem Gelbmoment bildet das Gelb-überhaupt nicht das Wie, sondern das Was. Das Wie ist also die Idee, gesehen in ihrer Rolle für einen ihr teilweise ideell entsprechenden exemplarischen Wieträger.

Diese Charakterisierung des Wie wird indessen schwerlich voll befriedigen. Man wird vielleicht zugeben: Isoliere ich das Wie bzw. das So der Antwort, so mag es aussehen, als ob nur Ideen das Er-

fragte seien. In Wahrheit bilden aber diese Ideen gar nicht den eigentlichen Gegenstand unseres Interesses. Nehmen wir den Sinn von Frage und Antwort als Ganzes, so wollen wir dabei etwas an, nicht neben dem Wieträger kennenlernen. Wir wollen nicht erfahren, zu welcher Idee er im Entsprechensverhältnis steht, sondern wir wollen seine an ihm bestehende Färbung wissen. Offenbar muß mit dem Wie also noch eine andere Gegenständlichkeit bezeichnet werden können als eine Idee. Das zeigt sich äußerlich auch darin, daß die Frage, wie Schwefel sei, auch mit „gelbseind“ beantwortet werden kann, nicht nur mit „gelb“. Was ist nun mit diesem „gelbseind“ für eine Gegenständlichkeit bezeichnet? Offenbar nicht das Gelbmoment des Schwefels selbst, die Innenbestimmtheit in ihm. Gemeint ist kein Ausschnitt aus ihm, sondern eine Bestimmtheit an ihm, genauer die Außenbestimmtheit des Wieträgers, mit einem Teil seines Bestandes das Fundament für das teilweise ideelle Entsprechen zu einer Idee zu bieten. — Es bedarf kaum der ausdrücklichen Erwähnung, daß ein Gegenstand natürlich sehr viele, ja unbegrenzt viele Wies besitzt. Die unmittelbaren Wesensbestimmtheiten, von denen im vorigen Paragraphen die Rede war, bilden einen Ausschnitt aus den Wiebestimmtheiten eines Gegenstandes; sie sind die „wesentlichen“ Wiebestimmtheiten, deren System das Wesen im unmittelbaren Sinne ausmachte.

Mit dem Wie, so wie es hier aufgefaßt wird, ist in weitestem Maße das Gebilde der Eigenschaft identisch. Es erscheint deshalb angezeigt, an dieser Stelle einiges Grundsätzliche über das Wesen der Eigenschaft festzustellen. Dabei soll nicht auf die Fülle der historischen Mißdeutungen und Umdeutungen des mit dem Wort Eigenschaft bezeichneten Phänomens eingegangen werden. Als schlimmster Fall dieser Art sei nur die Identifikation von Eigenschaft und körperlichem Gegenstandsteil im Stoizismus erwähnt (vgl. Windelband, Lehrbuch der Gesch. der Philos.¹⁰, S. 156). Auch hier fragen wir uns lediglich, was wir mit Eigenschaft eigentlich meinen. Wir kommen dabei wieder auf verschiedene Bedeutungen des Ausdrucks, auf dieselben, die bezüglich des Wie festgestellt wurden. Man sagt etwa: „Schwefel hat die Eigenschaft Gelb“, „Gelb ist Eigenschaft von Gegenständen“. Hier scheint es sich um die Idee im Verhältnis zu einem Wieträger zu handeln. Als Eigenschaft des individuellen Schwefelstückes bezeichnet man aber auch das Gelbsein, entweder das Gelbsein-überhaupt (als Idee) oder sein Gelbsein, d. h. die durch das Verhältnis zur Idee begründete individuelle Außenbestimmtheit des Wieträgers, die bei mehreren Wieträgern niemals identisch, sondern

allenfalls gleich sein kann. Insoweit besteht also völlige Identität von Wie und Eigenschaft.

In der Regel wird nun die Eigenschaft in Beziehung gesetzt zum Ding. Dieses Verhältnis von Ding und Eigenschaft ist sogar der Gegenstand umfassendster, meist erkenntnistheoretischer Diskussionen gewesen. Man fragte, was denn das Ding nach Abzug seiner Eigenschaften sei, die man allein für unmittelbar gegeben hielt. Und wie ist es zu begreifen, daß jeder Gegenstand a priori aus diesen beiden Kategorien: Ding und Eigenschaft bestehen muß? (Kant). Mindestens ein Teil dieser Schwierigkeiten kann auf Grund der bloßen Sinnklärung schon in diesem Zusammenhang beseitigt werden.

Zunächst scheint allerdings bereits die Gegenüberstellung von Eigenschaft und Ding heute nicht mehr ganz angemessen. Eigenschaften hat nicht nur jedes Ding im prägnanten Sinn, d. h. jeder körperliche Gegenstand, sondern überhaupt jede Gegenständlichkeit, auch Ideen, Vorgänge, Relationen usw. Wir könnten also höchstens Eigenschaft und Gegenstand einander gegenüberstellen. Nun schließt aber Gegenstand, so weit genommen, auch Eigenschaften mit ein. Die angemessenste Gegenüberstellung wird daher die von Eigenschaft und Eigenschaftsträger sein.

Es ist nun zunächst eine völlig verfehltete Auffassung, daß uns unmittelbar nur die Eigenschaften eines Eigenschaftsträgers gegeben seien. Weder für die Eigenschaft im Sinne der Idee noch für die im Sinne der Außenbestimmtheit wäre diese Behauptung berechtigt. Denn auch Außenbestimmtheiten eines Gegenstandes können uns prinzipiell nur gegeben sein, wenn uns der Eigenschaftsträger mit seinen die Eigenschaften fundierenden Innenbestimmtheiten, seinen Elementen, gegeben ist. Damit fällt auch das scheinbar so Erklärungsbedürftige in der Beziehung von Ding und Eigenschaft fort. Der Eigenschaftsträger ist nicht der unbekannte Kern oder Einheitspunkt aller von ihm unterschiedenen Eigenschaften, der uns niemals selbst zur Gegebenheit kommt. Er ist vielmehr das notwendig primär Gegebene, die fundierende Grundlage jeder Eigenschaft. Eigenschaften ohne Eigenschaftsträger sind ebensowenig möglich wie Außenbestimmtheiten ohne fundierende Innenbestimmtheiten. Daß aber ein Gegenstand überhaupt Außenbestimmtheiten hat, die in seinen Beziehungen zu anderen Gegenständen gründen, das bedarf ebensowenig eines Beweises oder einer „transzendentalen Möglichkeitsbegründung“ wie dies, daß er zu anderen Gegenständen überhaupt in Beziehungen stehen kann.

Die Schwierigkeiten scheinen eigentlich erst dadurch entstanden, daß man entweder Eigenschaft und Teil oder Eigenschaft und Sinnesdatum miteinander verwechselte. Setzt man Eigenschaft und Teil unter Vermittlung des alten Empfindungsbegriffs (vgl. S. 58 f.) identisch, dann scheint in der Tat ein besonderer Träger dieser Teile etwas Unerfindliches, Rätselhaftes, das „something, we know not what“ Lockes (Essay conc. hum. und. B. II, Ch. XXIII, § 2) zu sein. Es scheint aber auch unsinnig, nach so etwas zu fragen. Im Verhältnis zu den Teilen eines Gegenstandes gibt es keinen „Träger“ mehr, sondern nur ein Ganzes, das aus den bestimmt zusammenhängenden Teilen besteht.

Eine ganz andere Frage ist die nach dem Verhältnis von unmittelbar gegebenen Sinnesdaten und durch sie hindurch gegebenen Gegenständen. Sie gehört in erster Linie in die Erkenntnislehre. Nur darüber sollte man sich von vornherein im klaren sein, daß sie mit der Frage nach dem Verhältnis von Ding und Eigenschaft unmittelbar nichts zu tun hat. Sinnesdaten sind niemals Eigenschaften (Ideen oder Außenbestimmtheiten) der durch sie hindurch gegebenen Gegenstände, sondern allenfalls einmal Seiten oder Teile in ihnen¹⁾. Das mag in diesem Zusammenhang genügen; vgl. auch S. 59 f.).

§ 44. Das Was (Ti).

Sehr viel komplizierter ist die Sachlage bezüglich des sogenannten Was. Auch hier ignorieren wir die verschiedenen historischen Deutungen und Mißdeutungen und orientieren uns zunächst an dem, was uns die Sprache über diese Gegenständlichkeit verrät. Eine erschöpfende Untersuchung dieser Fragen hätte natürlich Ingardens mehrfach erwähnte Arbeit auszuwerten. Manches scheint mir freilich darin noch nicht endgültig geklärt, namentlich soweit es auf den teilweise anfechtbaren Ergebnissen Herings fußt. Hier kommt es mehr auf die Herausstellung der im Hinblick auf die Idee wesentlichen Gesichtspunkte an.

Auf die Frage: Was ist A? kommen zwei verschiedene Arten von Antworten in Betracht. Die erste hat die Form „A ist eine Stadt“, „Der Löwe ist ein Tier“, „Blau ist eine Farbe“; die andere die: „Dies

1) Das tritt indessen nur im Grenzfall der adäquaten Wahrnehmung ein, wo ein Empfindungsinhalt ohne Abschattung eine Seite des Wahrnehmungsgegenstandes darstellt, so daß zwischen Empfindungsinhalt und Wahrnehmungsgegenstand an Stelle des üblichen Verhältnisses der Transparenz-Fundierung das der Teil-Fundierung steht (vgl. S. 54).

ist Materie (Substanz)“, „Das ist Holz“, „Gold ist Metall“. Der Unterschied ist kein bloß sprachlicher, sondern ein Sinnunterschied, wie man sich bei genauer Sinnverdeutlichung und wechselsinnigen Umwandlungsversuchen der Prädikatsbestimmtheiten überzeugen kann. In beiden Fällen läßt sich nun der Prädikatsgegenstand als Was des Subjektsgegenstandes bezeichnen. Aber beide Male besagt das natürlich Verschiedenes.

Ingarden berücksichtigt nun in seinen Untersuchungen nur den ersten Wastypus. Für ihn sieht er richtig, daß der hier gesetzte Sachverhalt in der Identität des im Subjekt und im Prädikat durch verschiedene Bestimmtheiten hindurch erfaßten Gegenstandes besteht. Das Was des Subjektgegenstandes ist also in diesem Falle nichts anderes als er selbst, nur durch eine andere Art bzw. Artbestimmtheit hindurch erfaßt als im Subjekt. „Der Löwe“ ist identisch mit „ein Tier“, wenn auch im Tierprädikat noch lange nicht alles enthalten ist, was über den Löwen auszusagen ist. Ingarden spricht hier von Erfassung eines Gegenstandes durch seine individuelle konstitutive Natur oder durch ein Schema hindurch. Bei der Erfassung durch ein Schema (eine höhere Art) ist der Gegenstand viel unvollständiger, lückenhafter bestimmt, als bei Erfassung durch das vollständige Was, die individuelle konstitutive Natur. Das Was in diesem Sinne ist also keineswegs Idee. Ontologisch sind hier der Endmeinung nach der Gegenstand und sein Was ein und dasselbe. Ihr Unterschied liegt allein in der logischen Fassung. Das Was ist also der Gegenstand selbst in bestimmter Weise logisch gefaßt, relativ auf eine primäre andere Fassung von ihm.

Anders liegt es dagegen beim Was im zweiten Sinne. Wir können ganz deutlich den Unterschied bemerken, wenn wir die beiden Urteile „Gold ist ein Metall“ und „Gold ist Metall“ miteinander vergleichen. „Ein Metall“, d. h. zunächst nichts anderes als eine Unterart der Gattung Metall, einer von den Metallgegenständen. Und einer von diesen ist nun mit dem Gold identisch. Ganz etwas anderes bezeichnet dagegen „Metall“ im zweiten Urteil. Hier wird offenbar primär an etwas gedacht, was den ganzen Subjektsgegenstand durchdringt, an das, woraus er besteht. Einen derartigen Sachverhalt hat offenbar der Grieche vor Augen, wenn er in jedem Bestimmungsurteil den Artikel vor dem Prädikat fortläßt. Da das Griechische sehr wohl den Artikel kennt, dürfte das schwerlich ohne Grund geschehen sein. Der Grieche hat eben immer den Sachverhalt des zweiten Urteils vor Augen, der dem des ersten freilich äquivalent ist.

Hier bedarf es indessen noch schärferen Hinsehens. Das Was

im zweiten Sinne darf jedenfalls nicht mit der Stoffart, mit dem Material im Sinne des Stoffmoments, aus dem der Gegenstand geformt ist, identifiziert werden. Es ist ein Unterschied, ob ich sage: „Dies ist Holz“ oder „Dies ist aus Holz, ist hölzern“. Beides ist zwar äquivalent, aber es ist doch nicht so, daß „Holz“ der konkrete Stoff, das individuelle Materiemoment im Gegenstand wäre. Daß die Frage nach dem Was gelegentlich darauf geht, das Material zu erfragen, aus dem der Gegenstand gebildet ist, soll damit nicht bestritten werden.

Die Relation, die hier zwischen Subjektsgegenstand und Prädikatsbestimmtheit besteht, kann offenbar in keiner Weise die der Identität sein, auch nicht die einer partiellen. Die verschiedensten Gegenstände haben offenbar identisch dasselbe Was. „Fichtenholz ist Holz“ und „Buchenholz ist Holz.“ Die Prädikatsbestimmtheiten „Holz“ und „Holz“ für die beiden Subjektsgegenstände dieser Urteile sind offenbar identisch. Wäre nun dieses identische Holz etwas in den beiden Subjektsgegenständen, den Holzarten, identisch Enthaltenes, so wären diese selbst nicht nur gleich, sondern partiell identisch. Gleiche Gegenstände wären sogar total identisch. Das ist indessen offensichtlich falsch. Das Verhältnis von Subjekts- und Prädikatsgegenstand muß also im vorliegenden Fall ein anderes sein als das totaler oder partieller Identität. — Anders im Falle des vorher behandelten Identitätsurteils: In den Urteilen „Der Löwe ist ein Tier“ und „Der Adler ist ein Tier“ sind die beiden Prädikatsgebilde keineswegs notwendig miteinander identisch. Den Urteilen kann also sehr wohl Identität von Subjekts- und Prädikatsgegenstand zugrunde liegen.

Es scheint mir danach keine andere Möglichkeit zu bestehen, als das zweite Was, soweit es sich nicht um ein ausschließlich einem einzigen Gegenstand zukommendes Was handelt, als Idee aufzufassen. Dafür spricht vor allem seine Anumerität, ferner seine Identität als Prädikatsbestimmtheit in mehreren Urteilen. Das Was ist danach eine Idee in ihrer Rolle für ein Exemplar. Wie geartet muß dieses Exemplar aber sein, damit eine Idee sein Was ist? Offenbar so, daß es restlos in den Bereich der Idee nach ihrem alternativen und konstanten, obligatorischen und fakultativen Bestand hineinfällt. Diese Restlosigkeit des ideellen Entsprechens von Exemplar und Idee bildet den Unterschied des Was zum Wie.

Man kann hiergegen nun mit Ingarden einwenden, mit der Wasfrage wollten wir gar nicht die Art oder Gattung zu einem Gegenstand erfahren. Das sei zum mindesten nur in einem Teil der Fälle so, und dann laute die adäquate Frage: Welches ist die Art zu diesem Gegen-

stande? Diese Frage lasse sich aber in den meisten Fällen nicht ohne eine Sinnverschiebung substituieren. Daran ist unzweifelhaft etwas Richtiges. Es liegt darin, daß unser Interesse in der Wasfrage nicht bei der Art stehen bleibt, daß wir vielmehr etwas über den Gegenstand erfahren wollen, an dem sich das Was befindet. Wir wollen ihn in seiner Bestimmtheit durch das Was kennenlernen. Unsere „Supposition“¹⁾ ist gewissermaßen keine sachverhaltliche (dem Sachverhalt zugewandtes Verstehen) oder prädikatsgegenständliche, sondern eine subjektsgegenständliche: Wir wollen den Subjektsgegenstand in seinen Bestimmtheiten durch den Sachverhalt erkennen. Das ändert aber nichts daran, daß mindestens implizite zunächst die Artidee zum Subjektsgegenstand erfaßt sein muß. Durch diese Art hindurch wird dann erst der Subjektsgegenstand bestimmbar. Es ist so nicht weiter verwunderlich, daß es sehr verschiedene Was zu ein und demselben Gegenstand gibt, ebenso viele nämlich, als Arten und Gattungen zu ihm existieren (vgl. S. 220 f.). Um gleich in der Frage klar zu bezeichnen, welche Wasfrage erfragt ist, stellt man am besten die Frage in der Form „Was für ein A“, z. B. Tier, Charakter, und erwartet darauf eine Antwort mit dem nächstuntergeordneten, engeren Was.

Immerhin: Mit der Frage nach dem Was wollen wir in der Regel nicht die Art zu einem Gegenstand erkunden, sondern etwas an ihm selbst. Dies Etwas ist aber auch keine seiner Außenbestimmtheiten, wie Tierseiend, Metallseiend; das wäre wieder nur ein Wie, eine Wesensbestimmtheit, wäre die adäquate Antwort auf eine Wiefrage oder Wesensfrage. Das erfragte Was scheint vielmehr dasjenige zu sein, was die Artbestimmtheit letztlich im Inneren des Gegenstandes fundiert, also er selbst in seiner größeren oder geringeren Bestimmtheit durch seine Art- und Gattungsideen. Damit kehren wir wieder zur ersten Wasbedeutung zurück: Das Was ist der Gegenstand selbst auf Grund seiner verschiedenen Artbestimmtheiten erfaßt. Je höher (weiter) die Art, desto mehr wird der Gegenstand durch ein alternatives, gleichsam schematisches Was, ein „Schema“ (Ingarden), erfaßt. Es entsteht dann ein mehr oder weniger unbestimmtes Bild von ihm. Von einer Schichtung oder Ineinanderschachtelung der verschiedenen Was kann dabei keine Rede sein.

An dieser Stelle muß von unseren Ergebnissen aus noch kurz zu den von Hering im 2. Kapitel seiner Schrift besonders S. 508 ff. entwickelten Problemen und Lösungen Stellung genommen werden. Es ist nicht ganz leicht klar zu erfassen,

1) Vgl. Pfänder, Logik S. 176 (42). Innerhalb der sachlichen Supposition wird hier noch eine weitere Unterscheidung eingeführt.

was Hering in seinen Ausführungen jeweils meint. Seine Beschreibungen sind oft nicht eindeutig genug, um eine sichere Identifikation der von ihm gemeinten Gegenständlichkeiten zu erlauben. Ich gestehe, daß mir das nicht immer mit aller Sicherheit gelungen ist.

Hering sucht nach dem Ti eines Gegenstandes und findet es in seiner „Washeit“, seiner „Washaftigkeit“, seiner „Morphe“. Die Röte, Rotheit oder Rothaftigkeit ist z. B. das Ti eines Rotmoments, Pferdhaftigkeit das Ti eines Pferdes usw. Was ist nun aber die Röte anderes als das Rotsein, die Pferdhaftigkeit als das Pferdsein, sofern man nicht unter der Röte das Rote im Sinne des Rotmoments etwa in der Rose versteht, unter Schönheit den individuellen Schönheitswert, der am individuellen Kunstwerk haftet. In der Verkennung dieser Gebilde liegt das Proton Pseudos der Heringschen Untersuchungen. Wie Hering ganz richtig das So-sein vom So unterscheidet (vgl. S. 245), so hätte er auch vom Was das Was-sein abheben müssen. Er hätte dann in der Morphe als dem Was-sein die im Was und in der Beziehung zwischen Wasgegenstand und Idee fundierte Außenbestimmtheit des Wasträgers erkennen müssen, wie ihm das beim Wesen (So-sein) im Verhältnis zum So (Idee) glücklich gelungen ist.

So erscheint es als eine diametrale Umkehrung des wahren Sachverhaltes, wenn Hering die Morphe (eine Außenbestimmtheit) für das Fundierende, für den letzten Grund des Rotmoments im Gegenstande ausgibt. Nicht das Rotmoment ist auf das Rotsein des Gegenstandes begründet, sondern umgekehrt das Rotsein auf das Rotmoment und sein Verhältnis zur Idee Rot (vgl. S. 220). Dieser Einwand gilt in gleicher Stärke bezüglich der „Röte an sich“, der sogenannten *Wesenheit*. Freilich ist es mir nicht geglückt, endgültige Klarheit darüber zu gewinnen, was mit dieser *Wesenheit* eigentlich gemeint wird. Ich kann hier nichts anderes zu Gesicht bekommen als allenfalls die Idee des Rotseins. Die *Wesenheit* Röte an und für sich soll aber nach Hering nicht mit der Idee Röte identisch sein. Auch soll die *Wesenheit* Röte etwas schlechthin Selbständiges darstellen. Röte bleibt aber auch als Idee immer Rotsein von etwas, ist immer auf einen Träger bezogen. Röte für sich wäre also entweder die Idee Rot oder das Rotmoment. Es ist mir hiernach nicht möglich, eine Stelle für das prätendierte Phänomen der *Wesenheit* aufzufinden. Es versteht sich, daß ich auch mit den Ingardenschen Untersuchungen nichts anzufangen weiß, soweit sie ein solches Gebilde zugrunde legen.

§ 45. Das Verhältnis von Was und Wie.

Im Anschluß an Aristoteles' Kategorienlehre werden gewöhnlich die Sphären des Ti und des Poion vollständig voneinander getrennt; so auch bei Hering (a. a. O. S. 532). Die Konsequenz müßte sein, daß uns das Ti gegeben sein könnte, ohne daß darin das Mindeste vom Poion enthalten wäre, und umgekehrt. Trifft das nun aber zu?

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir auf die im Vorangehenden unterschiedenen Bedeutungen von Was und Wie zurückgreifen und sie miteinander vergleichen. Nehmen wir zunächst Was und Wie als Ideen. Die Wasidee ist dann die Idee, die unter ihren obligatorischen und fakultativen, konstanten und alternativen

Materialelementen die ideellen Korrelate der sämtlichen Elemente des ihr ideell entsprechenden Wasträgers enthält, während die Wie-idee nur die eines Teils der Elemente des Wieträgers enthält. Ihrem Umfang nach verhalten sich also Was und Wie wie Ganzes und Teil zueinander. Nicht als ob die Wie-idee in der Was-idee enthalten wäre. Wie wir früher gesehen haben, kann eine Idee niemals in einer anderen enthalten sein, sondern allenfalls können das ihr inhaltgleiche numerische Elemente. Immerhin ist es so, daß wir aus dem vollständig gegebenen niedersten Was auch das Wie ableiten können. Wir brauchen nur die einzelnen Materialelemente der Wasidee selbständig „in Idee“ zu setzen. Dagegen ist uns mit dem Wie nie notwendig das Was gegeben. Zwar kann das Was durch das Wie sehr wohl näher bestimmt werden. Durch Verbindung mit dem allgemeinsten Was „Gegenstand-überhaupt“ läßt sich sogar aus jedem Wie ein weiteres oder engeres Was ableiten. Aber das Wie erlaubt nur dann eine eindeutige Bestimmung des Was, wenn uns entweder sämtliche wesentlichen Wies gegeben sind, oder wenn durch irgendwelche besonderen Umstände (apriorischer oder aposteriorisch-okkasioneller Natur) aus dem einen Wie auch die sämtlichen anderen abgeleitet werden können.

Auch wenn wir nun, um die anderen leicht zu durchschauenden Verhältnisse zwischen den verschiedenen Bedeutungsmöglichkeiten von Was und Wie zu übergehen, das Verhältnis von Was im Sinne des gesamten mehr oder weniger artbestimmten Gegenstandes und des Wie im Sinne der Außenbestimmtheit eines Gegenstandes im Hinblick auf eine Idee betrachten, finden wir wieder kein Verhältnis von Ganzem und Teil. Trotzdem besteht auch hier eine äußerst innige Sachbeziehung zwischen Was und Wie. Ist uns das Was bekannt, so sind uns damit im Verhältnis zu den Ideen auch die jeweiligen Wie-außenbestimmtheiten ohne weiteres mitgegeben. Umgekehrt, da jede Außenbestimmtheit im Inneren des Bestimmtheitsträgers fundiert ist, vermittelt uns jede Außenbestimmtheit auch eine mehr oder weniger bestimmte Kenntnis von dessen Innenstruktur. Formal-ontologisch mag also ein strenger Unterschied zwischen Was und Wie bestehen, sachlich hängen sie in engster Weise miteinander zusammen, fast so eng wie Ganzes und Teil. Das eine kann aus dem anderen weitestgehend abgeleitet werden.

Trotzdem ist die Angabe des Was der des Wie niemals völlig gleichwertig (vgl. Pfänder, Logik S. 186). Durch das Was wird der ganze Gegenstand gleichsam mit einem Schlage gegeben, sei es auch in größerer oder geringerer Unbestimmtheit. Wir werden einer

Reihe von sukzessiven Veranschaulichungs- und Kombinationshandlungen überhoben. Das Was gibt uns bereits die fertigen Anschauungsbilder der Gegenstände, selbst wenn sie sich aus den verschiedenen Wies ebenso eindeutig bestimmen lassen; so etwa, wenn wir einen Gegenstand bestimmen als eben, viereckig, gleichseitig, rechtwinklig. Wir erhalten damit nur die Gegenstandselemente, die erst noch geordnet und zusammengesetzt werden müssen. Deshalb stellen wir die Wasfrage immer vor der Wiefrage. Auf diese kommen wir erst zurück, wenn wir mit jener nichts mehr erreichen. Durch die Wies werden dann die verbliebenen Unbestimmtheitsstellen im Gegenstand ausgefüllt und bestimmt. Das ist auch der Grund, weswegen wir unbefriedigt sind, wenn uns auf unsere Wasfrage mit lauter Wies geantwortet wird. Und auf denselben Grund geht es zurück, wenn Voltaire sagt: Le substantif est l'ennemi de l'adjectif. Das Substantiv verdrängt das Adjektiv wie das Was das Wie.

Zusammenfassung.

Ziel der Arbeit ist die ontologische Untersuchung des Wesens der Idee, unter der im wesentlichen dasselbe verstanden wird wie bei Plato; abgesehen wird von der Frage nach ihrem Dasein und ihrer Seinsart. Nächste Aufgabe ist dabei, denjenigen Zug an der Idee zu finden, der die Idee zur Idee macht und den alle Ideen teilen, das sogenannte Ideeitätsprinzip. Vielfach hat man vermutet, daß dies in der besonderen Anordnung der Elemente in der Idee liege. Aber die aus mehreren Elementen zusammengesetzten Ideen bilden überhaupt nur eine Art der Ideen. Es gibt daneben auch einfache Ideen, die als solche natürlich keinerlei besondere Anordnung von Elementen mehr aufweisen können. Diese bisher nur wenig untersuchten einfachen Ideen waren deshalb als besonders wichtige und ausgezeichnete Art in den Vordergrund zu stellen. Dabei waren freilich verschiedene Vorfragen zu klären. Was heißt überhaupt Einfachheit? Kann es einfache Gebilde geben? Der Beantwortung dieser und einiger für die Untersuchung der Idee sonst wichtiger ontologischer Fragen dient der erste Abschnitt der Arbeit.

In ihm werden zunächst sechs Bedeutungen von Einfachheit unterschieden, unter denen sich die der Teillosigkeit und der Unteilbarkeit als besonders wichtig abheben. Unter Einfachheit wird dann in der Arbeit so viel wie Unteilbarkeit verstanden. Es mußte deshalb zunächst untersucht werden, worin das Wesen der damit für unmöglich erklärten gedanklichen Teilung besteht, und eine Übersicht über die

möglichen Arten der Teilung geschaffen werden. Es mußten ferner die Bedingungen ermittelt werden, unter denen Teilungen an einem Gegenstand möglich bzw. unmöglich sind. Drei Arten von Teilung werden so unterschieden:

1. Die *Zerlegung*: Durch sie wird ein Gegenstand mit bereits vorgezeichneter Gliederung an den Gliederungsgelenken auseinandergenommen. Sie ist da ausgeschlossen, wo ein Gegenstand keine Gliederung mehr besitzt, völlig homogen ist. Ob und wann das der Fall sein wird, läßt sich nur bei adäquat gegebenen Gegenständen sicher und a priori erkennen, also nur in den wenigsten Fällen.

2. Die *Zerstückung*: Durch sie wird der Gegenstand ohne Rücksicht auf innere Gliederung an beliebigen Stellen zerschnitten. Vorbedingung dafür ist, daß sich der zu teilende Gegenstand durch ein „Feld“ hindurch ausbreitet, in das beliebige Einschnitte gelegt werden können. Zerstückung läßt sich, wie a priori feststeht, in infinitum wiederholen, wo sie nur einmal in Frage kommt.

3. Die *Zersetzung* in unselbständige Teile (Momente), wie Tonhöhe, Tonfarbe usw. Ihre Möglichkeit ist dadurch bedingt, daß zwei in sich sonst homogene Gegenstände zueinander im Verhältnis ungleichmäßiger, „differenzierter“ Ähnlichkeit stehen, die sich aus zwei sich voneinander abhebenden Unterrelationen zusammensetzt. Als Träger dieser Unterrelationen lassen sich dann in den ursprünglichen Gegenständen die Momente aufdecken. Wo die Grenzen der Zersetzung liegen, läßt sich a priori nur dann ausmachen, wenn feststeht, daß es zu einem Gegenstand wesensmäßig keine differenziert-ähnlichen Gegenstände mehr geben kann. Sonst gibt es unzersetzbare Elementarmomente nur relativ auf einen bestimmten uns jeweils zugänglichen Bestand von Gegenständen, der die Zersetzungsmöglichkeiten für uns eindeutig festlegt. Anschließend wird das Wesen des Moments und der eigentümlich fundierten Akte, in denen es uns adäquat gegeben ist, zu verdeutlichen gesucht. Ferner wird das Elementarmoment vom Empfindungsinhalt unterschieden, mit dem es sich nach den Begriffen der traditionellen Psychologie zu decken scheint. Es werden dann noch zwei Gegenstandsklassen auf ihre Einfachheit untersucht, die sich im Fortgang als besonders wichtig erweisen, die Relationen und die Funktionsgebilde. Bei den Relationen, die dabei einer grundsätzlichen Analyse unterzogen werden, kommt eine unmittelbare und eine mittelbare Teilung (durch Teilung der Relationsträger vermittelt) in Betracht. Auf die Relationen sind (notwendig zusammengesetzte) Relationsbestimmtheiten gegründet, die als Außenbestimmtheiten den Innenbestimmtheiten (Teilen) der

Gegenstände gegenübergestellt werden. Die Funktionsgebilde (rein funktionierende Begriffe, wie „und“, „oder“) sind wesensmäßig zusammengesetzt. Sie sind Gebilde, die den Vollzug eines bestimmten gedanklichen Vorgangs fordern, ein eigenartiges Sollen zum Inhalt haben, das freilich nicht aus sich gilt, sondern nur gedanklich gesetzt ist.

Im zweiten Abschnitt wird dann das Ideeitätsprinzip ermittelt. Nach einer Übersicht über die verschiedenen Arten von Ideen wird gezeigt, daß die Idee niemals ein irgendwie gearteter Teil im Individuell-Numerischen sein kann, daß also auch keinerlei Abstraktion (Fortlassung) aus diesem eine Idee macht und daß folglich Abstrahiertheit kein Wesenszug der Idee ist. Auch der allen Ideen gemeinsame Mangel der Realität ist keine sie speziell auszeichnende Bestimmtheit. Selbst das Fehlen der Individualität ist für die Ideeität nicht entscheidend, wie die unindividuellen Zahlgebilde und Funktionsgebilde zeigen, die noch keine Ideen sind. Die für die Idee wesentliche Eigentümlichkeit ist, daß jede in ihrer Art wesensmäßig einzig ist. Das kann seinen Grund nur darin haben, daß die Idee „anumerisch“ (anzahllos) ist, so daß sie sich selbst in Gedanken nicht vervielfachen läßt. Das ist auch der einzig berechtigte Sinn, in dem Allgemeinheit als etwas für die Idee Konstitutives angesprochen werden kann. Anschließend wird das Verhältnis von Idee und Exemplar untersucht und als eigenartige „ideelle Entsprechensrelation“ erkannt. Weiter werden Akte namhaft gemacht, in denen uns besonders deutlich die anumerische Idee adäquat gegeben ist (etwa bei der reflektierten Subsumtion eines Falls unter einem „allgemeinen Begriff“ und in anderen Fällen), sowie die Akte der Ideation oder Idee-Entwurfung untersucht. Eine adäquate Erfassung der Idee läßt sich dagegen nicht erzielen durch Akte, wie die des unanschaulichen Meinens oder durch bloßes Denken, das für sich allein niemals zu einer Erkenntnis führen kann.

Im zweiten Abschnitt wurden die Ideen nur auf das ihnen allen Gemeinsame, auf ihre gleichsam formale Seite hin untersucht. Für ihr Wesen ist aber auch ihre besondere inhaltliche Struktur bedeutsam. Keine Schwierigkeiten machen in dieser Hinsicht die einfachen Elementarideen, die der dritte Abschnitt kurz untersucht. Sie entsprechen inhaltlich jeweils den numerischen Elementargegenständen, wie sie im ersten Abschnitt ermittelt wurden. Sie sind ihrer inhaltlichen Struktur nach ebenso anschaulich geschlossen wie diese; sie sind Eidä (von εἶδος, Gestalt). Bemerkenswert ist, daß etwaige künstliche Teile von noch in einer Art teilbaren Elementarideen selbst keine Ideen sind, sondern ideell-numerisch sein müssen.

Der vierte Abschnitt hat dann die inhaltliche Struktur der zusammengesetzten Ideen oder Komplexideen zum Gegenstand. Von ihnen zeigen die qualitativ vollbestimmten, die niedersten Arten, eidetische Struktur, wie die Elementarideen. Bei den nicht vollbestimmten höheren Komplexideen ist dagegen diese Struktur unmöglich. Denn sie enthalten inhaltliche Elemente, die in einem geschlossenen Eidos unvereinbar wären (Lockesches Dreieck). Ihre „Materialelemente“ müssen vielmehr innerhalb der Idee voneinander gesondert nebeneinanderstehen. Verbunden sind sie nur durch eigenartige Funktionselemente. Es zeigt sich nämlich, daß die Materialelemente nicht inbegriffartig nebeneinanderliegen, sondern in eigentümlicher Weise zusammenwirken, um die Entwerfung von vollbestimmten Bildern zu ermöglichen (Verbildlichung), entweder alternativ (als Alternativelemente) oder kombinativ (als Konstantelemente), je nachdem nur eins oder das andere aus einer Gruppe von Materialelementen oder alle zur Entwerfung einer vollwertigen Verbildlichung mitzuwirken haben, und entweder obligatorisch oder fakultativ, je nachdem ihre Beteiligung dabei unentbehrlich oder entbehrlich, aber zulässig ist. Derartige Gebilde decken sich zwar nicht mit dem, was wir naiv vor Augen haben, wenn wir von höheren Komplexideen etwa dem Staat, der Wissenschaft reden. Sie stimmen aber mit dem überein, was wir unter der „Idee vom“ Staat usw. verstehen. Solche „Ideen von“ entsprechen auch den komplexen Eidä; sie bestehen dann lediglich aus konstanten Materialelementen und kombinativen Funktionselementen und heißen deshalb Konstantideen. Ihr Gegenstück bilden die reinen Alternativideen, die ausschließlich Alternativelemente und alternative Funktionselemente enthalten, also nichts, was allen unter sie fallenden Exemplaren gemeinsam ist. Alternativideen lassen sich einteilen in einschichtige oder mehrschichtige, je nachdem sie nur eine Lage von einfachen Alternativelementen oder mehrere übereinandergeschichtet enthalten, ferner in formale oder materiale; formale Ideen sind solche Alternativideen, bei denen die Materialelemente inhaltlich fast unbegrenzt alternativ und ihrer Funktion nach fakultativ sind. Eine Verbindung von Konstant- und Alternativideen bilden die Teilkonstantideen, bei denen ein Teil der Materialelemente konstant, ein anderer alternativ ist.

Der Inhalt der höheren Komplexideen kann adäquat veranschaulicht werden, entweder direkt durch Vergegenwärtigung aller ihrer Elemente (was sich meist nicht durchführen läßt), oder indirekt durch Erfassung des „Bildungsgesetzes“, nach dem die Materialelemente zusammenhängen. Daneben gibt es eine Reihe von in-

adäquaten Gegebenheitsakten, wie Veranschaulichung durch Beispiel usw. — In groben Zügen wird dann noch die Frage nach der Möglichkeit von Individualideen (die jeweils auf ein ganz bestimmtes Individuum Bezug nehmen) behandelt und bejaht. Der Unterschied der anschließend kurz untersuchten echten und unechten Artideen wird in der verschiedenen engen Angepaßtheit an die Wesensstruktur der Einzelgegenstände erblickt. Die exakten und inexakten Ideen werden danach unterschieden, ob die ideelle Zugehörigkeit von Einzelgegenständen zu ihnen immer eindeutig entschieden werden kann, oder wesensmäßig nach den Grenzen zu immer unbestimmter wird. Schließlich wird noch auf die kinetischen Ideen als einen Sonderfall der Alternatividee hingewiesen, deren Eigenart darin besteht, daß ihre Exemplare die Materialelemente der Idee, der sie entsprechen wollen, sukzessiv zu verwirklichen haben. Auch der ontologische Ort der Rankeschen Ideen wird hier kurz (mehr negativ als positiv) bestimmt.

Im ersten Teil des fünften Abschnittes wird das Verhältnis von Idee und Begriff bestimmt. Die Schwierigkeit liegt dabei darin, daß über das Wesen des Begriffs keine volle Klarheit besteht. Die traditionelle Ansicht unterscheidet bei den Ausdrucksgebilden nur zwei Schichten, Worte und von ihnen gemeinte Gegenstände. Soweit diese Gegenstände allgemein sind, nennt man sie Begriffe. Ein Unterschied zu den Ideen besteht so natürlich nicht mehr. Anders, wenn man im Sinne der Anschauungen von Husserl und — ausgeprägter — Pfänder allgemein zwischen Wort und Gegenstand eine dritte Schicht, die der Meinungsgebilde, schiebt, durch die der Gegenstand (gleichgültig, ob Individuum oder Idee) erst entworfen wird. Hier ergibt sich ein durchgehender klarer Unterschied zwischen Idee und Begriff. Doch ist dieser Aufbau dadurch gefährdet, daß bei den einfachen Ausdrücken (wie Sokrates, Gold) das Wort unmittelbar auf den Gegenstand hinzuweisen scheint. Einfache direkt-entwerfende Begriffe gibt es nicht. Nur wo ein Gegenstand indirekt durch eine Mehrzahl von Bestimmtheiten hindurch entworfen wird (z. B. als „der Sieger von Austerlitz“), scheint sich vor den Endgegenstand (Napoleon) eine Zwischenschicht zu schieben. Sie setzt sich aus unmittelbaren Meinungsgegenständen zusammen, die in gemeinschaftlicher Funktion die Entwerfung des Endgegenstandes ermöglichen. Hier ist es, wo auch die Sprache deutlich vom Begriff eines Gegenstandes (eines Individuums oder einer Idee) redet. Auch dieser Begriff ist aber von der Idee verschieden, sogar von der „Idee von“, mit der er manche Verwandtschaft zeigt.

Eine andere Verwechslung, die von Idee und Wesen, war besonders im Anfang der Phänomenologie störend. Auch hier mußte

zunächst das Wesen genauer bestimmt werden. Ausgehend von der adäquaten Antwort auf die Frage: Worin besteht das Wesen von . . .? ergibt sich die auffallende Tatsache, daß der unmittelbare Sinn von Wesen auf ein So-sein, z. B. Schwefel-sein, also auf eine Außenbestimmtheit des Wesensträgers hinweist. Letztlich richtet sich aber unser Interesse immer auf die Innenbestimmtheiten, auf die Wesensstruktur, die diese Außenbestimmtheiten begründet und die den Wesenskern des Wesensträgers ausmacht; dabei wird auch die Methode der Wesensschau kurz beleuchtet. Für alle diese Fälle ergibt sich ein durchgehender Unterschied von Wesen und Idee. Ferner werden noch die eigentümlichen Gebilde des Was und des Wie eines Gegenstandes und ihr Verhältnis zueinander betrachtet. Sie sind, wie wieder die Analyse der Antworten auf die Was- und Wiefragen zeigt, z. T. in einem unmittelbaren Sinn mit bestimmten, ihren Trägern übergeordneten Ideen identisch. Ihr letzter Sinn weist aber gleichfalls auf etwas in den Was- und Wieträgern selbst zurück, das zwar meist in einer Beziehung zu Ideen fundiert ist, sich aber von diesen eindeutig unterscheidet.

Sachregister.

Abstraktion 20, 50 ff., 89 ff., 168, 179, 182	Anschauung, schematische 186	indirekter (unerfüllter) 202.
— herausnehmende 20	anumerisch 99	Begriff als begriffene Sache 209
— ausscheidende 20	Art 85 ff., 140, 194 f.	„Begriff“ im neu aufgenommenen Sinn 212
Abteilung 20 f., 39	— echte 191 und unechte 191 f.	Begriffsbildung 208
Ähnlichkeit 67 f.	— exakte 193 f. und in-exakte 193 ff.	Beispiel 107 Anm., 188
— totale undifferenzierte 31 ff.	— und Idee 195 f.	Beschreibung 49 f.
— differenzierte 32 ff.	Atom 16, 18	Bild der Idee 157
allgemein 104 ff.	Außenbestimmtheit 71 ff.	Bild und höhere Idee 142
„Allgemeinheit“ 178.	Bedeutung 199 f., 204	Bildformelrelation 168, 178, 182
alloiogen 15	— einfache 201 und zusammengesetzte 201, 210 ff.	Bildungsgesetz der Komplexidee 184 ff., 173.
Alternans 157	„Begriff“ im bisherigen Sinn; s. auch Bedeutung	commune 104.
Alternativemente s. Materialelemente, alternative	— formaler 199 und objektiver (=Gegenstand) 199	Denken 123 ff.
Amer 16	— direkter (voller) 202 und	Disjunktion 155.
Alternatividee 168 ff.		Eidos 4, 136
— einschichtige 174 ff.		
— mehrschichtige 175 ff.		
Analyse 21		
Analytisches Hören 41 f.		
Anschauung 121		

Einfach	Gleichheit, exakte und in-	Individuationselement 189
6 Bedeutungen 12 ff.;	exakte 66	Individuationsprinzip 84,
ferner	— absolute 95, 181	190
metaphys. Bed. (= Un-	Greiform (begriffliche) 207	Ingrediens 110
ableitbarkeit) 17	Grenze 18, 25, 209 f.	Inhaltrelation 62, 65 ff.
sensualist. Bed. (= Sin-	Hinsicht 31, 116.	Arten 32 f.
nenherkunft) 58 Anm.		Innenbestimmtheit 70
Elementarglied 23	Idealtyp 140 f., 166	Intensität (Gegensatz: Qua-
Elementargliedidee 131	Ideation (Idee-Entwerfung)	lität) 24, 36 f., 58
Elementareidos 136	113 ff.	Intentionalbeziehung 64
Elementaridee 130 f.	Idee 2 f., 84 ff., 101	Interjekt 63
Elementarmoment 40 ff.	— niedere (= engere 175),	Irrealität 92
Elementarmomentidee 131	und	Isolierung s. Verselbständi-
Elementarrelation 68 ff.	— höhere (= weitere 175)	gung.
Empfindung 56 ff.	86 f., 138, 141 ff.	Kantsche 2. Antinomie 26 f.
Empfindungsdatum 59 f.	— niederste (= engste)	Kategorial 75, 118 f.
Entsprechen (ideelles) 108	85 ff., 138, 139 ff., 175,	Kausalrelation 63 f.
essentia 37	179	Kombinans 159, 176
Exemplar 106 f.	— formale 177 und mate-	Kombinativelemente s. Mate-
— unindividuelles 83, 96 f.	riale 177	rialelemente, kombi-
existentia 37.	— statische 195 und kine-	native
Fakultativelemente s. Mate-	tische 195	Komplexeidos 139, 163
rialelemente, fakulta-	— Art und Gattung 195 f.	Komplexidee 137 ff., 163
tive	Idee im engeren Sinn oder	Konstantelemente s. Mate-
Feldreduktion 60	„Idee von“ 87, 160 ff., 163	rialelemente, konstante
Formmoment (Gegensatz:	Idee im Kantischen und	Konstantidee 165.
Materiemoment) 28	neuen Husserlschen Sinn	
Formal-material s. Idee und	2, 4, 183	Lageverhältnis 62 f.
Ontologie	Ideebild 157	Lockesches Problem 143 ff.,
Fundament 34 f., 63	Idee-Elemente 103, 134	146, 151, 185.
Fundat 63	Idee-Entwerfung (Ideation)	
Fundierung 54	113 ff., 168, 179 f., 182	Materialelemente 148
— Arten 54 f.	Ideeität 84	— alternative 149 und kon-
Funktionsbegriffe 75 ff.	Ideeitätsprinzip 84	stante 149
Funktionselemente (der	Ideelles Entsprechen s.	— obligatorische 150 f. und
höheren Komplexidee)	Entsprechen	fakultative (= stellen-
152 ff.	Ideelles Sein (Ideellität)	alternative 151) 150
Funktionsgebilde 74 ff., 79 ff.	56, 92 f.	— kombinatorische 159, 176
Funktionsziel 79.	Ideenschau 117 f., 128	Materialgehalt 110
	Ideeveranschaulichung	Materiemoment (Gegensatz:
Gattung und Idee 86 f.,	112 f., 135, 158, 182 ff.	Formmoment) 28
195 f.	Ideeverbildlichung 158.	Mathematisches 25, 77, 95 ff.,
Gegenstand 87, 205 f.	Inbegriff 153	103
Gegenstandstheorie (Mei-	Individualidee 188 ff.	Meinen 50 ff., 121 ff., 123
nong) und Ontologie 7	Individualität 82 f., 93 ff.,	Merkmal 152 f.
„Gemeinsame Merkmale“	188	Metaphysik 7
als Elemente der Idee	— formale 94 f.	Moment 28
169, 173, 180	— qualitative 95	Morphe s. Washeit, Was-
Gleichheit 65 ff., 116 f.	Individualmoment 189	haftigkeit.

Normaltyp 140 f.	Schema 186	Unterscheiden 19.
Numerisationselement 190	— bei Ingarden 226	Variable 156
numerisch 82 f., 96 ff.	Schematisch s. Anschauung	Verbildlichung 158
Numeritätsmoment 190.	So- (als Index niederster Arten) 85	Vergleich 65 f.
obligatorisch s. Material- elemente	Sollcharakter 80, 132	Verschiedenheit 67 f.
Ontologie 5 ff.	Sollensmaterial 80	— totale undifferenzierte 31 f.
— formale und materiale 6 f., 178	Sollensgebilde 79 ff.	— differenzierte 33 ff.
Ontologische Methode 9 f.	Sollensziel 80	Verselbständigung (Isolie- rung) 19
Partie 15	So-sein 217 ff.	Vertretung 130, 186.
Phänomenologie 8 f., 28, 112, 123, 188	Sosein 1, 216 f.	Vollbestimmt 138.
— gegenständliche 58, 61	Stelle 139	Was 225 ff.
Psychologisches 10, 36, 57 ff.	Stellenalternativ s. Material- elemente, fakultative	Washeit, Washaftigkeit (Morphe) 229 f.
Pluralideen 102 f.	Stellungsrelation 62 ff.	Wesen 215 ff.
principium identitatis in- discernibilium 94 f.	Stück 22.	1. letztes, eigentlichstes s. Wesenskern
Quale 102	Taktisch s. Stellungsrelation	2. unmittelbares oder „We- sen von“ 218
Qualität (Gegensatz: Inten- sität) 36 f., 58.	Teil 14 f.	3. = Sosein (Gegensatz: Dasein) 216 f.
Reduktion	— natürlicher 15	Wesenheit 132, 229
— eidetische 113	— künstlich - gedanklicher 15	Wesenskern 221
— Feld- 60	Teilhaltig 14 ff.	Wesensstruktur 220
— phänomenolog. 1, 217	Teillos 16	Wesensschau 220
Relation 61	Teilung 17 ff.	Wie 222 ff., 229 ff.
Relata 72	Tonphänomenologisches 40 ff.	Zahlen 83, 96 f.
Relationsbestimmtheit 71 f., 44 f., 171 f.	Trennung 19	Zerlegung 21
Relationsgrundlagen 63.	Typus 140 f.	Zersetzung 28 ff., 35
Sachverhalt und Relation 24	Überhaupt (als Index der Idee) 85 f.	Zerstückung 23
Sachverhaltsbestimmtheit	Unbestimmtheit 106, 138, 141 f.	Zerteilung 20
74, 218	universale 105	— direkte u. indirekte 68 ff.
	unteilbar - Einfaches 16 f., 21 ff.	Zubehör 72
	— System 46	Zusammensetzung 26 ff.